WIDENER LIBRARY
HX CRDM

KSG 2427

Otto Griesbach gesamm.

1950 g 1104

Lbl
1061

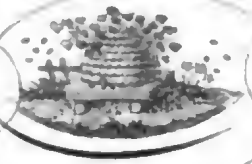
Digitized by Google

Das Karlsruhe

Unterhaltungsblatt.

Ein für alle Stände, Jung und Alt, interessantes und belehrendes

Bilderwerk



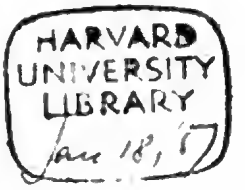
Dritter Jahrgang.

Tab. I – LII.

KARLSRUHE
in der C.F. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1830.

Digitized by Google

A
KSG2427



Digitized by Google

KARLSRUHER

Unterhaltungs-Blatt.

Dritter Jahrgang 1830, enthält 52 Nummern mit 52 Abbildungen.

Inhalt.

I. Abtheilung:

Naturhistorische Gegenstände mit Abbildungen.

In alphabetischer Ordnung.

	Seite.
Aetna	169
Algier	69 73 77
Aloe	85
Ameisenfresser, der große	41
Arracacha	117
Arkona	49
Bär, der	177
Bethlehem	153
Brasilien	181 185
Caschemirziege	109
Diamantwascherei	113
Elstern	133 161
Eisfelder	5
Eispallast zu St. Petersburg	17
Gemse	53
Hekla	173
Heuschrecke, die größte	9
Hindus	13
Jaguar	61
Kasper Hauser in Nürnberg	1
Laternenträger	121
Meerschildkröte	165
Naide, die geschlängelte	81
Narval	137
Nashorn, das	201
Neapel	97 101 105
Nelumbo, die prächtige	33
Nilpferd, das	189
Paris, mit Plan	141
Papiernautilus	129
Rennthier, das	149
Residenz des Dalai-Lama in Lassa	28
Salzseen	205
Schifffahrt im Staate von Gingyre	93
Seidenwurm	45
Siamesen, die zusammengewachsenen	65
Stiergefechte der Spanier	21
Telegraphen	145
Termiten	213
Thalbewohner der Halbinsel Krimm	37
Veilchen, das	57
Vesuv	125
Wallenstein vor Stralsund	193
Wasserhosen	209
Wolf, der	25
Zitteraal, Zitterroche	157

Digitized by Google

II. Abtheilung:

Erzählungen, Anekdoten, Aphorismen ꝛc.

In chronologiſcher Folge.

	Seite.
Aphorismen.	4
Räthſel und Charaden von Hebel.	8
Verſchiedenes.	12 u. 20
Wohlthun und Dankbarkeit.	22
Anekdoten. — Verſchiedenes.	40 u. 44
Die Gemſenjäger.	57
Verſchiedenes. — Aphorismen.	92
Vaterländiſche Mährchen.	
3) Das Suggenthal.	93
4) Das Burgfräulein auf Wißneck.	103
Die Macht der Gewohnheit.	96
Ein Finke entdeckt eine Mordthat.	99
Anekdoten.	108
Alexander der Große.	111
Die Macht der Freundſchaft.	122
Der kaiſerliche Bettler.	130
Bittſchrift.	132
Die Entdeckung Amerikas durch Chriſtoph Columbus.	134
Verſchiedenes.	136
Kurze Beſchreibung von Paris.	150
Anekdote.	168
Der gute Sohn.	170
Eine indiſche Anekdote.	175
Aphorismen.	176
Rettung zweier Matroſen von einer wüſten Inſel.	179
Die kleine Marie.	187
Der befreite Sclave.	190
Verſchiedenes.	200
Die Wittwe.	202
Gelungene Liſt.	204
Wenn die Noth am größten, iſt uns Gott am nächſten.	207
Anekdote.	212
Joachim Nettelbeck.	214
Lied am Sylveſter.	219

Digitized by Google

Alphabetiſches Verzeichniß

der zu dem dritten Jahrgang 1830 gehörigen Tafeln.

	Tab.
Aetna	XLII.
Algier	XVIII. XIX. XX.
Aloe	XXII.
Ameiſenfreſſer, der große	XI.
Arracacha	XXIX.
Arkona	XIII.
Bär, der	XLIV.
Bethlehem	XXXVIII.
Braſilien	XLV. XLVI.
Caſchemirziege	XXVII.
Diamantwaſcherei	XXVIII.
Elſtern	XXXIII. XL.
Eisfelder	II.
Eispallaſt zu St. Petersburg	V.
Gemſe	XIV.
Hekla	XLIII.
Heuſchrecke, die größte	III.
Hindus	IV.
Jaguar	XVI.
Kaſpar Hauſer in Nürnberg	I.
Laternenträger	XXX.
Meerſchildkröte	XLI.
Naide, die geſchlängelte	XXI.
Narval	XXXVI.
Nashorn, das	XLIX.
Neapel	XXIV. XXV. XXVI.
Nelumbo, die prächtige	IX.
Nilpferd, das	XLVII.
Paris, mit Plan	XXXV.
Papiernautilus	XXXII.
Rennthier, das	XXXVII.
Reſidenz des Dalai-Lama in Laſſa	VIII.
Salzſeen	L.
Schifffahrt im Staate von Gingyre	XXIII.
Seidenwurm	XII.
Siameſen, die zuſammengewachſenen	XVII.
Stiergefechte der Spanier	VI.
Telegraphen	XXXIV.
Termiten	LII.
Thalbewohner der Halbinſel Krimm	X.
Veilchen, das	XV.
Veſuv	XXXI.
Wallenſtein vor Stralſund	XLVIII.
Waſſerhoſen	LI.
Wolf, der	VII.
Zitteraal, Zitterroche	XXXIX.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Kaspar Hauser.

Digitized by Google

No.ro 1. Dritter Jahrgang 1830. (1)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst ꝛc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten.

Das Abonnement hierauf beträgt für die Abonnenten des Intelligenzblattes vierteljährlich . 48 kr.
auswärts per Jahr . . . . . fl. 5 12 kr.
der Ladenpreis . . . . . fl. 7 48 kr.

Doch erhalten diejenigen, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die früheren — in 4 Auflagen erschienenen — Jahrgänge in obigem Abonnementspreis.

Kaspar Hauser in Nürnberg.

(Mit Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. I.

Der geneigte Leser erhält hier aus dem National-Kalender für 1830 das Bild und die ausführlichere Geschichte eines jungen Menschen, dessen trauriges Schicksal wirklich allgemeine Theilnahme erregt, weil auf geheimnißvollere, dreistere und grausamere Weise wohl selten jemand, wie der arme Kaspar Hauser, behandelt und verfolgt wurde.

Am zweiten Pfingstfeiertage nämlich, Montags den 26. Mai 1828, Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr, begegnete einem Nürnberger Bürger am Eingange der Kreuzgasse, bei dem sogenannten Unschlittplatze, ein junger Mensch, dem Anscheine nach sechszehn bis achtzehn Jahre alt, ohne Begleitung, und fragte ihn nach der Neuthorstraße. Der Bürger erbot sich, dem jungen Menschen den Weg dahin zu zeigen, und begleitete ihn; während dessen zog dieser aus seiner Tasche einen versiegelten Brief, worauf die Adresse stand:

An Tit. Hrn. Wohlgebohrner Rittmeister bei der
4. Esgataron bey 6. Schwolische Regiment
in Nierberg.

und dieß bewog den Bürger, mit ihm auf die Wache vor dem neuen Thor zu gehen, um dort am ersten Auskunft zu erlangen. Auf dem weiten Wege dahin suchte der Bürger ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, überzeugte sich aber bald, daß wegen Mangels an Begriffen, solches bei ihm nicht möglich sey. Am neuen Thore angelangt, wurde der junge Mensch, nach Vorzeigung des gedachten Briefs, an das nicht weit davon entfernte Haus gewiesen, in welchem der bezeichnete Herr Rittmeister wohnte. In dessen Abwesenheit bemühte sich der Bediente, den jungen Menschen möglichst auszufragen, konnte aber keine befriedigende Antworten erlangen, und, als inzwischen der Herr Rittmeister zurückgekommen war, den Brief gelesen, aber sich ebenfalls vergebens bemüht hatte, dessen ihm ganz fremden räthselhaften Inhalt bei dem jungen Menschen näher zu erforschen, wurde solcher nebst diesem Briefe noch an jenem Abend dem Magistrat übergeben.

Aus dem ersten, von einem Magistrats-Polizeibeamten mit ihm vorgenommenen Verhör, ergaben sich die abgerissenen, kurzen Antworten: daß ihm weder der Ort, noch die Gegend seiner Geburt oder seines Aufenthalts, noch seine Herkunft bekannt, und daß er von demjenigen Unbekannten, bei welchem er „alleweil" (immer) gewesen, bis an das

Digitized by Google

„große Dorf" (Nürnberg) gewiesen worden sey, wo sich alsdann derselbe entfernt habe.

Ob nun schon dieses erste Verhör und die Art und Weise, wie er sich dabei benahm, keine Veranlassung gaben, anzunehmen, daß Blödsinn oder Verstellung zu Grunde liege, sondern vielmehr auf die Meinung führen mußte, daß dieser junge Mensch von seiner Kindheit an, mit Entbehrung aller menschlichen Gesellschaft, auf die unmenschlichste Weise in einem thierähnlichen Zustande einsam gefangen gehalten worden sey, wozu hauptsächlich der Umstand berechtigte, daß er nichts als Wasser und Brod genoß; so übergab ihn doch der Magistrat, um vor jeder Täuschung gesichert zu seyn, neben der geheimen, sorgfältigen Beobachtung des erfahrenen Gefängnißwärters, der genauen Untersuchung und Beobachtung des königl. Stadtgerichts-Arztes. Während aber jener nichts entdecken konnte, was irgend einen Verdacht gegen diesen jungen Menschen zu erregen im Stande gewesen wäre, fiel nach sechs Tagen das gerichtsärztliche Gutachten wörtlich dahin aus:

„daß dieser junge Mensch weder verrückt noch „blödsinnig, aber offenbar auf die heilloseste „Weise von aller menschlichen und gesellschaftli„chen Bildung gewaltsam entfernt, wie ein „halb wilder Mensch erzogen worden, zur or„dentlichen Kost nicht zu bewegen sey, sondern „blos von schwarzem Brod und Wasser lebe." —

Von der Wahrheit dieses Urtheils überzeugte sich der Vorstand des Magistrats und Polizeisenats, Herr Bürgermeister Binder, in einem bald nachher von ihm mit diesem jungen Menschen vorgenommenen umständlichen Verhör, und es ergab sich hiebei, daß derselbe weder von Menschen noch Thieren eine Vorstellung hatte, und außer „Buben," worunter er aber nur sich und denjenigen verstand, bei welchem er immer gewesen war, und einem „Roß" (Pferd), womit er gespielt, nichts kannte.

Den scharfsichtigsten Beobachtern aus allen Ständen, und unzähligen, an seinem Schicksal innigen Antheil nehmenden Personen, erlaubte man nun freien Zutritt zu ihm. Aus ihren Unterredungen und den vielen vertraulichen Unterhaltungen des Herrn Bürgermeisters Binder selbst, hat man denn Folgendes herausgebracht:

Kaspar Hauser war immer ganz allein eingesperrt, und sah und hörte Niemand anders, als denjenigen, der ihm seine Nahrung, Brod und Wasser, reichte. Er befand sich stets in einem kleinen, engen, niedrigen Raum zu ebener Erde, dessen Boden nicht gebrettert war, sondern wie es scheint, aus festgeschlagener Erde, dessen Decke aber aus ineinandergeschobenen und befestigten Brettern bestand. Zwei kleine, längliche Fenster waren mit Holzstößen verschichtet, und durch sie drang daher nur ein schwaches, dämmerndes Licht; niemals sah er die Sonne. Er saß in einem Hemd und kurzen, am Knie gebundenen, wahrscheinlich dunkelfarbigen, und durch einen Hosenträger (nach baierischer Mundart „Halfter") gehaltenen Hosen, ohne alle weitere Bekleidung auf dem Boden, und spielte mit zwei weißen, hölzernen Pferden, die er sonst Rosse nannte, und einem weißen, hölzernen Hund, hing ihnen verschiedene kleine Spielsachen um den Hals, und sprach mit ihnen so viel, als ihm der Mangel an Wörtern, und somit die Armuth an Begriffen gestattete. Das eine dieser Pferde war kleiner, als das andere, keines höher, als ungefähr 1 bis 1¼ Schuh, und der Hund viel kleiner, als beide, — demnach gewöhnliche Kinderspielwerke. Im Boden seines Behältnisses stand, wie es scheint, in ausgehöhlter Vertiefung, ein Hafen, oder ein ähnliches Gefäß mit einem Deckel, in welchen er seine körperlichen Bedürfnisse verrichtete; nicht weit davon lag auf der Erde ein Strohsack, welchen er zuerst sein Bett nannte. Da er wegen Mangel an Uebung fast gar nicht gehen und stehen konnte, sondern, wenn er sich aufrichtete, fiel, so rutschte er auf dem Boden bei seinen Pferden herum, von diesen zum Hafen, und von da zum Strohsack, auf welchem er schlief. Dieß geschah immer, sobald die Nacht einbrach. Der

Digitized by Google

früheste Morgen traf ihn schon wieder wach. Beim Erwachen fand er vor seinem Lager schwarzes Brod und frisches Wasser, und den oben gedachten Hafen geleert; er schließt daraus mit Recht, daß statt der Nahrungsmittel, welche er immer Tags vorher verzehrt hatte, während des Schlafs ihm neue gebracht worden sind, und auf gleiche Weise die Reinigung des Hafens erfolgt ist. Ein Gleiches behauptet er auch hinsichtlich des Beschneidens der Nägel und Haare. Sein Hemd wechselte er sehr selten, und da er nicht weiß, wie es geschah, so behauptete er, daß es ebenfalls, während des Schlafes, der gut und fest war, geschehen seyn müsse. Das Brod, das er genoß, war ihm zureichend, an Wasser hingegen hatte er nicht immer Vorrath nach Durst.

Der Eingang zu seinem Kerker war mit einer kleinen niedrigen Thüre verwahrt, und diese von aussen verriegelt. Der Ofen darin war weißfarbig, klein, rund, wie etwa ein großer Bienenkorb geformt, und wurde von aussen geheizt (oder wie er sich ausdrückte „einkenten.") Lang, lang, aber wie lang, das weiß er nicht, weil er keinen Begriff von der Eintheilung der Zeit hatte, war er in diesem Kerker gewesen. Niemand hatte er darin gesehen, keinen Strahl der Sonne, keinen Schimmer des Mondes, kein Licht, keine menschliche Stimme, keinen Laut eines Vogels, kein Geschrei eines Thieres, keinen Fußtritt gehört. Da öffnete sich endlich die Thüre des Kerkers, und der Unbekannte, welcher ihn bis Nürnberg geführt, trat ein, barfuß und fast eben so, wie er, dürftig gekleidet und gebückt, um nicht anzustoßen, so, daß, obschon er nur mittlerer Größe war, beinahe die Decke des Kerkers auf ihm ruhte, und gab sich ihm als denjenigen zu erkennen, der ihm immer Brod und Wasser gebracht, und die Pferde geschenkt habe. Derselbe gab ihm die unten, unter Beilage Nro. III. verzeichneten Bücher, sagte ihm, daß er nun lesen und schreiben lernen müsse, und dann zu seinem Vater komme, der ein Reiter gewesen sey, und daß er auch ein solcher werden solle. Bei seinen außerordentlichen, und durch die langwierige und furchtbare Einkerkerung dennoch nicht in Stumpfsinn übergegangenen, geistigen Anlagen fand die Bemühung des Unbekannten leicht Eingang. Er lernte, wie er sagt, schnell und leicht, aber doch nicht viel, sondern nur nothdürftig lesen und seinen Namen schreiben, weil der Unbekannte immer nur nach vier Tagen, am fünften Tage wieder zu ihm kam, und ihn unterrichtete. Immer aber kam er in derselben Kleidung barfuß, und Hauser hörte ihn nicht eher kommen, als bis er die Thüre geöffnet hatte.

Um seine Lernbegierde zu vermehren, versprach ihm derselbe, zu erlauben, daß wenn er gut lerne, er mit den Rossen in seinem Kerker herumfahren dürfe; aber noch beklagt er es bitter, daß, obschon er jene Bedingung erfüllt habe, und dann herumgefahren sey, der Unbekannte nicht Wort gehalten, sondern ihn mit einem Stecken dafür, und wenn er weinte, gezüchtiget, (wovon auch noch die Spuren am rechten Ellenbogen sichtbar sind) und daß er ihm das Fahren ernstlich verboten habe. Zum Schreiben bediente er sich eines Bleistifts, welchen der Unbekannte für eine Feder ausgab. Bei Ertheilung dieses Unterrichts schärfte ihm dieser ernstlich ein: „niemals zur Thüre hinaus zu wollen, weil über ihm der Himmel und ein Gott sey, der bös würde, und ihn schlage, wenn er hinaus wolle."

So verging wieder eine geraume Zeit, doch war sie nach seiner Meinung nicht so lang, als er sich in Nürnberg befindet, da wurde er auf einmal Nachts geweckt. Der Unbekannte stand wieder vor ihm, und sagte ihm, daß er ihn jetzt fortführen wolle. Er weinte darüber, ließ sich aber durch die ihm inzwischen oft vorgesagte, wahrscheinlich auch erklärte, und liebgewordene Vorstellung, daß er zu seinem Vater komme, und daß er, wie dieser, ein Reiter werde, bald beruhigen. Der Unbekannte, der bis dahin immer nur in bloßen Hemdärmeln, kurzen, gebundenen Hosen und barfuß zu ihm gekommen war, hatte sich nun außerdem auch noch in einen kurzen Schalk (auch Jankerl, Kittel genannt) gekleidet, Stiefel angezogen, einen groben,

Digitized by Google

runden, schwarzen Herrenhut aufgesetzt, und blaue Strümpfe an. Er nahm Kaspar Hauser, wie er war, auf den Rücken, und trug ihn, blos mit einem Hemd und kurzen gebundenen Hosen bekleidet, und mit einem großen, schwarzen runden Bauernhut mit hohem Kopf bedeckt, gleich von seinem Kerker aus in's Freie, und unmittelbar darauf einen langen hohen Berg hinauf, immer weiter fort, bis es Tag wurde. Er war indeß wieder eingeschlafen, und erwachte erst, als er auf den Boden niedergesetzt wurde; da lehrte ihn der Unbekannte gehen, was ihm sehr schwer fiel, denn er war barfuß und seine Fußsohlen sehr weich; er mußte daher sich oft niedersetzen; endlich konnte er aber doch besser gehen, und abwechselnd, unter Gehen und Ausruhen, trat die zweite Nacht ein. Sie legten sich im Freien auf die Erde nieder, es regnete heftig, oder, wie er sich früher ausdrückte, schüttete vom Himmel herunter, und den armen Kaspar Hauser fror es stark. Er schlief indessen doch ein, und setzte mit Anbruch des zweiten Tages in Begleitung des Unbekannten auf gleiche Weise die Reise weiter fort. Das Gehen war ihm leichter geworden, aber die Beine und Lenden schmerzten ihn um so heftiger. Mit einbrechender dritter Nacht lagerten sie sich wieder auf der Erde im Freien; dießmal regnete es zwar nicht, doch es war sehr kalt, und es fror ihn abermals heftig. Mit der ersten Helle des dritten Tages setzten sie ihre Reise in der vorigen Weise fort, und als es noch weit von hier war, nahm der Unbekannte aus einem in ein Tuch eingebundenen Bündel, den er mit sich trug, die unten in der Beilage, Nro. II., beschriebenen Kleider, bis auf die blauen Strümpfe, welche er sich selbst von den Füßen zog, und zog ihm Alles an. Derselbe vertauschte alsdann seinen Hut, der ein großer, schwarzer Herrenhut war, gegen denjenigen, welchen er ihm bei dem Weggang aus dem Kerker gegeben hatte, zog barfüßig seine Stiefel wieder an, die nach Hausers Meinung weit schöner waren, als die schlechten Stiefel, die er hatte anziehen müssen, und nahm dessen im Kerker getragene Hosen an sich. So verändert, setzten sie ihre Reise weiter fort. Ihre Nahrung auf dem ganzen Wege blieb dieselbe, welche Hauser im Kerker genossen hatte; das Brod, in einem großen Laib bestehend, und das Wasser in einer Bouteille, trug der Unbekannte in der Tasche bei sich. Derselbe beschäftigte sich auf dem ganzen Wege damit, ihn nach einem Rosenkranz, den er damals zum erstenmal sah, und von jenem erhielt, das Vater Unser und noch ein anderes Gebet zu lehren, welche beide er früher nie gehört hatte, und jetzt noch gut vorsagen kann. Auch unterhielt derselbe ihn stets mit der Erzählung, daß er zu seinem Vater komme, und ein Reiter werde, so wie dieser gewesen sey, was ihm immer Freude machte. So kamen sie auf dem ganzen Weg in kein Haus, wohl aber an Häusern und Menschen vorbei, die aber natürlich Hauser nicht beschreiben kann. Der Unbekannte ermahnte ihn hiebei immer nur auf den Boden zu sehen, damit er ordentlich gehen könne, wahrscheinlich aber mehr noch deßwegen, damit er keine Eindrücke von den Umgebungen aufnähme, an welchen er sie dereinst wieder zu erkennen im Stande wäre. Er that dieß auch pünktlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Man ist dem Glücke nie so nahe, als wenn man im höchsten Grade unglücklich ist; jede Veränderung ist dann eine Wohlthat.

Beschäftigung ist ein unabsehbares Mittel gegen die Langeweile. Die Natur hat sie uns zum Bedürfniß, die bürgliche Gesellschaft zur Pflicht gemacht, und die Gewohnheit verwandelt sie in ein Vergnügen.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eisfelder.

Digitized by Google

No.ro 2. Dritter Jahrgang 1830. (5)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs. Doch erhalten diejenigen, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar.

Eisfelder.

(Mit Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. II.

Wie unsern Lesern aus Nro. 22. dieses Blattes, Jahrgang 1828, bekannt, ist das große Weltmeer gegen die beiden Pole unserer Erde zu, stets mit unermeßlichen Eismassen bedeckt, welche die Schifffahrt in diesen Gegenden, so wie das weitere Vordringen auf neue Entdeckungen beinahe unmöglich machen; nur der erfahrendste Seemann kann in diesen erstarrten Eisregionen noch einige Hoffnung haben, glücklich durchzukommen, denn jeden Augenblick droht hier dem Schiffe die Gefahr, entweder zwischen unabsehbaren Eisfeldern eingeschlossen oder durch das gewaltige Andrängen der Eismassen zertrümmert zu werden.

Der geübte Schiffer erkennt schon aus weiter Ferne, das Vorhandenseyn solcher Eismassen durch den Schimmer, welcher am Horizont entsteht, wenn sich die Sonnenstrahlen auf diesen großen Eisflächen brechen und in der Luft reflectiren; er ist alsdann im Stande, bei klarer Luft deutlich zu unterscheiden, welche Figur das Eis bildet, und ob dasselbe Feld-Eis, aufeinandergehäuftes oder Damm-Eis ist; das Feld-Eis verbreitet den hellsten, etwas gelblichen Schein, das aufgehäufte Eis giebt den weißesten Schein und das Damm- oder Bay-Eis zeigt gewöhnlich einen etwas graulichen Schimmer. Doch ist dieser Schein am Horizonte dem Schiffer nicht immer sichtbar; meistens umgeben ihn auf diesen gefahrvollen Reisen dichte Nebel, die die Gegenstände kaum auf eine Schiffslänge weit unterscheiden lassen; alsdann bedarf es der größten Vorsicht, um glücklich zwischen den furchtbaren Eisklippen, die sich bald öffnen, und wieder schließen, durchzukommen.

Kapitän Phipps, nachmaliger Lord Mulgrave, wurde auf der im Jahr 1773 nach dem Nordpol unternommenen Entdeckungsreise mit seinen beiden Schiffen an der Küste von Nordostland bei Spitzbergen in solche Eisfelder eingeschlossen, wie dieses auf beiliegender Tafel dargestellt ist. Nach vergeblichen Versuchen mit den Schiffen wieder flott zu werden, ließ Kapitän Phipps die Boote aussetzen, vertheilte den übrigen Proviant unter die Leute, und so sollten die Boote über das Eis auf einer Art Schlitten fortgezogen werden. Inzwischen brach das Eis noch zu rechter Zeit, und die Schiffe kamen wohlbehalten nach England zurück.

Kaspar Hauser in Nürnberg.

(Fortsetzung von Seite 4.)

Als sie endlich Nürnberg, welches der Unbekannte mit dem Namen des „großen Dorfs" bezeichnete, sich genähert hatten, zog derselbe den bereits erwähnten Brief aus der Tasche, und übergab ihn dem Kaspar Hauser mit dem Auftrag, solchen in das große Dorf hinein zu tragen, einem

Digitized by Google

Buben zu zeigen und zu geben, der ihn weiter führen würde. Er bezeichnete ihm, wie es scheint, oft und genau den Weg, den er allein zu gehen habe, und versprach ihm, als Hauser sich ungern von ihm trennte, gleich nachzukommen.

Hauser ging, wie ihm geheißen worden war, immer gerade vor sich hin, kam so zum Thore, ohne mehr zu wissen, zu welchem, herein, und wahrscheinlich bald nachher zu dem Bürger, der ihm den Weg zeigte.

Wenn dieses in seiner Art vielleicht einzige, in Akten noch nicht vorgekommene Beispiel unbarmherziger, unmenschlicher Behandlung, jedes menschlich fühlende Herz ergreift, so möge auch der scharfprüfende Verstand in nachfolgenden, treugegebenen Zügen die lautere Wahrheit dieses Falles erkennen. Die weiche Hand unseres Findlings, die einfache Kost, die er bei äußerem, gesunden Ansehen und wohlgenährtem Körper mit dem größten Abscheu vor jeder andern nahe oder fern ihm dargebotenen, oder auch versuchten, und sogleich mit wahrem Ekel zurückgewiesenen Kost noch bis zur Stunde genießt, die Empfindlichkeit seiner Geruchs- und Geschmacks-Nerven gegen die einfachsten Gegenstände, z. B. Blumen, Erdbeeren, Milch, die auf andere Menschen keinen Eindruck machen — der mit seinem, dem Anscheine nach, starken, aber zufolge angestellter Versuche sehr schwachen, an die Kräfte eines achtjährigen Kindes nicht hinreichenden Körper ebenfalls im Widerspruch stehende, langsame, schwankende, und ihn anstrengende Gang, der ihn in das Alter eines Kindes von zwei Jahren versetzt; die Nervenschwäche, die sich bei kleinen Anstrengungen durch momentanes Zittern der Hände und Zucken der Gesichtsmuskeln ausspricht, der zwar helle und weittragende, aber nicht kräftige, gegen den Eindruck des Tageslichts sehr empfindliche Blick, die Neigung, solchen auf die Erde zu richten, wie die Neigung zur Einsamkeit, eine gewisse Unbehaglichkeit im freien, großen Reiche der Natur und unter vielen Menschen, die Abneigung gegen großes Geräusch und Lärmen, die Dürftigkeit in Worten, Vorstellungen und Begriffen von allen sinnlichen und übersinnlichen Gegenständen, im auffallenden Contraste mit dem sichtbaren Bestreben, sich verständlich zu machen und zu verstehen, und die Weise, nur in kurzen abgebrochenen Sätzen zu sprechen — diese wichtigen Erscheinungen lassen mit vollem Rechte schließen, daß er viele, viele Jahre lang mit Ausschließung von aller menschlichen Gesellschaft widerrechtlich eingekerkert gewesen ist.

Sein reiner offener, schuldloser Blick dagegen, die breite, hohe Stirn, die höchste Unschuld der Natur, die keinen Geschlechtsunterschied kennt, nicht einmal ahnet, und erst jetzt die Menschen nur nach den Kleidern zu unterscheiden gelernt hat, seine unbeschreibliche Sanftmuth, seine, alle seine Umgebungen anziehende Herzlichkeit und Gutmüthigkeit, in der er Anfangs immer nur mit Thränen, und jetzt, nach eingetretenem Gefühl der Freiheit, mit Innigkeit, selbst seines Unterdrückers gedenkt, die zuerst in heißer Sehnsucht nach seiner Heimath, seinem Kerker und seinem Kerkermeister bestandene, dann aber in wehmüthige Erinnerung übergegangene, und erst jetzt durch liebevolle Behandlung allmählig verschwindende Anhänglichkeit an das Vergangene, die eben so aufrichtige, als rührende Ergebenheit an alle diejenigen, welche häufig mit ihm umgehen, und ihm Gutes erweisen, sein Vertrauen aber auch gegen alle andere Menschen, seine Schonung des kleinsten Insekts, seine Abneigung gegen Alles, was einem Menschen oder Thier nur den leisesten Schmerz verursachen könnte, seine unbedingte Folgsamkeit und Willfährigkeit zu allem Guten, eben so sehr, als seine Freiheit von jeder Unart und Untugend, verbunden gleichwohl mit der Ahnung dessen, was böse ist, — und endlich seine ganz außerordentliche Lernbegierde, durch die er mit Hülfe eines eben so schnell fassenden, als treuen Gedächtnisses, seinen Wörter-Vorrath, der Anfangs kaum in 50 Wörtern bestand, bereichert, und bereits Vorstellungen und Begriffe von vielen Gegenständen — deren er ausser denen, welche in seinem Kerker waren, keine kannte — und jetzt auch von Zeit und Raum erlangt hat; seine ganz besondere Vorliebe für die ihm früher ganz unbekannt gewesene Musik und das Zeichnen, seine Neigung und Geschicklichkeit, beide zu erlernen, und seine ganz ungewöhnliche Ordnungsliebe und Reinlichkeit, — so überhaupt sein ganzes kindliches Wesen und sein reines, unbeflecktes Innere —

Digitized by Google

diese wichtigen Erscheinungen zusammen, geben in demselben Maaße, in welchem sie seine Angaben über seine widerrechtliche Gefangennehmung unterstützen und bekräftigen, die volle Ueberzeugung, daß die Natur ihn mit den herrlichsten Anlagen des Geistes, Gemüthes und Herzens reich ausgestattet hat. Sie berechtigen aber auch eben deßhalb, und bei genauer Prüfung des sich durchaus als unwahrscheinlich und erdichtet darstellenden Inhalts des unter Nro. I. abgedruckten Briefs, zur dringenden Vermuthung, daß mit seiner widerrechtlichen Gefangenhaltung das nicht minder schwere Verbrechen des Betrugs am Familienstande verbunden ist, wodurch ihm vielleicht seine Eltern, und, wenn diese nicht mehr lebten, wenigstens seine Freiheit, sein Vermögen, wohl gar die Vorzüge vornehmer Geburt, in jedem Falle aber neben den unschuldigen Freuden einer frohen Kinderwelt, die höchsten Güter des Lebens geraubt, und seine physische und geistige Ausbildung gewaltsam unterdrückt und verzögert worden ist. — Der Umstand, daß er im Kerker mit seinen Spielsachen sprechen konnte, ehe er den Unbekannten gesehen, und von ihm Unterricht in der Sprache erhalten hat, beweiset aber auch zugleich, daß das Verbrechen an ihm schon in den ersten Jahren der Kindheit, vielleicht im zweiten bis vierten Jahre seines Alters, und daher zu einer Zeit angefangen wurde, wo er schon sprechen konnte, und vielleicht schon der Grund zu einer edeln Erziehung gelegt war, die, gleich einem Stern in der dunkeln Nacht seines Lebens, aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtet. Daher ergeht — nicht um ihn zu entfernen, denn die Gemeinde, die ihn in ihren Schoos aufgenommen, liebt ihn, und betrachtet ihn als ein ihr von der Vorsehung zugeführtes Pfand der Liebe, das sie ohne den vollen Beweis der Ansprüche anderer auf ihn nicht abtreten wird, sondern, um das Verbrechen zu entdecken, das ohne allen Zweifel an ihm begangen wurde, um den Bösewicht oder seine Gehülfen zu entdecken, die es begingen, und um ihn dadurch, wo möglich, in den Besitz der verlornen Rechte der Geburt wieder einzusetzen — an alle Justiz- und Polizey-, Civil- und Militärbehörden, und an alle diejenigen, welche ein menschliches Herz im Busen tragen, die dringende Aufforderung, alle und auch nur die entferntesten Spuren, Anzeigen und Verdachtsgründe, welche auf die Entdeckung des Verbrechens führen könnten, der unterzeichneten Polizeybehörde mitzutheilen, und diese dadurch in den Stand zu setzen, die Verhandlungen dem treffenden Gericht zur weitern Einschreitung übergeben zu können. — Es darf in dieser Hinsicht kaum erinnert werden, daß die Nachforschungen sich, neben der Ausmittelung des Kerkers, oder wenigstens der wahrscheinlich stillen, einsamen Gegend, wo er liegt, oder gelegen war — denn der Bösewicht, der Hauser darin gefangen hielt, möchte jenen vielleicht gleich nach der Wegführung unseres Findlings der Erde gleich gemacht, und jede Spur davon vertilgt haben — auch auf die Ausmittelung eines Kindes richten müssen, welches in einem Alter von 2 — 4 Jahren vor 14 — 18 Jahren vermißt worden ist, und über dessen Verschwinden vielleicht bedenkliche Gerüchte in Umlauf gekommen sind.

Jede Mittheilung, jeder Wink wird dankbar benutzt, und wenn sich der Angeber genannt hat, dessen Namen möglichst verschwiegen, auch nach Umständen derselbe reich belohnt werden.

Anonyme Anzeigen dagegen können nicht berücksichtiget werden.

Nürnberg, den 7. Juni 1828.

Der erste Bürgermeister: Binder.

Beilagen.

Nro. I.

Tit. Hr. Wohlgebohrner Rittmeister bei der
4ten Esgataron bey 6ten Schwolische
Regiment in Nierberg
Von der Baiernschen Gränz
Daß Orte ist unbenannt
1828.

Hochwohlgebohrner herr Rittmeister!

Ich schücke ihnen ein Knaben der möchte seinen König getreu dienen Verlangte Er, dieser Knabe ist mir gelegt worden, 1812 den 7 Oktober, und ich selber ein armer Taglöhner, ich Habe auch selber 10 Kinder, ich habe selber genug zu thun, daß ich mich fortbringe, und seine Mutter hat mir um die Erziehung daß Kind gelegt, aber ich habe sein Mutter nicht erfragen Könen, jetz habe ich auch

Digitized by Google

nichts gesagt, daß mir der Knabe gelegt ist worden, auf den Landgericht. Ich habe mir gedenkt, ich müßte ihm für mein Sohn haben, ich habe ihm Christlichen Erzogen und habe ihm Zeit 1812 Keinen Schritt weit aus den Haus gelaßen daß Kein Mensch nicht weiß da von wo Er auferzogen ist worden, und Er selber weiß nichts, wie mein Hauß Heißt, und daß ort weiß er auch nicht, sie derfen ihm schon fragen, er kann es aber nicht sagen, daß lessen und schreiben Habe ich ihm schon gelehrt, er kann auch mein Schrift schreiben, wie ich schreibe, und wen wir ihm fragen, was er werde, so sagte er er will auch ein Schwolische werden, was sein Vater gewessen ist, Will er auch werden, wen er Eltern hâte, wir er Keine hate wer er ein gelehrter Bursche worden Sie derfen im nur was zeigen, so kan er es schon,

Ich habe im nur bis Neumark geweißt da hat er selber zu ihnen hingehen müssen, ich habe zu ihm gesagt, wenn er einmal ein Soldat iß, kome ich gleich und fuche ihm Heim sonst hätte ich mich Von mein Hals gebracht.

Bester Hr. Rittmeister sie derfen ihm gar nicht tragtiren er weiß mein Orte nicht, wo ich bin, ich habe im mitten bei der Nacht fortgefürth er weiß nicht mehr zu Hauß

Ich empfehle mich gehorsamt,
Ich mache mein Namen nicht
Kuntbar den ich Konte gestraft
werden,

Und er hat Kein Kreuzer geld nicht bei ihm, weil ich selber nichts habe wen Sie ihm nicht Kalten so müssen Sie ihm abschlagen oder im Raufang aufhenggen.

Das
Kind ist schon getauft
sie Heist Kasper in Schreib
name missen sie im selber
geben das Kind möchten
Sie aufZihen sein Vater
ist ein Schwolische gewesen
wen er 17 Jahr alt ist so
schicken sie im nach Nirnbe,
rg zu 6ten Schwolische
Regiment da ist auch sein
Vater gewesen jch bitte um
die Erzikung bis 17 Jahre
geboren ist er im 30 Aperil
1812 im Jaher ich bin ein
armes Mägdelein ich kan
das Kind nicht ernehren
sein Vater ist gestorben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel, Charaden ꝛc. von Hebel.

Nach der Bestimmung in Nro. 46 des Unterhaltungsblattes vom Jahr 1829, bekommen zwey unserer verehrten Leser, welche vor den übrigen die meisten von diesen Räthseln, Charaden ꝛc. auflösen und uns diese Auflösungen mittheilen werden, und zwar jeder derselben, ein Freyexemplar der bei uns im nächsten Jahr erscheinenden Hebelschen Werke. (Acht Bände, in 8°, jeder von 3 — 400 Seiten, Verkaufspreis 16 fl.)

Nro. 17.

A. Orgelum Orgelei! Schattenspiel an der Wand!
Schaut her! im felsigen Land
Wie raucht der Berg! des Ewigen Blitze
Zücken um seine heilige Spitze. Orgelum Orgelei!

B. Orgelum Orgelei! Schattenspiel an der Wand!
O! König Israels, im blutgen Sand,
Ringt mit dem Tode das Leben,
Fürder wachse dort weder Hopfen noch Reben. Org. Org.

C. Orgelum Orgelei! Schattenspiel an der Wand!
Eines Königs Burg! Seine Hand
Greift in die goldenen Saiten,
Sie klingen auf ewige Zeiten. Org. Org.

D. Orgelum Orgelei! Schattenspiel an der Wand!
Die Woge braust, von des Schiffes Rand
Stürzt ein Prophet. Hat nichts zu sagen,
Nicht jede Speise verdaut jeder Magen. Org. Org.

E. Orgelum Orgelei! Schattenspiel an der Wand!
Ein muthiger Grieche soll lösen das Pfand,
Er hat es gelöst und obendrein
Den Gürtel des Königs Töchterlein. Org. Org.

F. Orgelum Orgelei! Schattenspiel an der Wand!
Ein römischer Dichter, das Schnupftuch in der Hand,
Geht zu Schiff. Madame bekümmert,
Sagt ihm Adieu, der Scheidende wimmert. Org. Org.

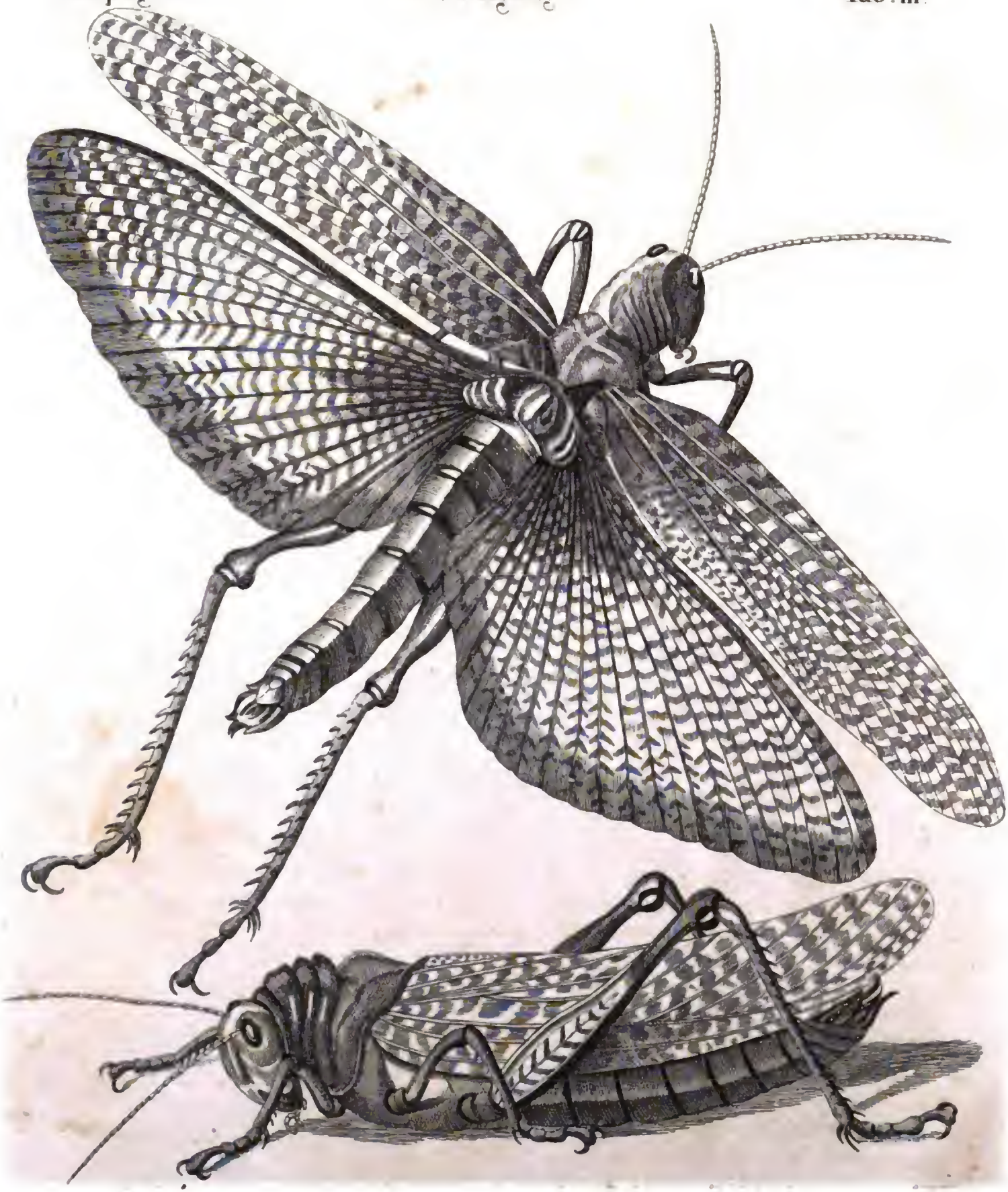
G. Orgelum Orgelei! Schattenspiel an der Wand!
Ein gekrönter Heide im höllischen Brand,
Der gegen die Wahrheit wüthend gekriegt,
Ihn hat der Galiläer besiegt. Org. Org.

H. Orgelum Orgelei! Schattenspiel an der Wand!
Diese Juden und Heiden vereinigt ein Land,
Das längst seiner Väter Rechte verloren.
O Colon, Colon, wärst du nicht geboren! Org. Org.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



Die größte Heuschrecke.

Digitized by Google

N.ro

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführ. Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 3, 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs. Doch erhalten diejenigen, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar.

Die größte Heuschrecke.

(Mit Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. III.

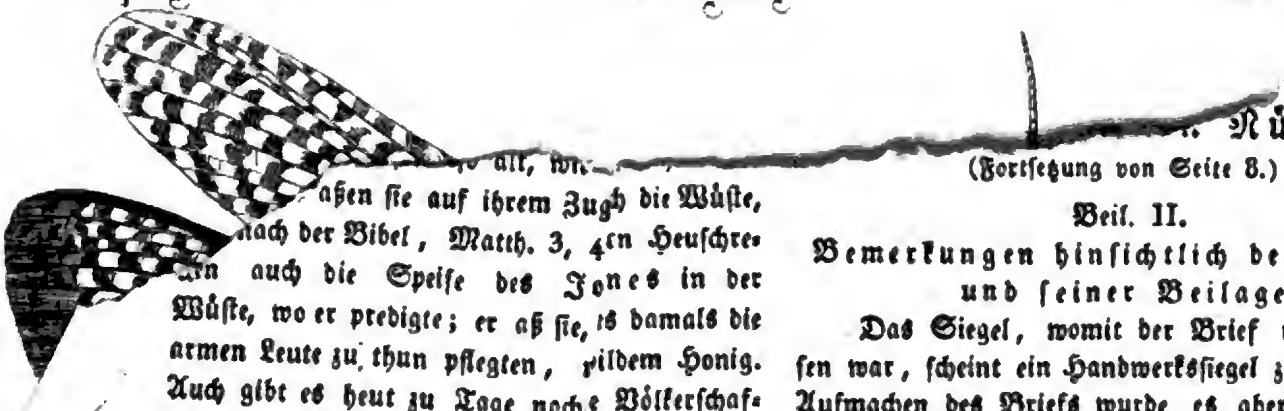
In unsern Gegenden lernen wir gewöhnlich nur die kleinere Art der Heuschrecken kennen, welche sich im Sommer vornämlich auf den Wiesen und unter dem Heu aufhält und woher sie auch die erste Hälfte ihres Namens, so wie die zweite von dem unvermutheten Springen erhalten hat; es gibt aber noch über 60 verschiedene Arten von Heuschrecken, wovon sich die größten in dem wärmern Asien und in Afrika befinden.

Man begreift nemlich unter dem Namen Heuschrecken alle vierflügeligen Insekten, welche harte Flügeldecken, einen niedergebogenen Kopf mit Kiefern, 4 Fühlhörner und lange Springfüße haben; diese Insekten hüpfen oder fliegen von einem Orte zum andern, können durch schnelles Reiben ihrer Füße an den Flügeln einen Laut hervorbringen und nähren sich von Gras, Getreide und andern Gewächsen. Ihre Fortpflanzung geschieht durch Eier, die sie in großer Menge — umgeben mit einem klebrigen Schaum, der bald verhärtet und so den Eiern Schutz gegen Beschädigung gewährt — im Spätjahr in den Boden legen und woraus im Frühjahr, sogleich nach allen Theilen ausgebildete, kleine Heuschrecken entstehen, denen jedoch noch die Flügel mangeln, die sie aber in der Folge nach und nach bekommen.

Von der größten Heuschrecke, deren Heimath Kleinasien, Syrien, Palästina, Arabien und fast ganz Afrika ist, gibt die beiliegende Tafel eine getreue Abbildung in natürlicher Größe, und zwar, wie man diese Heuschrecke im Fluge und im ruhenden Zustande sieht. Ihre Länge beträgt 4 Zoll, die Breite der ausgespannten Flügel aber 5 Zoll. Der Hinterleib ist roth, der Vordertheil oder der Kopf und das Bruststück nebst den Beinen sind rothgelb. Die Flügel haben eine ochergelbe Farbe und auf diesem Grunde olivengrüne Flecken in ziemlicher Ordnung. Ruht die Heuschrecke, so sieht man nur die schmalen Vorderflügel, die hintern liegen alsdann, wie ein Fächer zusammengefaltet, unter jenen verborgen. Da die Flügel sehr breit sind, so fliegt sie schnell und weit.

In Europa, besonders in den wärmern Theilen des östlichen, findet man hie und da diese Heuschrecke, jedoch nur einzeln. In Asien und Afrika aber vermehrt sie sich so stark, daß man hiervon öfters Schaaren ankommen sieht, welche die Luft verdunkeln. Da, wo eine solche Wolke sich niederläßt, wird alsdann Alles rein abgefressen, was von Gewächsen nur irgend genießbar war, und man erblickt nachher kein Baumblatt, keinen Grashalm, überhaupt kein Pflänzchen mehr. Diese Heuschrecken gereichen daher ebenso, wie die Wanderheuschrecken, zur Landplage; doch rächt man sich dadurch, daß man sie, wie jene, selbst wieder verzehrt. Die Sitte, Heu-

Digitized by Google



all, wie
aßen sie auf ihrem Zug die Wüste,
nach der Bibel, Matth. 3, 4 den Heuschre-
en auch die Speise des Jones in der
Wüste, wo er predigte; er aß sie, wie damals die
armen Leute zu thun pflegten, mit wildem Honig.
Auch gibt es heut zu Tage noch Völkerschaften an der Gränze der äthiopischen Wüsteneyen, denen die Heuschrecken eine gewöhnliche Nahrung sind und die daher bei den Alten Namen Heuschrecken-Fresser bekommhaben. Ihnen bringen im Frühlinge gewisse Winde, von Westen kommende Winde unzählig viele Heuschrecken mit. Da sie nun weder Vieh noch Feld haben, so sind sie genöthiget, sich mit diesen Hyrecken zu ernähren, welche sie schaarenweise fan. Sie pflegen nemlich zu Anfang des Frühjahrs auf dem freyen Felde viele feuerfangende Sachen aus den nächsten Gegenden in langen Reihen zusammen zu bringen, und geben alsdann fleißig Acht, ob die Heuschrecken ankommen. Wenn diese nun, gleichsam wie Wolken vom Winde daher getrieben werden, zünden die Einwohner, sobald sie ihnen nahe sind, ihre langen Haufen an. Die Heuschrecken, welche darüber fliegen, ersticken dann vom Dampfe, fallen haufenweise nieder und werden nun von den Einwohnern gesammelt, mit Salzwasser besprengt, und wenn sie so hinlänglich durchdrungen sind, an der Sonne oder im Ofen getrocknet, worauf sie sich das ganze Jahr hindurch halten lassen. Zur Speise werden sie auf verschiedene Weise bereitet: entweder gesotten, mit Salz, Pfeffer, Oel und Essig gegessen, oder getrocknet, gepulvert und zu kleinen dünnen Kuchen verbacken, auch im Wasser gekocht und mit Butter zu einer Art nicht übel schmeckenden Fricassee's geformt. Gesotten, sind diese Heuschrecken roth, ihr Fleisch ist weiß und trocken, wie bei den Krebsen, und Einige vergleichen ihren Geschmack mit den uneingesalzenen Häringen. Geräuchert sollen sie jedoch einen widrigen Geruch und Geschmack haben.

Nürnberg.

(Fortsetzung von Seite 8.)

Beil. II.

Bemerkungen hinsichtlich des Briefes und seiner Beilage.

Das Siegel, womit der Brief roth verschlossen war, scheint ein Handwerkssiegel zu seyn; beim Aufmachen des Briefs wurde es aber zu sehr verletzt, als daß man seine ursprüngliche Beschaffenheit erkennen könnte. — Die darauf befindlichen Buchstaben, welche man noch für ein

G. J. R. oder
G. T. R.

halten kann, sind ohne Zweifel, um sie unkenntlich zu machen, nach dem Einsiegeln heraus- oder abgekratzt worden. Durch Vergleichung der Handschrift des in den Brief selbst eingeschlossenen, auf ein Octavblättchen geschriebenen Zettels, mit der Handschrift des Briefs, ergiebt sich, wenn gleich jener mit lateinischen, dieser mit deutschen Buchstaben geschrieben ist, eine große Aehnlichkeit zwischen beiden Schriftzügen.

Auch sind beide offenbar mit ein und derselben Dinte geschrieben, und es geht daraus hervor, daß der Zettel nicht schon vor 16 Jahren, sondern erst jetzt geschrieben und also erdichtet wurde. Denn wäre der Zettel 16 Jahre älter als der Brief, so würde die Dinte eine ganz andere Farbe, als die im Briefe angenommen haben. Dieß scheint der, übrigens schlaue bösartige Betrüger vorher nicht erwogen zu haben.

Das Wasserzeichen im Papier heißt J. Reindel, welcher eine Papiermühle in Mühlhof, im königlichen Landgericht Schwabach im Rezatkreise des Königreichs besitzt. Vielleicht gibt es aber auch wo anders einen Papierfabrikanten dieses Namens.

Signalement des Kaspar Hauser.

Er ist mittlerer Statur, wohlgewachsen, hat hellbraune, fast ins blonde fallende Haare, ein ovales Gesicht, breite hohe Stirn, braune Augbraunen, graue Augen, eine mittelgroße, etwas breite Nase, einen proportionirten Mund mit etwas aufgeworfener Unterlippe, ein rundes Kinn, einen hellen, wie an den Backen, schwach hervorkeimenden Bart, gute Zähne, eine gesunde Gesichtsfarbe, eine ange-

Digitized by Google

nehme Gesichtsbildung, und außer dem Impfzeichen am rechten Arm, kein besonderes Zeichen.

Bei seiner Ankunft in Nürnberg war er bekleidet mit einem groben, runden, schwarzen, mit gelber Seide gefütterten, und mit rothem Leder besetzten Filzhut, von der Form, in der er von den mittleren und höhern Ständen getragen wird. Auf dem Boden des Hutes ist eine Abbildung, die Stadt München darstellend, aufgeklebt, welche wahrscheinlich den Namen und Ort des Fabrikanten bezeichnen soll.

Wahrscheinlich waren beide in der Form eines Herzes aufgedruckt oder geschrieben, denn man sieht deutlich, daß etwas herausgekratzt ist. Er war ferner bekleidet mit einem schwarzseidenen Halstuch, einer alten, ausgewaschenen, roth getupften, zeugenen Weste, mit runden, durchbrochenen, gelbmetallenen Schleifen, die man sammt den ersteren aus der Weste nehmen, und in eine andere einmachen kann, und die bekanntlich vor 12 — 13 Jahren zur Mode gehörten, aber jetzt nur noch selten gesehen werden; mit einem dunkelgrautuchenen Kittel, (auch Scholk, Jankerl genannt) mit tuchenen Knöpfen, mit dergleichen Pantalons, zwischen den Beinen mit dergleichen Tuch besetzt, mit kalbledernen Halbstiefeln, die zu seinen Füßen nicht recht paßten, und ihm daher wehe thaten, mit hohen Absätzen und Hufeisen, die Sohlen mit Nägeln beschlagen.

Sein Dialekt ist der altbairische, wie er in der Gegend von Regensburg, Straubing, Landshut ꝛc., vielleicht auch Altöttingen, Burghausen, gesprochen wird. Er sagte z. B. „hoamweisen" statt heimweisen, „a söchenes möcht i," statt ein solches möchte ich, „er kümmt scho, wenn i a Reiter wer, wie mei Voter aner gween is," statt er kommt schon, wenn ich ein Reiter werde, wie mein Vater einer gewesen ist ꝛc.

Jetzt aber veredelt sich durch den Unterricht sein Dialekt von Tag zu Tag.

Beil. III.

Beschreibung der übrigen Gegenstände, welche Kaspar Hauser bei sich hatte.

1) Ein Gebetbüchlein, betitelt: Geistliches Vergißmeinnicht, d. i. schöne auserlesene und eifrige Morgengebeter einer frommen Seele; Altöttingen, bei Johann Michael Seidel, bürgerlicher Buchbinder.
2) Ein kleiner Rosenkranz von Horn mit einem metallenen Kreuz.
3) Ein deutscher Schlüssel.
4) Eine gedruckte Piece, betitelt: sechs andächtige und kräftige Gebeter.
5) Eine dergleichen, geistliche Schildwacht betitelt (gedruckt zu Prag.)
5) Eine dergleichen mit geschriebenen Rosenkranz-Gebeten und mehreren gedruckten Gebeten und Bildnissen; darunter:
   a) ein sehr kräftiges Gebet, dadurch man sich aller heiligen Messen u. s. w. theilhaftig machen kann u. s. w. (Ohne Jahrzahl). Gedruckt und zu finden in Burghausen.
   b) Gebet oder Aufopferung seiner selbst vor dem hochwürdigsten Gut. (Ohne Jahrzahl). Burghausen, gedruckt und zu finden bei Jakob Luzenbergers churfürstliche Regie...
   c) Gebet zu dem heiligen Schutzengel (Ohne Jahrzahl.) Salzburg zu haben bei Franz Xaver Oberer.
   d) Die drei theologischen Tugenden u. s. w. (Ohne Jahrzahl). Salzburg zu haben bei Franz Xaver Oberer.
   e) Kunst, die verlorne Zeit und übel zugebrachten Jahre zu ersetzen u. s. w. (Ohne Jahrzahl). Gedruckt und zu finden in Burghausen.
   f) Gebet zu dem heiligen Blut. (Ohne Jahrzahl). Gedruckt in Prag.
   g) Gebet zu der unbefleckten Empfängniß Mariä u. s. w. Im Jahr 1770.

   Alle, sowohl gedruckte, als geschriebene Gebete, dem Anscheine nach, alt und lange aufbewahrt.
7) Ein viereckigt zusammengeschlagenes Papier, worin sich eine kleine Quantität Goldsand befindet, und
8) Einige leinene, blau und weiß geblumte Lumpen.

Weitere Nachrichten über Hauser hat man auch von Reisenden erhalten, die denselben in

Digitized by Google

Nürnberg besuchten und die wir hier noch beifügen wollen.

Kaspar Hauser erinnert sich nämlich immer besser, daß das dunkle Loch, in dem er eingesperrt gewesen, ungefähr 5 Fuß lang, 4 Fuß breit, von sehr geringer Höhe und von oben nur schwach beleuchtet war, daß er Brod, einen Wasserkrug, ein Loch für seine Bedürfnisse, Stroh zum Nachtlager, eine Decke, zwei Pferde und einen Hund von Holz, und einige Bänder hatte, mit welchen er diese zu schmücken pflegte, und daß seine einzige Beschäftigung war, auf den Steckenpferden, so viel es der enge Raum seines Kerkers gestattete, zu reiten. „Rössel reiten," war daher auch beinahe Alles, was er bei seiner Ankunft in Nürnberg sagen konnte; alle an ihn gerichtete Fragen blieben unbeantwortet; er weinte beständig und sagte nur öfters „hoam" (Provinzial-Aussprache von „heim") um den Wunsch zur Rückkehr in sein Loch auszudrücken. Er wollte nichts als Brod und Wasser zu sich nehmen, und konnte weder Fleisch noch Gemüse essen; er schlief auf dem Boden und wußte gar nicht, wie er ein Bett gebrauchen sollte. Seine Beine waren gebogen, weil das Loch so niedrig war, daß er, nachdem er größer wurde, darin nicht aufrecht stehen konnte. Wie lange diese Art zu seyn, gedauert, weiß er nicht, und als derjenige, welcher ihm das Wasser und Brod brachte, anfing, ihm näher zu kommen und mit ihm zu sprechen, prägte sich der Ton dieser Stimme seinem Ohre ein, und diese ist ihm jetzt auch auf eine so unvertilgbare Weise in sein Gedächtniß gegraben, daß er sogar den Dialekt derselben behalten hat. — Einmal stellte dieser Mann über seine Beine einen Fußschemel, auf welchem Papier lag, und führte ihm die Hand, um einige Buchstaben zu zeichnen. Wurde ihm die Hand nicht mehr geführt, so hielt er inne; der Mann suchte ihm begreiflich zu machen, daß er die Bewegung der Hand von selbst fortsetzen müsse. Da dieses Fortbewegen ohne Zweifel linkisch ausfiel, so gab ihm der Mann einen Schlag auf den Arm. Dieß ist die einzige Empfindung von Schmerz, deren er sich erinnt. Aber der Fußschemel setzte ihn in Verlegenheit; es fiel ihm nicht ein, ihn von seinen Beinen wegzunehmen und wo anders hin zu stellen, und so sich aus diesem Gefängnisse in dem Gefängniß zu befreien.

Als ihn der Mann eines Tages endlich kleidete (es scheint daß Hauser kaum etwas anderes als ein Hemd trug, seine Füße waren bloß) und außerhalb des Loches brachte, zog er ihm auch Stiefel an. Zuerst trug er ihn; dann versuchte er, ihn gehen zu lernen, indem er die Beine des jungen Hausers mit den seinigen vorwärts schob. Bald getragen, bald fortgeschoben, gelang es ihm endlich, einige Schritte zu thun. Nachdem er aber deren zehen oder zwölf gegangen war, und dabei schreckliche Schmerzen ausgestanden hatte, fieng er an zu weinen. Der Mann legte ihn alsdann mit dem Gesicht auf den Boden, und er schlief ein. Er weiß nicht, wie viel mal hiermit abwechselnd fortgefahren wurde; aber die Begriffe, welche er seitdem erworben hat, haben ihn in dem Ton der Stimme seines Führers einen Ausdruck von Unruhe und Angst erkennen lassen. Was ihm noch viele Schmerzen verursachte, war das Tageslicht. Er hat durchaus keine Erinnerung von den Gesichtszügen seines Führers behalten, er weiß nicht einmal, ob er sie gesehen hat; aber den Ton seiner Stimme, sagt er, werde er unter Tausenden wieder erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

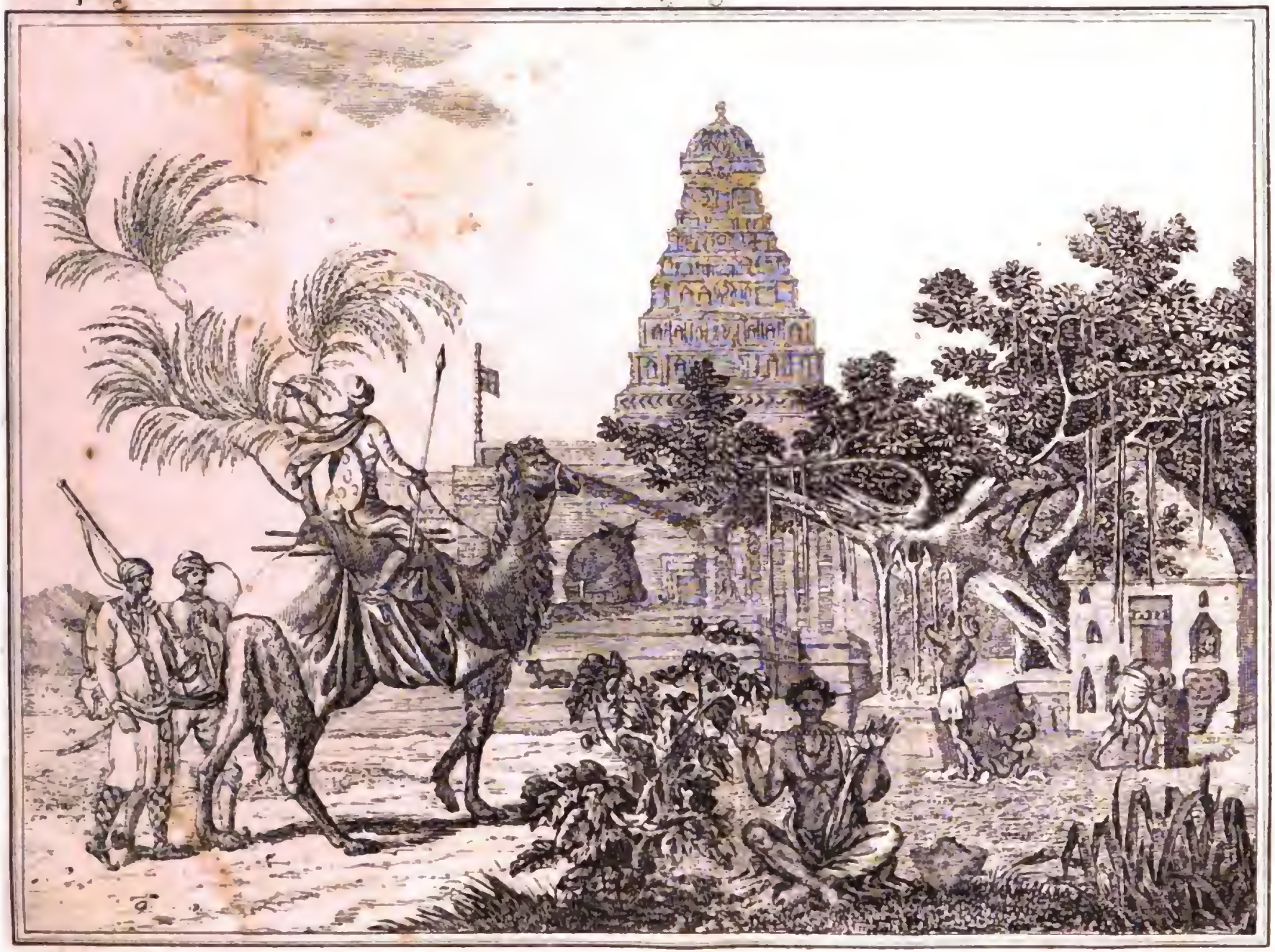
In England communicirte Mitte September v. J. der Telegraph zu Liverpool mit jenem zu Holyhead, und erhielt, auf dieser Strecke von 39 deutschen Meilen, die Antwort in 35 Sekunden wieder; dieß ist die bisher bekannte schnellste Correspondenz hin und her.

Noch vor 50 Jahren brauchte man 60 — 70 Tage zur Ueberfahrt nach Amerika; jetzt kaum 30, und die Spazierfahrten dahin werden immer häufiger und angenehmer. Von Liverpool nach Neu-York kann man für 30 Dollars, etwa 70 Gulden, kommen. Im vorigen Sommer gingen Dampfschiffe von dem westlichen Irland nach Halifax in 12 Tagen, so daß sie die Nachrichten von Boston nach London in 16 Tagen, und nach Frankfurt in 19 Tagen brachten.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



Hindus.

Digitized by Google

No. 4. Dritter Jahrgang 1830. (13)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs. Doch erhalten diejenigen, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar.

Die Hindus.

(Mit Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. IV.

Die Hindus sind unstreitig das älteste Volk der Erde; schon vor vielen tausend Jahren hatten sie dieselbe bürgerliche Einrichtung, dieselbe Religion, welche sie heut zu Tage noch haben, und von ihnen hat sich auch Religion und Bildung immer weiter gegen Europa hin verbreitet.

Das Land, das sie bewohnen, heißt Hindostan oder Ostindien. Hier war zwischen den Flüssen Indus und Ganges das Paradies, das ursprüngliche Vaterland der ersten Menschen. In diesen paradiesischen Gegenden hat der Schöpfer Alles vereinigt, was das Gedeihen der neuerschaffenen Menschen begünstigte, und was zum Glücke ihres Daseyns gehörte: gesunde, heitere Luft, milde Wärme, fruchttragende Bäume mit köstlichem Obst, heilsame Kräuter, entzückende Blumengefilde und krystallhelle Wasserquellen und Flüsse.

Dieses gesegnete Land, 600 Meilen lang und 500 Meilen breit, liegt in dem südlichen Theile von Asien, zwischen Persien und der freien Tartarei, China und dem großen indischen Ocean.

Seine Bewohner sind sanft und milde, von schlankem Körperbau, und haben eine grünlich-gelbe, in's Olivengrüne gehende Farbe.

Gemüse, besonders Reiß in Milch gekocht, sind ihre Speise und Wasser ist ihr gewöhnliches Getränke; doch lieben die Vornehmern vorzugsweise den Genuß geistiger Getränke, und das Essen von Opium, so wie das Kauen des Betels und das Tabakrauchen ist ihnen zum größten Bedürfniß geworden.

Das Opium bereiten sie aus einer gleichen Quantität von Zimmet, Muscate, Cardamon und Safran, sie formen diese Species mit Honig zu einem Teig und runden hieraus eine Art Pillen, die, nach der Mahlzeit genossen, durch den ganzen Körper eine solche Wohlbehaglichkeit und Glückseligkeit verbreiten, daß hiernach ein Sprichwort der Hindus, wenn sie von einem glücklichen Menschen reden, sagt: er nährt sich mit Opium.

Der Betel ist eine dem Epheu oder Hopfen ähnliche Pflanze, die an Bäumen oder Stangen hinaufwächst und deren Blätter, mit Arecanüssen, Gewürzen, Ambra und Tabak gemischt, den Hindus zum Kauen dienen.

Die Wohnungen der ärmern Hindus sind sehr einfach, sie bestehen blos in einer Hütte von Bambusrohr mit Palmblättern bedeckt; eben so einfach ist auch ihre Kleidung; ein Paar kurze Hosen oder eine Schürze, und manchmal ein Mantel darüber, ist Alles, was sie gebrauchen. Der Reiche hingegen putzt sich mit dem köstlichsten Schmuck, salbt sich mit wohlriechenden Oelen, tatowirt sich aufs künst-

Digitized by Google

lichste und färbt das Innere seiner Hände und Füße roth.

Die Gastfreundschaft ist bei den Hindus eine heilige Pflicht, und nichts darf dem Reisenden in den öffentlichen Gasthäusern zur Bequemlichkeit, so wie dem Nothleidenden zur Unterstützung fehlen.

Ihre religiösen Gebräuche legen ihnen mancherlei Büßungen auf, und nicht selten begegnet man Andächtigen, die Tage lang da sitzen und ihre Gebete verrichten.

Unsere Tafel stellt einige dieser Gebräuche dar. Ganz vornen, im Schatten einer jungen blühenden Humata sitzt ein Priester, der an seinem Rosenkranz die Sprüche des heiligen Buchs betet. Zur Linken auf der Erde steht ein Geschirr, worin er seinen Reiß kochen läßt.

Weiterhin links sieht man einen bewaffneten Indianer, reitend auf einem Dromedar, dicht dabei marschiren zwei indische Soldaten in ihrer militärischen Reisetracht, deren man sich zur Bewachung und zum Transport der Waaren bedient, und die so treu sind, daß sie jeden Augenblick ihr Leben für die Vertheidigung der ihnen anvertrauten Güter wagen.

Zur rechten Seite bemerkt man den indischen Feigen- oder Banianbaum, der für heilig gehalten wird, und der sich nicht, wie andere Bäume, durch Samen, sondern durch Fasern, die sich von seinen Zweigen herab in die Erde senken und Wurzel schlagen, fortpflanzt. Unter demselben ist eine arme Familie, welche der Wohlthaten genießt, die ihr ein der Gastfreundschaft gewidmetes Wirthshaus darbietet. Der Mann, von Dankgefühl durchdrungen, neigt sich vor dem Eingang des Hauses, während die Frau einen Zweig des heiligen Baumes an ihre Brust drückt.

In der Mitte der Abbildung sieht man auf einem Sockel das Götzenbild, der große Stier genannt. Dasselbe ist 15 Fuß hoch, 30 Fuß lang und wird von einer Gallerie umgeben, die auf Pfeilern ruht und im Innern mit Figuren von Löwen ausgeschmückt ist.

Ganz im Hintergrunde erhebt sich der große Tempel von Tanjaor; derselbe ist sowohl wegen seiner besondern Bauart, als auch wegen seiner Größe bemerkenswerth; seine Höhe beträgt 200 Fuß, und rings herum gehen starke Mauern, auf welchen man ebenfalls Figuren von Stein wahrnimmt. Dieser schöne Tempel ist der Anbetung des Gottes Schiwa gewidmet, und wird von den Hindus für sehr heilig gehalten.

Kaspar Hauser in Nürnberg.

(Fortsetzung und Beschluß von Seite 12.)

In den ersten Tagen, die der Jüngling unter Menschen zubrachte, war er fortwährend in einem leidenden Zustande. Das Licht, die Bewegung, der Lärm um ihn her, verursachte ihm einen nicht zu beschreibenden Schmerz; die Musik erzeugte bei ihm die erste angenehme Empfindung und durch sie fühlte er jenes Chaos sich entwirren. Sein Gedächtniß hat bedeutend zugenommen; er hat schnell gelernt Gegenstände zu nennen und zu klassifiziren, Physiognomien zu unterscheiden und einer jeden den ihr eigenthümlichen Namen beizulegen, wie er ihn aussprechen hörte. Er besitzt musikalisches Gehör, und Geschick zum Zeichnen. In den ersten Tagen spielte er gern mit einigen hölzernen Pferden, die man ihm geschenkt hatte, und man hörte ihn beständig den Ausruf: „Röß, schöne Röß" wiederholen. Er gab dieses Spielen gleich auf, als ihm sein Lehrer begreiflich gemacht hatte, daß es sich nicht schicke, daß es nicht schön sey. Sein Geschmack an den Pferden hat seitdem der Geschmack am Lernen ersetzt.

Im Verhältniß, wie sich die Sphäre der Begriffe ausdehnten, hat sich Kaspar Hauser fortwährend bemüht, das Dunkel seiner früheren Existenz zu durchdringen. Seine Anstrengungen waren vergeblich, wenigstens bis jetzt. „Ich komme immer „wieder darauf zurück, sagte er, besonders um das „Bild des Mannes aufzufassen; aber der Kopf „thut mir dann entsetzlich weh, und ich fühle Re„gungen in meinem Gehirn, die mich erschrecken."

Herr Dr. Schedel aus Pesth, welcher am 26. September v. J. auf seiner wissenschaftlichen Reise durch Deutschland den Kaspar Hauser in

Digitized by Google

Nürnberg sprach, erzählt: „Nachdem ich mit der Besehung der Merkwürdigkeiten Nürnbergs fertig war, suchte ich Hauser'n auf. Man wies mir ein, auf der etwas öden Insel Schütt (die übrigens mitten in der Stadt, durch zwei Arme der Pegnitz gebildet wird) gelegenes, düster hersehendes Haus, worin sich früher das Herrman'sche Institut befand. Ich klingelte, das Pförtchen ward aufgezogen; ich befand mich in einem engen langen Gange, durch den ich, nachdem er seine Richtung veränderte, und einen Holzschuppen durchschnitt, der zu einem Keller zu führen schien, endlich zur Treppe gelangte, die in einem kurzen Gang der ersten Etage endigte. Bisher hatte ich noch Niemand gesehen; alles war öde und still. Als ich mich eben besann, welche der zwei Thüren, die sich mir zu beiden Seiten zeigten, zu öffnen wäre, trat zur Rechten ein junger Mensch heraus. Ich ersuchte ihn sogleich, mich bei'm Hrn. Professor Taumer (bei dem Hauser wohnt) zu melden. Der Bescheid war, Hr. Taumer sey sehr krank, er wolle aber dennoch meinen Wunsch erfüllen. Somit ging er zu einer andern Thür, die in die Wohnung des Professors führte, hinein; indessen brachte er mir bald die Nachricht, der Hr. Professor sey jetzt durchaus nicht mehr zu sprechen, indem sich sein Zustand eben bedeutend verschlimmert habe. Ich äusserte, daß ich schon in einigen Stunden abreisen müsse, demnach meinen Besuch nicht wiederholen könne; ich bäte ihn nun, mich wenigstens zu Hausern führen zu lassen. „Wenn's nur das ist, lieber Herr," entgegnete der Jüngling freundlich lächelnd, „so ist es unnöthig, sich wieder her zu bemühen; denn der Hauser bin ich selbst. Erlauben Sie mir nur, daß ich's dem Hrn. Professor sage." Er war sogleich wieder da, faßte mich am Arm, und führte mich in sein Stübchen, das dicht an der Treppe den Eingang hat. Meine Freude, in diesem, um so viele Jahre seines Lebens bestohlenen, aller, zur besseren körperlichen und physischen Entwickelung nöthigen Einflüsse, beinahe sein ganzes Leben hindurch, beraubt gewesenen Menschen, einen Wohlgewachsenen, dem blühenden Aeussern nach, kerngesunden, und, wie Benehmen, Sprache und Ausdruck bemerken ließen, auch geistig bereits auf einer gewissen Bildungsstufe befindlichen Jüngling zu finden, war lebhaft, und drückte sich auch durch lebhafte Aeusserungen inniger Theilnahme aus, die den guten Hauser zu herzlichem Dank bewog, und mir sein Vertrauen gewonnen zu haben schien. Ich war nun im Fragen eben so unerschöpflich, als er bereit und befriedigend in Antworten. Deutsch spricht Hauser jetzt geläufig und richtig, er liest gut, schreibt es auch, und gab mir zum Andenken ein von seiner Hand beschriebenes Blatt Papier, das die Worte: „Zum Andenken von Kaspar Hauser an Herrn Dr. Schedel. Geschrieben den 26. September 1829" und auf der andern Seite eine mit Bleifeder, freilich von kindischer Hand zeugende Zeichnung — Fragmentar-Ansicht von Nürnberg — enthielt.

Ferner besitzt er bereits gute historische, geographische ꝛc. Grundkenntnisse, wie ich mich selbst überzeugte, und er befaßte sich damals schon (im September) mit den Anfangsgründen der lateinischen Sprache; die Uebersetzung, die er mir vorlegte, war ziemlich fehlerfrei. Auf meine Bitte, seiner Wißbegierde nicht übermäßig nachzuhängen, um sich nicht irgend einen Nachtheil zuzuziehen, versicherte er mich, daß ihm das Lernen leichte Mühe sey, und er es nie bis zum Gefühl von Abspannung treibe. Auf die Frage, ob er bereits eine Vorstellung von der Gottheit habe, entgegnete er mir, daß er sich erst spät zu dieser Idee emporgeschwungen. Von seiner Handfertigkeit sprachen schon öffentliche Blätter; er zeigte mir ein Pappkästchen, das sehr nett verfertigt war. An Muskulaturkraft ist er noch mehrere Jahre hinter seinem Alter; sein Versuch, meine Hand zu drücken, glich dem eines zehnjährigen Knaben. — Hauser schätzt sich überaus glücklich, der Welt wiedergegeben zu seyn, die so unendlich schön ist, wie er sich äusserte. Der Wunsch, das Verlorne einzuholen, ist in ihm sehr lebhaft, so wie auch der, einst zu reisen, um sich in der Welt umzusehen. Wer Hausers Schicksal nicht kennt, würde in ihm nie den moralisch kaum anderthalbjährigen Menschen erkennen. Seine Zunge ist geläufig; er denkt folgerecht, und drückt sich passend und deutlich aus. Mit Erstaunen sah ich seine Selbstbiographie, an der er eben arbeitete, und die, wie er sagte, für den Druck bestimmt ist. Ein merkwürdiges Aktenstück für Psychologen. So glänzend sich sein Geist von Seite der Auffas-

Digitized by Google

sung, der Aneignung, und selbst des Urtheils, in seinen Verhältnissen zeigt, eben so liebenswürdig erscheint sein kindliches Gemüth, das voll Güte, Liebe und Vertrauen die Welt umfaßt, und gegen Jene, die sich Verdienst um ihn erwerben, oder ihm Theilnahme schenken, von Dank überströmte. Schnell war mir mit ihm die Zeit verflossen, und ich grollte der Post, die mich eilen hieß. Als ich ihn umarmte, bat er mich, seiner oft zu gedenken. Ich verließ das Haus, ohne auffer ihm irgend Jemand darin gesehen zu haben, und verließ es mit einiger Sorgfalt für seine Sicherheit; aber nie hätte ich's ahnen können, daß ihm so nahe ein Mordanschlag bevorstehe, der sein kaum wieder begonnenes Leben enden sollte." —

So weit die Erzählung des Herrn Dr. Schebel. Auf welche Weise Hauser ermordet werden sollte, wollen wir hier ausführlich mit den dabei vorgekommenen Umständen erzählen:

Am 17. Oktober gegen 11 Uhr Vormittags begab sich Kaspar Hauser aus seinem Zimmer in das Erdgeschoß des Hauses, als er zwei Mal leise an der Thüre klingeln hörte. Er benachrichtigte die Magd, welche er im Gange beschäftigt gesehen hatte, daß Jemand an der Thüre sey; er erhielt keine Antwort, hatte aber die Thüre öffnen und zumachen gehört, und sah nun durch eine Ritze der Bretterwand einen Mann mit schwarzem Gesichte, den er für den Schornsteinfeger hielt, leisen Trittes herankommen; er ging ihm aus dem Verschlag entgegen, empfieng aber in demselben Augenblicke von dem schwarzen Manne einen Hieb mit einem Hackmesser auf die Stirne, so daß er augenblicklich bewußtlos niederstürzte.

Als er wieder zu sich gekommen war, sah er sich im Blute schwimmend; er raffte sich auf, um zu seinem Erzieher zu flüchten, dessen Gemach sich im ersten Stocke dem seinigen gegenüber befand. Im Schrecken verfehlte er jedoch das gesuchte Zimmer, und gerieth in sein eigenes. Da er sich daselbst nicht in Sicherheit glaubte, so flüchtete er sich in der Angst in den Keller, der einen Schuh hoch mit Wasser angefüllt war. Durch die Veränderung der Atmosphäre kam er wieder in so weit zum Bewußtseyn, daß er sich auf einen aus dem Wasser hervorragenden Sandhaufen im Hintergrunde des Kellers flüchtete. Kaum war er dort angelangt, als er wieder in Ohnmacht sank, und in diesem Zustande, das blutende Gesicht mit beiden Händen bedeckt, ward er um halb 1 Uhr gefunden.

Er brachte zwei Tage, theils bewußtlos, theils in einem solchen Delirium zu, daß er blos unartikulirte Laute des Schreckens und der Angst ausstieß. Am dritten Tage endlich kehrte sein Bewußtseyn zurück, und man konnte allmählig das Verhör beginnen, welchem der Präsident des königl. baierisch. Appellationsgerichts zu Ansbach, Herr v Feuerbach, beiwohnte. Bis zur Stunde konnte aber noch nicht die mindeste Spur des Mörders ausgemittelt werden, und man muß erwarten, ob der von dem Könige auf den Vorschlag des Hrn. von Feuerbach ausgesetzte Preis von 500 Gulden irgend eine Entdeckung herbeiführen wird.

Jetzt ist der junge Hauser in so weit von seiner Wunde, die sich gerade in der Mitte der Stirne über den Augenbraunen befindet, wieder hergestellt, daß wenigstens keine Verletzung des Gehirns zu befürchten steht. Er selbst, wie er unlängst äusserte, hofft, daß nur eine unbedeutende Narbe bleiben werde.

Es war ihm unmöglich, das Aeussere seines Mörders zu beschreiben, und er gab blos an, daß sein ganzer Kopf in ein schwarzes Tuch eingehüllt war, und daß er lederne Handschuh trug. Der Form des Mord-Instruments behauptet er aber, sich genau erinnern zu können, und hat sogar eine Zeichnung davon entworfen. Es ist eine Art von Hackmesser, wie es in der Küche gebraucht wird. Merkwürdig ist es, daß der Unglückliche eine Vorahnung von diesem Unfall gehabt hat. Er war am frühen Morgen jenes Tages mit der Schwester seines Erziehers auf den Markt gegangen, was oft zu geschehen pflegt, wahrscheinlich um ihn an den Anblick vieler Menschen zu gewöhnen; kaum war er aber an jenem Morgen mitten im Volksgedränge, als er von einer unbeschreiblichen Angst ergriffen wurde, deren er nicht mächtig werden konnte; so daß er seine Begleiterin ersuchte, ihren Einkauf zu beschleunigen, und ihn nach Hause zu führen. Dieß geschah; nach seiner Heimkehr fühlte er sich so beängstigt, daß sein Lehrer ihn von einer Lektion dispensirte, die er von 11 bis 12 Uhr haben sollte. Eine Stunde nachher erfolgte der Mordversuch.

Klar ist es jetzt, daß an dem Leben des Kaspar Hauser mehr gelegen ist, als man irgend glaubte, und daß er das Opfer eines ungeheuern, wahrscheinlich aus Habsucht hervorgegangenen Verbrechens ist.

Alle bis jetzt bekannt gewordenen Vermuthungen über seine Herkunft ꝛc. haben sich nicht bestätiget und so bleibt diese merkwürdige Geschichte noch fortwährend in das tiefste Dunkel eingehüllt.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fig. 1.

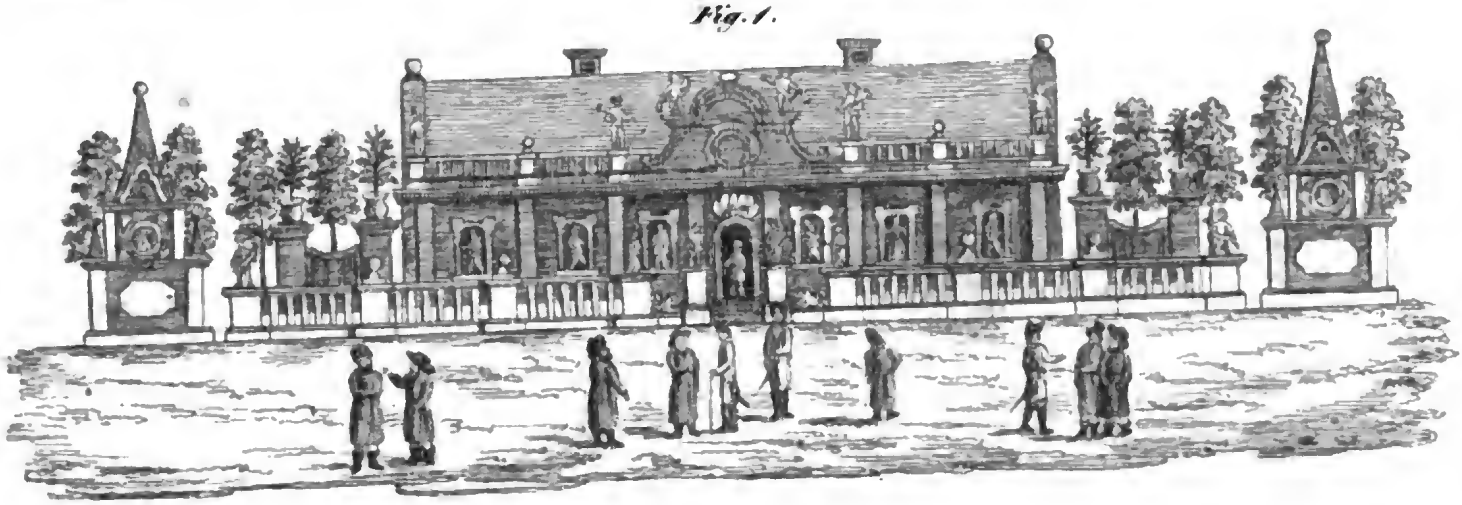


Fig. 2.

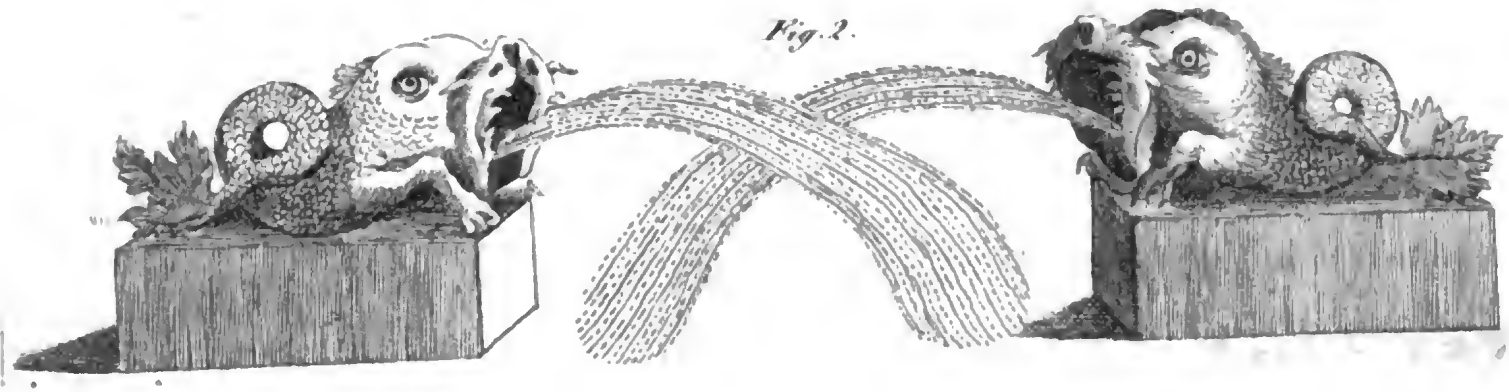


Fig. 4.

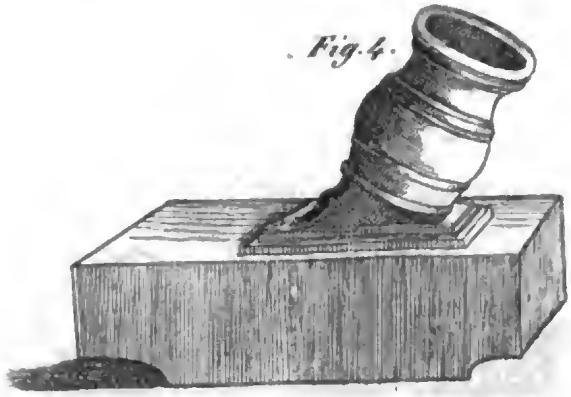
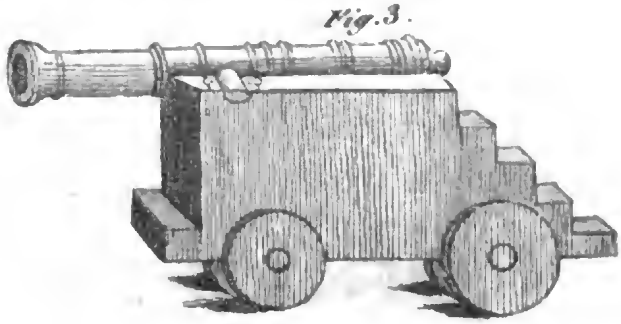


Fig. 3.



Der Eisballast zu St. Petersburg.

Digitized by Google

N.to 5. Dritter Jahrgang 1830. (17)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs. Doch erhalten diejenigen, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar.

Der Eispallast zu St. Petersburg.

(Mit Abbildungen.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. V.

Wenn schon in diesem Winter die Kälte so groß ist, daß in der Gegend von Marseille Olivenbäume und in Madrid Schildwachen erfroren, und man zu Murcia in Spanien genöthiget war, den dortigen Wein, der doch zu den geistigsten gehört, in gefrornen Massen, wie das Eis der Pyrenäen zu transportiren, so weiß man doch noch von viel kälteren Wintern zu erzählen.

Zu Ende des Jahrs 1124 war es nämlich bei einem tiefen Schnee so grimmig kalt, daß die Vögel erstarrt von Kälte aus der Luft fielen, und die Fische im Wasser, so wie die Weinstöcke, die Bäume und das Getraide erfroren. Vergeblich suchten damals die Aale, die in Brabant aus dem Wasser krochen, Schutz gegen diese furchtbare Kälte, unter den Hecken und in den daselbst im Freyen stehenden Heuhaufen.

Ebenso hatte man auch im Jahre 1436 mit einem sehr strengen Winter zu kämpfen; alle Getränke gefroren, und der Wein mußte in den Wirthshäusern pfundweise verkauft werden.

Einer der kältesten Winter war jedoch der von 1739 auf 1740. Schon am 2. October trat eine ungewöhnliche Kälte ein; die Wassermühlen blieben zu Anfang des Novembers stehen, und mit dem neuen Jahre stieg die Kälte so hoch, daß ebenfalls Vögel aus der Luft fielen, viele Menschen erfroren, und Rehe, Hirsche und anderes Wild Schutz in den Wohnungen der Menschen suchten.

In demselben Winter war es auch, wo zu Petersburg, der Curiosität wegen, auf kaiserl. Kosten ein Pallast aus Eis, künstlich erbaut wurde.

Man fing diesen sonderbaren Bau schon im November auf dem gefrornen Newastrome an, und derselbe hatte bereits eine ansehnliche Höhe erreicht, als man bemerkte, daß die Eisdecke dieses Stromes einzubrechen drohte. Sogleich wählte man einen andern Bauplatz auf dem festen Lande, zwischen dem von Peter dem Großen errichteten Fort der Admiralität und dem Winterpalais der Kaiserin Anna, und nun wurden zur Aufführung des Pallastes große Eisstücke, durchsichtig wie Krystall, herbeigeschafft, in Quaderstücke gehauen und von Kunstverständigen gehörig gearbeitet und auf einander gesetzt. Statt des Mörtels bediente man sich hierbei des Wassers, welches sogleich gefror und die Eisquadern auf das Festeste mit einander verband.

In kurzer Zeit stand das schöne Gebäude da, dessen Vorderseite unsere Tafel Fig. 1 zeigt. Die Länge desselben betrug 52½, die Breite etwas über 16 und die Höhe 20 Fuß.

Digitized by Google

Das ganze Gebäude war nach den Regeln der Baukunst aufgeführt und jeder Eisstein war nicht nur regelmäßig behauen, sondern auch da, wo es der Plan erforderte, mit Verzierungen versehen. Thür und Fenster hatten ihre Einfassungen, gleich den schönsten Gebäuden im griechischen und römischen Style, und über dem Eingange erhob sich ein prächtiges Frontispice, das mit Bildhauer- und Stukkatur-Arbeiten geziert und mit Statuen besetzt war.

Zu beiden Seiten des Frontispice sahe man eine Gallerie, deren viereckigte Pfeiler, so wie die auf einer Drehbank gearbeiteten Docken von Eis waren.

Rings um den Pallast führte ein Geländer von Eisstücken und viereckigten Zwischenpfeilern, die alle sehr regelmäßig gearbeitet, in abgemessenen Entfernungen von einander standen.

Vor dem Eingange dieses Pallastes lagen zwei Delphine von Eis, siehe Fig. 2., mit weitgeöffnetem Rachen. Man hatte es so eingerichtet, daß man mittelst einiger Spritzen aus ihrem Rachen brennende Naphtha — eine Art sehr leicht entzündlichen Bergöls — konnte strömen lassen, welches während der Nacht ein herrliches Schauspiel gewährte. In gleicher Reihe mit diesen Delphinen standen sechs Kanonen, welche, so wie ihre Lavetten und Räder, gleichfalls von Eis gemacht, auf der Drehbank ganz nach der Form und Größe von metallenen Kanonen gearbeitet waren und zu deren Ladung drei Pfund Pulver gehörten.

Diese Eiskanonen wurden öfters gelöst, jedoch nur mit einem Viertelpfund Pulver und mit Werkballen, doch zuweilen auch mit eisernen Kugeln geladen.

Mit letztern durchlöcherte man einmal in Gegenwart des Hofes, in der Entfernung von 60 Schritten, ein zwei Zoll dickes Brett.

In der nämlichen Reihe mit den Kanonen standen zwei Mörser von Eis, von der Größe derjenigen metallenen Mörser, die eine Bombe von 80 Pfund fassen. Mit einer Ladung von einem Viertelpfund Schießpulver, warf man öfters Bomben auf beträchtliche Weiten. Fig. 3. stellt eine von diesen Kanonen und Fig. 4. einen Mörser dar.

In das Innere des Pallastes führte eine Treppe, und man fand in demselben mehrere Zimmer, keines hatte jedoch eine eigene Decke und man erblickte über sich, das aus Eis zusammengefügte Dach. Die Fenster waren aus dünnen Eisblättchen sehr künstlich gearbeitet, und die Scheiben so durchsichtig, wie das schönste Glas.

Des Abends wurden die Zimmer öfters mit vielen Lichtern erleuchtet und hinter den Fenstern brachte man auf Leinwand gemalte Bilder an.

Entzückend schön war dann bei einer solchen Beleuchtung der Glanz dieses Feenpallastes!

Man erblickte in den Zimmern Tische, Tafeluhren, Leuchter, Karten mit Spielmarken, Spiegel, ein Bett mit Vorhängen sammt Zubehör, daneben ein Paar Pantoffeln und einige Schlafmützen, ein Tabouret, Stühle, einen Schrank mit gedrechselten Trinkgläsern, Theegeschirr, Schüsseln, Teller u. s. w. alles von Eis, und zum Theil mit Farben nach der Natur gemahlt. In einem Kamin sahe man sogar aus Eis geformtes Holz aufgelegt, welches einige Mal durch daran gestrichene Naphtha entzündet wurde.

Ausserhalb des Pallastes stand auf jeder Seite eine Pyramide mit Verzierungen. Diese Pyramiden waren inwendig hohl und hatten auf der hintern Seite einen Eingang und auf jeder Seite ein rundes Fenster, in welchem sich eine gemahlte Uhrtafel befand. Im Innern jeder Pyramide hing eine große, achteckige, mit grotesken Figuren (d. i. solcher Figuren und Verzierungen, wie sie in der Natur nicht angetroffen werden)

Digitized by Google

gezierte papierne Laterne, in welcher des Abends Lichter angezündet wurden. Zur Belustigung der Zuschauer drehete eine, in der Pyramide versteckte, Person diese Laterne so um, daß man von Aussen durch jedes Fenster hindurch nach und nach alle jene Figuren erblicken konnte.

Zwischen dem Pallast und den beiden Pyramiden, war auf jeder Seite noch eine Pforte und darüber Blumentöpfe mit seltenen Gewächsen, Orangenbäume ꝛc. von Eis künstlich nachgebildet. Neben den Pforten standen inländische Bäume, gleichfalls von Eis, und auf den Zweigen derselben saßen Vögel.

Auf der rechten Seite stand ein Elephant in Lebensgröße, der mittelst eines in ihn geleiteten Spritzenschlauchs am Tage Wasser, 24 Schuh hoch, und bei der Nacht brennende Naphtha ausströmte, und der durch einen, in seinen Körper versteckten Menschen, eine dem Elephanten ähnliche Stimme von sich gab; auf der linken Seite stand eine Badstube, wie sie in Rußland üblich ist, ebenfalls von Eis, die auch mehrmals in einem geringen Grade geheizt wurde.

Dieser merkwürdige Eispallast, der täglich so viele Menschen herbeizog, daß man eine Wache hinstellen, und das Ganze mit einem hölzernen Geländer umgeben mußte, stand unversehrt bis gegen Ende des Märzmonats. Bei der eintretenden Frühlingswärme zerzieng jedoch die Herrlichkeit dieses Gebäudes, das einzig in seiner Art war, und die größten Eisstücke davon wurden in den kaiserlichen Eiskeller gebracht.

Auch in dem dießjährigen Winter wurde bei Wien, was wir so eben durch gefällige Mittheilung erfahren, ein Eispallast erbaut; derselbe steht in dem eine halbe Stunde von dieser Stadt entfernten Penzing, und ist, obschon nicht so groß wie der russische Eispallast, doch nach derselben Idee ausgeführt, und wurde überdieß noch mit der Büste Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, künstlich aus Eis geformt, geschmückt.

Muth eines Indianers.

In der neuesten Zeitung von Calcutta steht folgende Erzählung eines Augenzeugen: Ich gieng am Ufer des Hooghly spazieren, als einige Boote aus dem Hochlande anlangten. Eine große Anzahl Coöly's (eine besondere Gattung von Sclaven, die als Lastträger verwendet werden) war mit Ausladen beschäftigt; doch plötzlich entstand ein Rennen, Laufen, Schreien, alles entfernte sich eilig vom Rande des Wassers, und schien doch wieder begierig, jedoch voll Furcht, dahin zurückkehren zu wollen. Die Ursache dieses Wirrwarrs war, wie ich bei näherer Untersuchung fand, ein großer Fisch, welcher nahe am Ufer und mitten unter den Kähnen herumschwamm. Ich rieth im Anfange auf einen Alligator, aber, sagte ich mir dann wieder, die Eingeborenen und die Alligatoren sind viel besser miteinander bekannt, als es hier der Fall zu seyn scheint; ich gieng näher und sah ein großes Ungeheuer von Hayfisch, bald auf der Oberfläche des Wassers und bald verschwindend, wie eine Beute zu suchen.

In demselben Augenblicke erschien ein Eingeborner auf dem Bootsverdeck, mit einem Strick in der Hand, welchen er langsam aufrollte, und alle Bewegungen des Hays aufmerksam verfolgend mit einem Blick, welcher deutlich verrieth, er wolle ihn in seinem eigenen Elemente bekämpfen; er machte eine Art von Schleifknoten; den Strick in der einen Hand, und die andre ausgestreckt, als ob er schon schwämme, stand er beherzt da, und wartete auf das Erscheinen des Hays; plötzlich erhob sich dieser auf der Oberfläche des Wassers, ungefähr 7 Ellen vom Boote entfernt, und der Indianer stürzte sich rasch hinunter, in einer geringen Entfernung vom Rachen des Thieres. Der Hay wandte sich und schwamm langsam gegen den Mann — dieser, unerschrocken, gebraucht seinen Arm, welcher noch frei war, nähert sich seinem Feinde — taucht einen oder zwei Fuß vom Hay unter, und dieser folgte ihm dann fast im nämlichen Augenblicke nach. Bald aber erschien der kühne Angreifer wieder auf

Digitized by Google

der entgegengesetzten Seite des Hays, mit der einen Hand rudernd, und mit der andern das Seil hinter dem Rücken haltend; der Hay, welcher indessen auch wieder erschien, schwamm gegen ihn, und erhob sich über den untern Theil des Leibes des Indianers, um seine Beute zu fassen; aber mit einem raschen Schwunge versetzte sich der Indianer in eine aufrechte Stellung und tauchte so unter, die Füße zu unterst, während der Hay ihm so schnell folgte, daß ich vollkommen überzeugt war, sie gingen zum Kampfe. Beide blieben ungefähr 20 Secunden aus dem Gesichte, während ich athemlos da stand, und ich kann sagen, mit Schrecken auf den Ausgang wartend. Plötzlich erschien der Eingeborene, beide Hände über dem Haupte und mit einer Stimme, welche den Sieg verkündigte, rief er „tan tan" — die Leute im Boote waren bereit, das Seil ward angezogen, und der Hay, kämpfend und voll Wuth das Wasser schlagend, an's Land gezogen.

Seine Länge betrug 6 Schuh 9 Zoll; der stärkste Durchmesser 3 Schuh 7 Zoll. (Die Größe dieses Hays war übrigens verhältnißmäßig nicht beträchtlich, da er 30 Schuh erreichen kann.) Der Indianer hatte blos einen blutigen Streif über dem linken Arme, offenbar die Folge eines Zusammenkommens mit den Flossen oder dem Schwanze seines Feindes.

Verschiedenes.

Es gibt noch andere Mittel, Champagner-Wein zu bereiten, als aus Champagner Trauben. Eine Gesellschaft Franzosen hat mit einem Pächter in Herfordshire, in England, einen Contract auf eine große Menge Birnmost abgeschlossen, der ihnen also gleich nach dem Auspressen und ehe er noch anfing zu gähren, nach London gesendet werden soll. Aus diesem Birnmost machten sie schon im Jahr 1828 herrlichen moussirenden Champagner, und ihre Unternehmung gelang ihnen so gut, daß sie ihrer Champagner-Fabrik bereits eine sehr große Ausdehnung gegeben haben.

Man bedient sich jetzt in England einer neuen Holzart zu Fortepianos, die man Ocean-Holz nennt. Es scheint eine Art von Mahagony, und ist gegenwärtig auf englischen Märkten noch so theuer, daß der Claviermacher Tomkinson für einen einzelnen Block die ungeheure Summe von 34,800 fl. bezahlte.

Aus Weißblech werden in Paris die schönsten Spiegel verfertigt. Der Erfinder derselben ist ein Herr Correau aus Brüssel. Ein gewöhnlicher Spiegel dieser Art kostet 50 Franken.

Die Gasbeleuchtung hat ihren Weg auch nach Aegypten gefunden. Der erste Versuch wurde in einem Pallaste des Vice-Königs, ungefähr 1 Meile von Cairo, angestellt.

Ein französischer Offizier, in Diensten des Pascha's von Egypten, sandte kürzlich einem seiner Freunde in Frankreich mehrere ägyptische Curiositäten, worunter sich auch einige Crocodilleier befanden. Während der Quarantaine wurden diese Eier ausgebrütet. Als man die Kiste öffnete, liefen drey kleine Crocodille heraus; sie hatten unterwegs mehrere Papyrusrollen und die Binden um die Mumie eines Ibis verzehrt, von dem nichts übrig blieb, als einige Klauen und wenige Federn. Man wartet dieser Thiere mit der größten Sorgfalt, und hofft, sie lebendig nach Paris zu bringen.

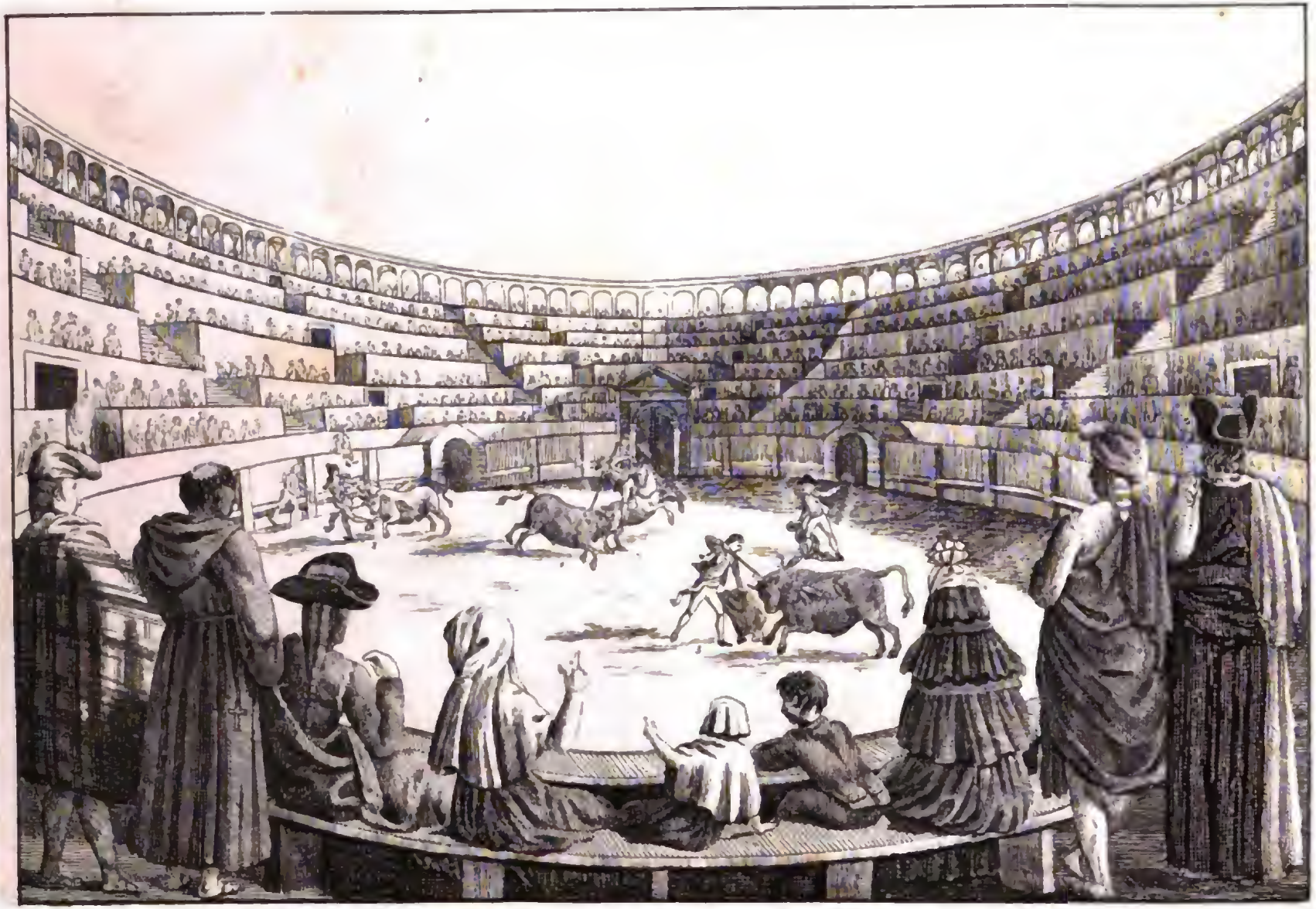
Die Zeitung von Exeter meldet: Ein ungeheurer schwimmender Körper, allem Anscheine nach belebt, da derselbe seine Lage und Richtung verändert, hat sich an der Mündung des Hafens von Dartmouth gezeigt, und dort große Bestürzung erregt. Man hält ihn für die große Seeschlange, die vor zwey Jahren in der Honduras-Bai gesehen wurde, oder für den sogenannten Kraken, der in einer Naturgeschichte von Norwegen beschrieben ist. Sein Rücken ist grünlich schwarz, mit Schuppen und Seegras bedeckt; der Kopf, oder was man dafür hält, erhebt sich zuweilen mehrere Fuß hoch über das Wasser, und spritzt ungeheure Wassersäulen in die Höhe. Alle Bewohner der Stadt und Umgegend pflegen um Mittag an der Küste versammelt zu seyn, um diesen Leviathan anzustaunen, der um diese Zeit zu erscheinen und sich etwa eine Stunde zu zeigen pflegt. Sogar die Anhöhen sind mit Zuschauern angefüllt, und in der Stadt Dartmouth ist fast kein Unterkommen mehr zu finden.

In England wird's jetzt Mode bei großen Gastereien lange Hörröhren aus Kautschuck über den Tisch zu legen; man gibt derjenigen Person, mit welcher man sprechen will, ein Zeichen, diese steckt die Röhre in ihr Ohr und man spricht so zu ihr, ohne die übrigen Gäste zu stören.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



Stiergefechte in Spanien.

Digitized by Google

No.ro 6. Dritter Jahrgang 1830. (21)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs. Doch erhalten diejenigen, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar.

Stiergefechte der Spanier.

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. VI.

Unter den vielen Festen, welche, bei Gelegenheit der dritten Vermählung des jetzigen Königs von Spanien mit einer neapolitanischen Prinzessin, am 16. December vorigen Jahrs, zu Madrid Statt hatten, kam auch das den Spaniern so beliebte Stiergefecht vor; dasselbe ist für die spanische Nation ein eben so großes Bedürfniß, wie für die Engländer das Wettrennen, und der Tag, an welchem in irgend einer Stadt in Spanien ein Stiergefecht gegeben wird, ist für die ganze umliegende Gegend ein wahres Jubelfest. Meilenweit drängt sich dann Alles herzu, und selbst der Aermste, der sich kaum sein tägliches Brod zu verschaffen weiß, sucht noch so viel aufzutreiben, nur um einen Platz bei dem Stiergefechte bezahlen zu können.

Dieses höchst grausame Gefecht wird gewöhnlich im Freien in einem sehr engen Raume gehalten; derselbe ist, wie unsere Tafel zeigt, länglichrund, ringsum mit Brettern gut verwahrt und mit erhöhten Sitzen für die Zuschauer versehen. Unter diesen Sitzen befinden sich sehr feste Behältnisse, in welche die Kampfstiere so lange, bis sie zum Gefechte kommen, eingeschlossen und durch Stiche mit Picken gleichsam noch wüthend gemacht werden. Eine schmetternde Musik von Trompeten verkündet gewöhnlich dem schaulustigen Publikum den Anfang des Festes und alsbald beginnt der auf unserer Tafel mit Ziffer 1 bezeichnete Kampf.

Dieser Kampf wurde bei dem letztabgehaltenen, oben erwähnten Stiergefechte, dem ausser den neuvermählten Majestäten von Spanien, auch der König und die Königin von Neapel beiwohnten, auf eine sonderbare Art unterbrochen und man erzählte sich diesen Vorfall folgendermaßen:

„Am 16. December wohnten die Souveraine einem Stiergefechte bei, zu dem eine Menge vornehmer Personen eingeladen war. Das Publikum hatte sich in Masse hinzugedrängt, um den Anblick des Hofes zu genießen; es wurde aber nicht in den Cirkus gelassen. Da der Platz viele Leute faßte, so war der Hof isolirt, und der Anblick traurig. Der König, der mehr Lebendigkeit liebt, befahl dem Anordner des Festes, Jedermann frei einzulassen. Die zur Vollziehung dieses Befehls von ihm abgeschickten Leute sprangen eilig hinaus, und da das Volk nun irgend eine Gewaltsamkeit vermuthete, so floh Alles. Endlich nach langem Rennen klärte sich das Mißverständniß auf. Das Publikum kehrte zurück und das Fest wurde nach altherkömmlicher Sitte geendigt."

Gewöhnlich werden die Stiergefechte nur in den Sommer-Monaten gehalten, weil in dieser Zeit die andalusischen Stiere, die man hierzu auswählt, auch am lebhaftesten sind; diese Stiere sind von Farbe schwarz, klein und unansehnlich,

Digitized by Google

doch kommen bisweilen auch große und starke an die Reihe, welche öfters ihren Gegnern genug zu schaffen machen, ja sie wohl gar besiegen. Die Personen, welche als Kämpfer hierbei auftreten, werden für einen gewissen Lohn gedungen, und diese wählen dann gemeiniglich auch schlechte Pferde, damit der Schaden nicht so groß ist, wenn etwa einem derselben von einem Stiere der Bauch sollte aufgerissen werden.

Der Kampf erfolgt gewöhnlich in drei verschiedenen Auftritten, wie solche auf unserer Tafel unter Ziffer 1. 2 und 3. dargestellt sind.

Zuerst beginnt auf dem Schauplatze der Auftritt Fig. 1. Der Stier wird aus dem Behältnisse herausgelassen, und es treten die Pikenire zu Pferd mit langen Picken oder Lanzen gegen ihn auf. Sie empfangen damit den wüthend gemachten Stier gleich bei seinem Austritte aus der Thür des Behälters, stoßen auf ihn zu, und zerbrechen die Lanzen auf dem Thiere. Die Lanzen sind jedoch von so schwachem Holz, daß sie selten mehr als einen Stoß aushalten. Hierdurch noch wüthender gemacht, stürzt der Stier auf seine Feinde los, und es gehört allerdings einige Gewandtheit dazu, seinem Grimm zu entfliehen. Indeß ist's hier weiter nichts, als geschickte Flucht, welche die spanischen Fechter in diesem Kampfe beweisen.

Hierauf folgt der Auftritt Fig. 2. Es treten Kämpfer zu Fuß auf, die Chulos und Bandevilleros heißen. Ihre Heldenthaten bestehen darin, daß sie den schon in Wuth gesetzten Stier noch mehr necken, und eine Anzahl Wurfspieße nach seinem Körper werfen, die mit bunten Lappen und Papierschnitzeln und vornen mit Widerhacken versehen sind, welche in der Haut des Thieres sitzen bleiben. Unpartheiische Augenzeugen sagen, daß es ein höchst empörender und jämmerlicher Anblick sey, den armen Stier mit Wurfspießen besäet, von Stichen durchbohrt und oft von gierigen Bullenbeißern noch überdieß angefallen und zerfetzt zu sehen.

Endlich, nachdem die Bandevilleros ihre Waffen angebracht haben, treten sie ab und im dritten Auftritte erscheinen neue Helden, Fig. 3., um dem Thiere das Leben zu nehmen. Diejenige, die dieses thun, heißen Matadoren, d. i. Todtschläger. Ihre Waffen bestehen in einem breiten Schwerdte in der rechten, und einem rothen, über einem Pfeile hängenden Mäntelchen in der linken Hand. Der gepeinigte Stier, obgleich schon abgemattet und vom Blute triefend, versucht dennoch seine letzten Kräfte und rennt auf den Mantador los; dieser aber hält ihm das rothe Mäntelchen vor die Augen, und versetzt ihm mit dem Schwerte einen Stoß in den Nacken, der dann dem armen Thiere den Tod bringt, und womit sich auch das grausame Spiel, das, zur Ehre Spaniens, doch immer seltener wird, endigt.

Wohlthun und Dankbarkeit.

Der Graf von Blangis war als ein Opfer der französischen Revolution gefallen, und hatte eine Wittwe von fünf und zwanzig Jahren und zwei Töchter im zartesten Alter hinterlassen. Die Gräfin fand an der Wiege ihrer Kinder den Muth, einem ungewissen Schicksal entgegen zu gehen. Noth und Mangel bedrohten sie von allen Seiten; aber die Vorsehung schickte ihr unerwartete Hülfe. Flamand, ein ehemaliger Bedienter des Grafen, brachte der Wittwe mehrere Kostbarkeiten von nicht unbedeutendem Werthe, die er den Räubern, welche unter dem Namen der Gerechtigkeit die Habe der Hingerichteten plünderten, zu entziehen gewußt. Die Gräfin von Blangis machte den geretteten Schatz zu Geld, und legte vom Erlös einen Weißzeugladen an. Flamand's Frau, die in dergleichen Dingen einige Kenntniß besaß, blieb bei ihr als Ladenmädchen, und der Himmel segnete die mütterliche Hingebung der trefflichen Frau, denn der kleine Handel gedieh über alle Erwartung.

Mit schöner Ergebung in ihr Loos entfernte die Mutter Alles von ihren Kindern, was in den jugendlichen Herzen ein Sehnen nach dem entschwundenen Glanze erwecken konnte; darum ver-

Digitized by Google

barg sie ihnen auch sorgfältig ihren Stand und das schreckliche Ende ihres Vaters. Beides blieb inzwischen den Mädchen keineswegs verborgen. Frau Flamand theilte ihnen das Geheimniß mit, aber verschieden war der Eindruck, den die traurige Erzählung auf Elfriede und Blanka machte. Jene weinte um den Vater und bewunderte die Mutter; diese, in dem sie die kindlichen Gefühle der Schwester theilte, seufzte zugleich über die verlorenen Glücksgüter.

Flamand war inzwischen in die Dienste eines Offiziers, Namens Saint-Phar getreten, der mit großen militärischen Talenten Muth und Tapferkeit verband, und sich in wenigen Jahren auf den Schlachtfeldern vom Lieutenant bis zum Divisions-General emporgeschwungen hatte. Flamand besaß das ganze Vertrauen seines neuen Herrn, der alle seine Einkäufe durch ihn besorgen ließ. Eines Tages brachte er dem General eine Schachtel mit gestickten Halsbinden zur Auswahl. Saint-Phar lobte die geschmackvolle Zeichnung. Ach Herr, sagte der gute Flamand, wenn sie wüßten, welche Hände diese Arbeit verfertigt haben, Sie würden gewiß einen noch größern Werth darauf legen.

„Ich verstehe; die Stickerin ist ein hübsches Mädchen, das deine Gunst besitzt."

Guter Gott! rief Flamand mit einem tiefen Seufzer, während Thränen seine Augen füllten. Hingerissen von seinem Gefühle erzählte er jetzt die Geschichte der Gräfin von Blangis. Der General hörte ihm aufmerksam zu, und befahl ihm hierauf, die Halsbinden wieder zurück zu tragen.

„Wie Herr, sie gefallen Ihnen jetzt nicht mehr?"

„Ich werde selbst hingehen, und mir welche aussuchen."

„Ach, Herr General, die Gräfin wird mir nie verzeihen, daß ich ihr Geheimniß verrathen habe."

„Sey ruhig, erwiederte Saint-Phar, ich weiß was man dem Unglück schuldig ist, ich war selbst unglücklich."

Tags darauf ging der General selbst zu Frau von Blangis, kaufte für eine bedeutende Summe, und entfernte sich voll Bewunderung für Blanka's Schönheit und Anmuth. Am Abend sprach er von ihr mit Flamand, der nichts angelegentlicheres zu thun hatte, als seiner Frau die große Neuigkeit mitzutheilen, wie entzückt der General von Blanka's edelm Benehmen sey; und beide überließen sich den freudigsten Hoffnungen.

Saint-Phar brauchte allerlei Vorwand, den Laden der Gräfin fast täglich zu besuchen. Ihr scharfes Auge errieth bald die wahre Ursache, und zu gleicher Zeit bemerkte sie auch, daß sich Blanka sorgfältiger kleide, weniger Aufmerksamkeit auf ihre Arbeit wende, und ihre Blicke unruhig nach der Thür richtete, sobald ein Wagen vorfahre. Trat der General herein, so erröthete sie, schlug die Augen nieder und die Nadel blieb unbeweglich in ihrer Hand. Sah sie sich aber in ihrer Erwartung getäuscht, so konnte sie einen kleinen, unwillkührlichen Verdruß nicht ganz verbergen. Die Gräfin Blangis, welcher die auffallende Gemüthsbewegung ihrer Tochter unmöglich entgehen konnte, war eine Zeitlang unschlüssig, wie sie sich dabei zu benehmen habe. Sollte sie mit Blanka davon sprechen? konnte dieß nicht die Gefühle ihres Herzens, deren sie sich vielleicht selbst noch nicht recht bewußt war, zu heftiger Leidenschaft entflammen? Auf der andern Seite ließ Saint-Phar nie das geringste Wort entschlüpfen, das Gelegenheit geben konnte, die Sache auch nur leise zu berühren; im Gegentheil, sein Benehmen, wie seine Worte blieben stets abgemessen und in den Schranken ehrerbietiger Zurückhaltung. Hätte die Gräfin Bedenklichkeiten geäussert, so konnte der General dieß leicht für Beleidigung, oder aufgeblasenen Stolz nehmen; sie beschloß daher in Zukunft noch aufmerksamer über das Betragen ihrer Tochter zu wachen, als es bisher geschehen war, bis vielleicht ein Zufall sie über die wahren Absichten des Marschalls aufklären würde.

Auch Saint-Phar wurde von quälender Unruhe geplagt; Blanka hatte tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht, das bis dahin die Liebe nicht kannte; er fand in dem lieblichen Mädchen Alles vereinigt, was ihm ein weibliches Wesen verehrungswürdig machen konnte; sie besaß hohe Tugenden, war von edler Geburt, und mit verschwenderischer Hand hatte die Natur alle Reize über das holde Geschöpf ausgegossen. Es erschien ihm als das höchste Glück, sie mit den Unbilden eines widrigen Geschickes wieder auszusöhnen, und mit ihr ein

Digitized by Google

Vermögen zu theilen, womit ihn das Glück so reichlich bedacht hatte, und das ohne Blanka keinen Werth mehr für ihn hatte. Aber er war zu zart, zu fein fühlend, und der Gedanke, die Liebe eines Wesens, dem er mit so inniger Ergebung anhing, nicht ganz zu besitzen, quälte ihn mit bitterem Schmerz. Der General beschloß daher, um diese Familie dem glänzenden Stande, für welchen sie geboren war, wieder zurückzugeben, Blanka im Beiseyn ihrer Mutter zu prüfen, ob auch er Eindruck auf ihr Herz gemacht habe.

Eines Abends, als man eben das Gewölbe schließen wollte, kam Saint-Phar. „Verzeihung," sprach er zu Frau von Blangis im Eintreten, „daß ich sie so spät noch störe; aber Sie müssen mich in der Auswahl eines Schmuckes, den ich für meine Braut kaufen will, mit Ihrem einsichtsvollen Rathe unterstützen." — Bei diesen Worten heftete er seine Blicke auf Blanka, und sah, wie in diesem Augenblicke Todesblässe alles Blut von ihren rosigen Wangen verjagte. „Der Herr General," nahm Frau von Blangis das Wort, „müssen sich in dieser Sache an besser unterrichtete Personen wenden; ich bin zu unbekannt mit der gegenwärtigen Mode, ausgenommen in Dingen, welche zu meinem Geschäftskreis gehören. — Der Marschall wandte sich an Blanka und fuhr fort: „das Fräulein zeigt in allen Dingen so viel Geschmack, daß ich wünschte, daß sie mir in der Auswahl an die Hand gehen möchte;" mit diesen Worten reichte er ihr das Kästchen. Mit zitternder Hand nahm das Mädchen das Etui, und ließ dasselbe, indem sie vergebens nach Worten suchte, in der Verwirrung zur Erde fallen. Rasch hob es Elfriede vom Boden auf und stellte sich vor ihre Schwester, in dem sie that, als ob sie den Schmuck betrachten wollte, eigentlich aber um die Thränen ihrer Schwester vor Saint-Phar zu verbergen. Frau von Blangis, stumm vor Ueberraschung und Staunen, war wie versteint; und Frau Flamand, die sich nicht mehr halten konnte, rief: „Also wirklich, mein Herr, Sie wollen heyrathen; so ist es also sicher; bis jetzt zweifelte ich noch daran; nun Gottlob, nun weiß ich es sicher; und das Fräulein wird nimmer einen Gatten ausschlagen, der ihrer Mutter angenehm ist." — „Mein Herr, nahm die bestürzte Frau von Blangis das Wort, „eine solche Verbindung — „ehrt uns beide gleich," fiel der Marschall ein. „Durch meinen Degen erwarb ich mir den Adel, und ihre Enkel werden sich ihres Vaters, wie der Ahnen ihrer Mutter rühmen dürfen. — „Mein Vermögen . . . . . von heute an gehört das meinige Ihnen." „Ich kann Ihnen nicht widerstehen," erwiederte gerührt Frau von Blangis. „Mein Kind, ich nehme den Herrn Marschall zum Schwiegersohne an," vorausgesetzt, fügte sie lächelnd hinzu, „daß dein Herz nichts dagegen einzuwenden hat." Eine sanfte Röthe überflog Blanka's Wangen, und in ihren Augen konnte Saint-Phar die Bestätigung seines Glückes lesen.

Der Marschall blieb beim Abendessen; und trunken von seinem eigenen Glücke schwelgte er auch im Vorgenuß des Glückes, das er seinen neuen Verwandten bereiten wollte. Wie Blanka's Schmerz wortlos gewesen, so war auch ihre Freude stumm; Saint-Phar hingegen ward es nicht müde, sein Geschick zu preisen, das ihn die Liebe und der Besitz eines solch holden Geschöpfes erringen ließ; und er wußte wohl, daß Bescheidenheit, die höchste Zierde des schönen Geschlechts, die sicherste Bürgschaft für die Dauer seines Glückes sey.

Den andern Tag unterzeichnete Saint-Phar seinen Ehevertrag mit Blanka, worin er ihr die Hälfte seines unermeßlichen Vermögens zusicherte; auch bewog er Frau von Blangis ein äusserst schönes Landgut mit 12,000 Franken Einkünften von ihm anzunehmen, und Elfriede erhielt von ihrer Schwester eine Verschreibung von 6000 Franken Renten; im Hause des Marschalls wurden Zimmer für die ganze Familie in Bereitschaft gesetzt. Den ganzen Weißzeugladen sollte Frau Flamand erhalten, als Belohnung der Dienste ihres Mannes bei seinen beiden Herrschaften; Flamand nahm jedoch dieses reiche Geschenk nur unter der Bedingung an, daß er bei dem Marschall in Diensten bleiben dürfe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mit einer Beilage, zur Feyer des neunten Februar's.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zu pag. 25

3r Jahrgang.

Der Wolf.

Digitized by Google

No.ro 7. Dritter Jahrgang **1830.** (25)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs. Doch erhalten diejenigen, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar.

Der Wolf.

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. VII.

Der Wolf ist eines der fleischgierigsten Thiere, und auch dem Leben der Menschen, besonders wenn tiefer Schnee den Boden bedeckt, oft sehr gefährlich. Derselbe besitzt eine ausserordentliche Stärke, besonders in seinen Vorderfüßen, und ist im Stande, in seinem beinahe bis an die Ohren gespaltenen Rachen ein ganzes Schaaf im flüchtigen Laufe davon zu tragen, ohne daß dasselbe den Boden berührt.

Man trifft die Wölfe in allen Welttheilen an; in Europa gab es in früheren Zeiten sehr viele, jetzt sind sie nur noch in den ungeheuern, finstern Wäldern Polens zahlreich, wo sich auf weite Strecken weder Städte noch Dörfer befinden.

Von hier aus, so wie aus den hohen Gebirgen Spaniens und Frankreich, wo sich ebenfalls noch sehr viele befinden, kommen sie dann in sehr kalten Wintern nach Deutschland und bisweilen auch in unsere Gegenden. In England sind sie schon seit vielen Jahren ganz ausgerottet.

Am liebsten hält sich der Wolf in einsamen, stillen Gegenden, in Wildnissen, Dickicht, besonders in Steingruben auf, worin trockene Stellen sind; hier liegt er die meiste Zeit des Tages verborgen und geht dann erst bei eintretender Nacht auf Beute aus.

Er beobachtet bei seinen Streifzügen die größte Vorsicht und unterläßt es nie, wenn er aus seinen Schlupfwinkeln geht, sich nach dem Winde zu richten; er bleibt dann gewöhnlich vorerst an den Rainen stehen, streckt seine Nase nach allen Seiten hin aus, und wittert so meilenweit, wo sich allenfalls ein todtes oder lebendes Geschöpf vorfindet.

Der Blick des Wolfes ist scheel und mißtrauisch, und sein Gehör und Gesicht ausserordentlich scharf. Er hat die Größe und beinahe die Gestalt eines starken Mezgerhundes und wird 15 bis 20 Jahre alt.

Das Haar an seinem Körper ist ziemlich lang, steif und am Halse meistens aufrechtstehend; dasselbe hat im Sommer auf dem Rücken eine rothbraune und im Winter eine gelblichbraune, mit Grau und Schwarz gemischte, Farbe; am Bauche ist es aber zu jeder Jahreszeit weißgrau. Dieß ist die gewöhnliche Farbe der Wölfe, die jedoch, so wie ihre Größe, nach der Gegend ihres Aufenthalts verschieden ist. In Deutschland und Frankreich trifft man hie und da auch eine Art Wölfe mit dickeren und ins Gelbe fallenden Haaren, die weniger schädlich sind, und sich nie weder den Häusern noch Herden nähern und einzig von der Jagd leben. Ganz weiße, so wie schwarze Wölfe gibt es zuweilen in den nördlichen Gegenden.

Digitized by Google

Die Vorderbeine des Wolfs sind auf der innern Seite mit einem weißen und auf der äussern mit einem schwarzen Streifen versehen, welcher beinahe bis zum Fuß hinunter geht; den langbehaarten, buschigten Schwanz, der 1 Fuß 10 Zoll lang ist, trägt er meistens herabhängend oder zwischen den Beinen.

Die Länge des Wolfs beträgt gewöhnlich 3½ Fuß und seine Höhe 2 Fuß; der Kopf ist dick, die Schnauze gestreckt und spitzig. Die Augäpfel und Augenlieder sind abwärts gesenkt, daher stehen seine Augen auch schiefer als beim Hunde, sind kleiner, glänzen im Dunkeln und haben ein furchtbares Ansehen.

Der weite Rachen des Wolfs ist zu beiden Seiten mit dem stärksten Gebisse besetzt; er hat ausser den 6 starken Vorderzähnen in jeder Kinnlade noch 4 große Eckzähne (Fänger) und auf jeder Seite 6 zackige Backenzähne.

Den jungen Hund überläuft ein Schauer beim ersten Anblick des Wolfes, dessen bloser Geruch ihm schon so zuwider ist, daß er davon läuft und sich zitternd zwischen die Beine seines Herrn schmiegt.

Jung gefangen wird der Wolf zwar zahm, hält sich aber doch nicht an den Menschen; mit den Jahren nimmt er sein wildes Naturell wieder an, und kehret, sobald er kann, in seinen wilden Zustand zurück.

Die Wölfinnen sind für ihre Jungen sehr besorgt, sie suchen im düstern Walde einen dichtbewachsenen Ort zum Lager auf, mitten in demselben machen sie einen ziemlich großen Raum ganz eben, indem sie alles Dornichte mit den Zähnen abreißen und hinauswerfen. Dann legen sie eine große Menge Moos darauf und bereiten so ihren Jungen ein bequemes Lager; sie bringen insgemein gewöhnlich 5 bis 6, manchmal auch 7 bis 9, niemals aber weniger als 3 Junge zur Welt. Die Mutter säugt dieselben etliche Wochen, und lehret sie bald Fleisch fressen, das sie ihnen vorkaut. Einige Zeit hernach bringt sie ihnen Mäuse, junge Hasen, Rebhühner und lebendiges Federvieh. Die jungen Wölfe spielen anfänglich damit und würgen es zuletzt, dann löset die Mutter, die Haut ab, zerreißt es und gibt jedem Jungen seinen Antheil. Sie verlassen ihren Geburtsort nicht eher als nach sechs Wochen oder zwei Monaten; alsdann folgen sie ihrer Mutter nach, die sie aus einem hohlen Baume oder nahe gelegenen Sumpfe tränkt und entweder wieder an ihren Ort führt, oder sie anderswo verbirgt, wenn sie einige Gefahr besorgt. Solchergestalt folgen sie ihr viele Monate hindurch.

Geht man auf die Jungen los, so vertheidigt sie die Mutter aus allen Kräften und sogar mit Wuth. Wenn die Jungen die Zähne, die ihnen im sechsten Monat ausfallen, wieder bekommen und sie die gehörige Stärke und Geschicklichkeit erlangt haben, so gehen sie allein auf den Fang aus.

Der Wolf läuft ganze Tage auf Raub umher, und ist nicht zu ermüden. Sein Appetit ist sehr stark, er kann 2 Schaafe auf einmal zu sich nehmen; dann hungert er aber auch, wenns seyn muß, 4 bis 5 Tage, falls er nicht Mangel an Wasser leidet.

Von Natur ist er feige, und gefangen läßt er sich ohne Gegenwehr tödten; in der Noth aber kennt er keine Furcht, dabei ist er listig und erfinderisch.

Die Stimme der Wölfe ist ein sehr übellautendes Geheul, das sie besonders bei großer Kälte hören lassen und wenn sie auseinander gekommen sind. Sobald einer anfängt zu heulen, so antworten die andern, und zwar die Alten mit gröbern Tönen, als die Jungen.

Daß der Wolf Menschen anfällt, davon giebt es leider viele traurige Beispiele. Es geschieht dies meistens zur Winterszeit.

Im Jahr 1803 wurde in Lemberg sogar in einem Schilderhause ein Soldat von einem Wolfe angegriffen, ward aber glücklicherweise von demselben niedergeschossen.

Bei strenger Kälte büßen in Pohlen manche Personen durch den Heißhunger der Wölfe ihr Leben ein.

Digitized by Google

In der Gegend von Lemberg fand man die Ueberreste von einem ausgeschickten Reiter, der unterwegs von mehreren dieser Raubthiere angefallen worden war, sich so tapfer vertheidigt hatte, daß einige Wölfe im Kampfe umgekommen waren, aber dennoch endlich der Uebermacht hatte unterliegen und den übrigen zur Nahrung dienen müssen.

Uebrigens frißt der Wolf seine Beute nur im größten Heißhunger auf derjenigen Stelle, wo er solche erhascht hat, sonst schleppt er sie an einen sichern Ort.

Hat er einmal Menschenfleisch gekostet, so zieht er es hernach allem andern vor, und wird dadurch den Einwohnern, da, wo er sich aufhält, überaus gefährlich.

Auch im jezigen Winter sind mehrere Menschen von Wölfen angegriffen worden. So wird aus Lyon berichtet, daß der Postwagen zwischen Issoudun und Chateauroux von einer Schaar Wölfe angefallen worden ist, vor denen sich der Conducteur nur dadurch zu retten gewußt, daß er ihnen acht gespickte Truthähne, welche er von Perigueux aus mitbekommen, vorgeworfen habe.

Bei ihren Räubereien bedienen sich die Wölfe allerlei List und Klugheit.

Sie begeben sich gewöhnlich nur in Gesellschaft auf die Jagd, und finden sie an einem Orte nichts, so sind sie im Stande die ganze Nacht durch zu streifen.

Gewöhnlich laufen sie in einer Reihe hintereinander, und der folgende tritt immer in die Fußtapfen des vorhergehenden, so daß es scheint, als ob nur einer gegangen wäre. Soll aber ein Hirsch oder ein anderes Thier angejagt werden, so vertheilen sie sich, verrennen ihm den Weg und einer reißt es nieder, worauf die andern hinzukommen und es verzehren helfen.

Man weiß, daß der Wolf, wie der Fuchs, aus Vorsicht nicht in der Nähe seines Stalles raubt; er meidet alle verdächtigen Stellen, Zugänge und Anstalten. Ausgespannte Stricke flößen ihm großes Mißtrauen ein, und selbst durch offene Thüren geht er nicht, lieber springt er über Zäune und Mauern, und läßt sich das Einbringen recht sauer werden, wenn es ihm nur sicher scheint. Er nahet sich leise, mit bedächtigen Schritten, und man will bemerkt haben, daß, wenn er von ungefähr ein Geräusch macht, er sich selbst vor Unwillen ins Bein beiße.

Kömmt er an einen Stall, so schleicht er leise heran, gräbt sich unter der Schwelle durch, und mordet mehrere Stücke, ehe er eins wegträgt, dabei ist er so wüthend, daß er Flintenschüsse, die ihm um die Ohren sausen, gar nicht zu hören scheint. Kommt er ohne Gefahr davon, so nimmt er jedesmal ein Stück Vieh mit.

Gelangt er zu einem Trupp Gänse, so würgt er 3 bis 4, legt sie mit dem Hals kreuzweise übereinander, faßt sie so mit dem Rachen und schleppt sie fort.

Pferde, die bekanntlich in Pohlen das ganze Jahr hindurch im Walde bleiben, wissen sich mehrentheils durch ihre Hinterfüße gegen den Wolf zu vertheidigen. Sie stellen sich des Nachts truppweise auf einen Haufen, nehmen die jüngern in die Mitte, und stellen sich mit den Hinterbeinen auswärts, um den heranschleichenden Räuber gehörig zu empfangen. Wehe ihm dann, wenn er es hier wagt, die aufmerksamen Rosse anzugreifen; ein Schlag mit dem Huf bringt ihm unfehlbar den Tod.

Ist der Wolf übrigens nicht gerade sehr heißhungerig und sind ihrer nicht mehrere beisammen, so kann sich der Mensch seiner wohl erwehren. Feuergewehr schreckt ihn sehr ab, schon Peitschenknall setzt ihn in Furcht, auch Kettengerassel ist ihm sehr zuwider. Deßhalb pflegen in Polen die Reisenden ihre Wägen mit Ketten zu behängen. Auch Musik soll er fliehen, und man erzählt, daß ein Musikant einen hungerigen Wolf nur dadurch losgeworden sey, daß er sich niedergesetzt und gespielt habe.

Schon bloses Feuer, selbst Feuerfunken, die man des Nachts mit dem Stahle schlägt, vertreibt sie. Im strengen Winter 1789 wurde ein Arzt, der einen Boten bei sich hatte, in der Gegend des Kaiserstuhls, um Mitternacht, zwischen Ichen-

Digitized by Google

heim und Dundenheim, von einem Wolfe angegriffen. Der Bote floh nach Ichenheim zurück, der Arzt hingegen schlug rasch Feuer, indem er rückwärts ging, der Wolf folgte immer langsamen Schrittes, und als der Arzt einen ziemlichen Vorsprung gewonnen hatte, nahm er seinen Mantel unter den Arm und rettete sich so durch Springen in das nächste Dorf. Der Wolf aber wurde den folgenden Tag aufgespürt und geschossen.

Wohlthun und Dankbarkeit.

(Fortsetzung von Seite 24.)

Der Tag, der die beiden Liebenden auf ewig vereinigen sollte, rückte heran; Saint-Phar, Blanka, Frau von Blangis, ja alle ihre Dienerschaft erwarteten ihn mit gleicher Ungeduld; nur Elfriede, die arme Elfriede sah ihm mit Schrecken entgegen. Mit jeder Stunde wuchs die Qual, die ihr Herz zerriß; wenn sie der Zukunft gedachte, füllte bitterer Schmerz ihre Brust: erinnerte sie sich aber wieder, mit welchem Heldenmuth ihre Mutter so viel unverdientes Leiden erduldet, nur um für ihre Kinder sich zu erhalten, dann nahm sie sich fest vor, nimmer den Frieden ihrer Mutter zu trüben, was es ihr Herz auch kosten sollte. — Da in der letzten Zeit das Geschäft der Frau von Blangis sehr erweitert worden, so hatte sie seit einigen Jahren einen arbeitsamen, pünktlichen jungen Mann in ihre Dienste genommen zum Führen ihrer Bücher; er nannte sich Richard, und war ihr von einem bekannten Handelshause empfohlen worden. Elfriede, welcher die Correspondenz oblag, war deßhalb oft genöthigt in Richards Nähe zu arbeiten, die jungen Leute plauderten zusammen, und es entspann sich unter ihnen bald eine Art Vertraulichkeit. Richard besaß bei einer einnehmenden Gestalt und äußerst anziehenden Gesichtszügen, viel Geist und keine gemeine Bildung; oft sprach er zu der ihm aufmerksam zuhörenden Elfriede von der tiefen Weisheit der Alten und der Nichtigkeit aller irdischen Größe. Als sie eines Tages wieder in ähnlicher Unterhaltung begriffen waren, brach Elfriede auf einmal in die Worte aus: O, wer kann es besser wissen, als ich, daß nur in den Armen der Tugend wahres dauerhaftes Glück zu finden ist! — Sollten Sie, noch so jung, das Unglück schon kennen gelernt haben? — das Unglück war meine Wiege und Jammer und Wehklagen mein Ammenlied. — Wenn aber auch das Kind das Unglück schon kennen gelernt, so ist doch der Jungfrau ein stilles zufriedenes Loos gefallen? — Ach ja, wir verdanken es der sorgfältigen Bemühung unserer theuren Mutter, die sich großmüthig für uns aufgeopfert. — O Elfriede, lieben Sie immer und einzig nur ihre Mutter! — Wie? soll ich nicht auch meine Schwester lieben? Richard mußte anfangs lächeln über diese naive Offenherzigkeit, aber gleich darauf entwand sich ein tiefer Seufzer seiner Brust. Elfriede schlug ihre Augen auf, und ließ sie einen Augenblick mit theilnehmender Wehmuth auf ihm ruhen; dann erhob sie sich plötzlich von ihrem Sitze, und verließ ihn schweigend, der über dieses, wie er wähnte, zurückstoßende Betragen erstaunt, ja im Innersten verletzt war.

Ein tiefer, mächtiger Schmerz muß ihn darnieder drücken, dachte Elfriede bei sich; o wenn ich ihn zu trösten vermöchte .... und so schlich sich unter der Gestalt des Mitleids eine innige liebevolle Theilnahme in ihr reines unbewachtes Herz. Seit diesem Gespräch hatte die Unterhaltung zwischen Elfriede und Richard eine ganz andere Gestalt angenommen. Voll gegenseitiger Achtung und Zärtlichkeit hatten sich bald ihre überströmenden Herzen ihre innersten Gefühle gestanden, und sie schmeichelten sich mit der Hoffnung, daß ihre Zuneigung in der Folge auch von Elfriedens Mutter gebilligt werden würde; und schon waren sie übereingekommen, daß Richard von seiner Ersparniß, der Frucht seiner mehrjährigen unausgesetzten Arbeit, eine kleine Handlung etabliren soll. Aber das unerwartete, glänzende Glück, welches die ganze Familie durch Blankas Heirath machte, vernichtete plötzlich alle die schönen Pläne und Hoffnungen Elfriedens. Kaum hatte Richard erfahren, was sich zugetragen, so eröffnete er der Frau von Blangis in den schonendsten Ausdrücken, daß es ihm für die Zukunft unmöglich sey, die Stelle bei ihr ferner zu versehen. An Elfrieden schrieb er einige Worte des Abschieds und ließ sich mit keinem Auge mehr sehen. Frau von Blangis war zu sehr mit Einrichtungen für ihre neue Lage beschäftigt, um das plötzliche Zurückziehen ihres Gehülfen zu beachten, und Elfriede mußte sogar des traurigen Glückes entbehren, den Namen Richards nennen zu hören. Wie sehr ward ihr durch diese Vergeßlichkeit ihr neues Glück verhaßt. In ihrem Kummer hielt sie es für eine gerechte Strafe ihrer Schuld, daß sie ohne Wissen und Willen ihrer Mutter ein Verhältniß der Art angeknüpft habe, und daß sie durch Verletzung ihrer Kindespflicht, auch das Recht sich zu beklagen verwirkt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ansicht der Residenz des Dalai lama in H'lassa,

der Hauptstadt von Tibet, nach einem tibetanischen Original.

Google

N.ro 8. Dritter Jahrgang 1830. (29)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grosshersogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs. Doch erhalten diejenigen, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar.

Die Residenz des Dalai-Lama in Lassa.

(Mit einer Ansicht.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. VIII.

Die beifolgende Tafel enthält eine in mannigfacher Beziehung sehr interessante Abbildung; dieselbe wurde genau nach dem Originale gefertiget und zeigt die Ansicht der tibetanischen Hauptstadt Lassa, von der man bis jetzt keine ausführlichen Nachrichten hatte.

Das Land, in dem sich diese Stadt befindet, liegt in dem östlichen Theile Hochasiens; dasselbe ist sehr gebirgig und rauh, hat große Sandwüsten, bedeutende mit Gras bewachsene Ebenen und mitunter schöne Weiden, aber wenig Boden, der sich zum Ackerbau eignen würde; die höchsten Berge sind das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt, daher man diesem Lande auch den Namen Schnee-Land gegeben hat. In demselben entspringen die größten Ströme Süd- und Ostasiens, als der Indus, Ganges, Burremputer, der Lukian, Irabatti und mehrere andere bedeutende Flüsse; die vielen Thäler und Wasserbetten, die in hundertfältigen Windungen diese gebirgige Gegend durchziehen, machen die Communication sehr beschwerlich, und nicht selten trifft man auf ganz schmale Wege, die an schauderhaften Abgründen hinlaufen, und erblickt Hängebrücken, die, aus Baumzweigen und Balken künstlich erbaut, nur mit der größten Lebensgefahr zu passiren sind.

Die Luft in Tibet, ist wegen der hohen Lage dieses Landes, ausserordentlich scharf, so daß die Einwohner genöthiget sind, ihr Holzwerk aussen an den Häusern mit schlechtem Kattun zu überziehen, damit dasselbe nicht aufspringt und von einander reißt. Auch müssen sie im Winter ihre meisten Felder, die vom Winde ausgetrocknet und ganz dürre werden, mit Wasser begießen, das alsdann eine Kruste bildet und so den Boden vor dem Verwehen schützt, und zugleich düngt.

Die Dörfer haben ein elendes Ansehen, die Häuser gleichen den Ziegelöfen und sind von Holz, und Feldsteinen, ohne Sand und Mörtel, aufgeführt. Gewöhnlich liegen sie der Kälte wegen an der Mittagsseite der Berge und haben nur kleine Luft- und Lichtlöcher.

Die Hauptstadt Lassa hingegen liegt in einem schönen und weiten Thale, in dem Kanton H'lassa, welcher Name so viel als Erde der Götter bedeutet; dieselbe besteht aus einer Menge Tempel und Klöster in 3 verschiedenen Städten, von denen jede für sich wieder ein Ganzes bildet und mit einer Mauer umgeben ist. Zwei bedeutende Flüsse begegnen sich hier in der Mitte dieser Städte und erhalten nach ihrer Vereinigung den Namen

Digitized by Google

Zzang tsiou; später bekommt dieser vereinigte Fluß, beim Eintritt in das an Tibet angrenzende Reich der Birmanen, den Namen Irawadi.

Das Klima in dem Kanton H'lassa ist milder, als in den andern Gegenden Tibets, und hier gedeihen schon der Reiß und mehrere Feldfrüchten, so wie der Weinstock und Aprikosenbaum; auch erndtet man Bohnen, Linsen und Wicken und pflanzt mancherlei Küchengemüße.

Schon in den früheſten Zeiten war Laſſa die Hauptſtadt der Könige von Tibet, ſeit dem 15ten Jahrhundert aber iſt ſolche die Reſidenz der Dalai-Lama geworden, die um dieſe Zeit daſelbſt eingeſetzt wurden.

Der Dalai-Lama, welcher beſtändig in Laſſa wohnt, iſt das höchſte geiſtliche Oberhaupt des Kaiſerthums China und vereinigt zugleich in ſeiner Perſon alle weltliche Macht in dem zu China gehörigen Reiche Tibet. Nach ſeiner und der Chineſen Meynung iſt er ein verkörperter Gott, der nicht ſtirbt, ſondern nur ſeine Hülle verläßt, um in eine andere überzugehen, und ſo auf dieſe Art unſterblich fortregiert. Seine Prieſter heißen Lama und dieſe allein wiſſen nach ſeinem Tode die Zeichen zu entdecken, in welchem Körper er wieder fortlebt.

Nro. 1. auf unſerer Tafel zeigt das Hauptgebäude, in welchem der Dalai-Lama gewöhnlich reſidiet; daſſelbe heißt wegen ſeines rothen und weißen Anſtrichs, das rothe Schloß, es iſt prachtvoll gebaut, mehrere Stockwerke hoch und umfaßt eine Menge Gebäude, unter denen das größte 367 Fuß hoch iſt. Der ganze Pallaſt enthält 10,000 Zimmer, viele Götzen, Bilder und Obelisken von Gold und Silber, und der Tempel in demſelben ruht unter einem ganz mit Gold überzogenen Dache. Dieſer Pallaſt ſoll ſchon um das Jahr 630 nach Chriſti Geburt erbaut worden ſeyn und wurde ſpäter zu einem Tempel umgewandelt. Seine Entſtehung wird auf folgende Weiſe erzählt: als man vor alten Zeiten eine für heilig gehaltene Bildſäule aus China nach Tibet bringen wollte, ſo ſtand der Wagen, auf dem man die Bildſäule transportirte, in dieſer Gegend ſtille, ſo daß man denſelben weder rückwärts noch vorwärts bewegen konnte; man betrachtete dieſes als ein Zeichen der Götter und errichtete dann auf dieſer Stelle einen Tempel, in dem die Bildſäule zur Verehrung aufgeſtellt wurde.

Dieſer Tempel, deſſen Hauptfaçade gegen Morgen ſteht, enthält das Allerheiligſte der Chineſiſchen und Tibetaniſchen Religion; man gelangt dahin durch einen prächtigen Säulengang, der, ſo wie der ganze Tempel, ſein Licht von oben erhält und im Hintergrunde mit einem ſilbernen Gitter verſchloſſen iſt, das ſich vermittelſt ſilberner Ringe, die an Vorhängen von koſtbarem Stoffe angebracht ſind, nach Verlangen öffnen und ſchlieſſen läßt. In dieſem Heiligthume erblickt man: mehrere prachtvolle Kapellen, 15 ſilberne, mit Edelſteinen geſchmückte Rahmen, den Altar des Dalai-Lama, der mit 5 reichen Kiſſen von rothem Zeuge bedeckt und zu beiden Seiten mit den Thronſitzen der übrigen großen Lama umgeben iſt; dann den Thron der früheren Könige von Tibet, der aber, ſeit die Chineſen das Land beſitzen, abgebrochen iſt, und endlich den Hauptaltar, zu dem mehrere breite Marmorſtufen hinaufführen und der mit goldenen und ſilbernen Götzenbildern, auf denen die herrlichſten Edelſteine prangen, geſchmückt iſt.

Weſtlich von dieſem Pallaſte des Dalai-Lama ſteht auf einem Berge Nro. 2. ein Gebäude oben mit einer Krone, in Form eines Mühlſteins, wovon dieſer Berg auch den Namen Mühlberg erhalten hat. In dieſem Gebäude werden die zu Prieſter beſtimmten Jünglinge unterrichtet. Zwiſchen dem Pallaſte Nro. 1. und dem Mühlberge Nro. 2. erheben ſich zwei Berggipfel, die ein majeſtätiſches Anſehen haben und von dem Volke als Wohnſitz der lebenden Gottheit verehrt werden; beide bilden die Pforte Nro. 18, über welcher drei künſtliche Pyramiden errichtet ſind.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Wohlthun und Dankbarkeit.

(Fortsetzung von Seite 28.)

Kurze Zeit vor dem zur Vermählung angesetzten Tage kam eines Morgens Saint-Phar nicht wie gewöhnlich zu Frau von Blangis; statt seiner erschien Flamand und brachte folgenden Brief:

Es ist mir unendlich leid, daß ich heute das Vergnügen nicht haben kann, mit Ihnen zu speisen, ja daß ich vielleicht den ganzen Tag das Glück entbehren muß, Sie zu sehen; eine Angelegenheit von der größten Wichtigkeit und Eile hält mich unausweichlich zurück. Machen Sie sich ja keine Sorgen um mich, und sagen Sie, ich bitte recht herzlich darum, unsrer lieben Blanka, daß nie Jemand so sehr geliebt werden wird, als Sie von

Ihrem Saint-Phar.

— — „den ganzen Tag nicht kommen!" rief die untröstliche Blanka aus; o meine Mutter, ich bin versichert, darunter ist gewiß ein Unglück verborgen. „Er ist doch zu Hause?" fragte Frau von Blangis den treuen Diener. „Zu Hause?" erwiederte Flamand indem er das Haupt schüttelte; „nein, er ist seit gestern Abend um eilf Uhr von Hause weg." — „Und ihr wißt nicht wohin er gegangen ist?" „Nein, ich weiß nur folgendes: Als er gestern von Ihnen nach Hause kam, gab ich ihm einen Brief, der mit der Post gekommen war, er las ihn, und heftig bewegt, gieng er schnell wieder weg, ohne irgend einem seiner Leute ein Wort zu sagen: ich war voll Sorge und Unruhe und folgte ihm deßhalb von weitem. Er gieng sehr rasch, als er in die Vorstadt Saint-Marceau gekommen war, gieng er in ein Haus von äußerst geringem Ansehen, worin er über eine Stunde blieb. Als er wieder herauskam, begleitete ihn ein alter Soldat, mit dem er sich in ein Fiacre setzte; ich machte mich hinten auf, und begleitete sie so bis in die Vorstadt Saint-Antoin, wo sie bei einem Bierbrauer abstiegen. Aber die Furcht, bemerkt zu werden, und nothwendige Geschäfte, hießen mich nach Hause zurückkehren. Mein Herr kam bald nach mir; seine düstere Miene ängstete mich sehr; später fragte ich den zweiten Kammerdiener, was unser Herr mache, seine Antwort beruhigte mich wieder, und wirklich war er gegen Abend ziemlich heiter. Eben als er sich zu Bette begeben wollte, kam jener alte Soldat wieder, von dem ich Ihnen eben gesagt, und verlangte mit dem Herrn zu sprechen. Der Marschall ließ ihn in den Saal treten. Die Unterhaltung wurde lebhaft, und ich unterschied deutlich des Marschalls Worte: „O diese Ungewißheit drückt mich noch ganz zu Boden; sie muß enden, koste es, was es wolle, mein ganzes Lebensglück hängt davon ab." Hierauf klingelte er, befahl zwei Reitpferde zu satteln, und sagte, daß man ihn diese Nacht nicht erwarten sollte. Hierauf schrieb er noch den Brief, den ich Ihnen eben gebracht habe, und ritt weg, nur von dem Unbekannten gefolgt. — Flamands Erzählung war nicht geeignet, Blankas Furcht zu vermindern, und das arme Kind erschöpfte sich in tausend verschiedenen Muthmaßungen über Saint-Phar's räthselhaftes Betragen; ja selbst Frau von Blangis konnte sich einigen üblen Verdachtes nicht entwehren, der Saint-Phar's Benehmen in ihr erregte, aber sie hütete sich wohl, denselben Blanka mitzutheilen. Vier und zwanzig Stunden verstrichen, ohne daß man die geringste Nachricht von dem Marschall erhielt. Vergeblich war alles Trostzusprechen der Frau von Blangis; Blanka wollte sich durchaus nicht zufrieden geben; nur Elfrieden gewährten diese Stunden des Schreckens und des Kummers einige Erleichterung, denn sie befreiten sie von dem Zwange, den sie ihrem Schmerz hatte auferlegen müssen, und die zarten Bande, welche die beiden Schwestern seit ihrer Kindheit vereinten, knüpften sich dadurch nur noch fester. Blanka fühlte sich weniger unglücklich, wenn Elfriede mit ihr weinte, denn nur diese, glaubte sie, wisse wie sehr ihr Herz in Furcht zerfließe; wußte sie ja doch nicht, daß Elfriede, indem sie ihre Thränen mit denen ihrer Schwester vereinte, auch über ihr eigenes Unglück weine.

Saint-Phars Ankunft stellte die Ruhe in der Familie wieder her. Selbst Elfriede vergaß auf Augenblicke ihren Kummer, sah sie doch ihre Schwester wieder heiter. Die Spuren, welche diese Stunden der Furcht und der bangen Erwartung auf Blankas Antlitz zurückgelassen hatten, schmeichelten dem Herzen und der Eigenliebe Saint-Phars ungemein.

O meine Mutter, sprach er, wie glücklich bin ich. Sie haben das vollkommenste Recht Rechen-

Digitized by Google

schaft über mein Betragen zu fordern, und Sie sollen sogleich befriedigt werden:

Ich bin von armen aber ehrlichen Eltern geboren, und nicht immer erfreute ich mich der Unabhängigkeit, in der ich jetzt lebe. Ich hatte kaum mein 20stes Jahr erreicht, als ein Freund meines Vaters mir bei dem Herzoge von Bellegarde eine Stelle als Secretär verschaffte. Der Herzog war ein Mann von hoher unbestechlicher Rechtlichkeit, voll Edelsinn und Großmuth; dabei aber äusserst empfindlich, stolz, unbeugsam und umständlich; er wußte sich eher Achtung als Liebe zu verschaffen. Er war bis zum Uebermaße stolz auf den alten Glanz seines Hauses, und Adel galt bei ihm als der erste Anspruch auf Auszeichnung, und der schlichte Bürger, mochte er sich auch noch so sehr durch ruhmwürdige Thaten oder glänzende Talente hervorthun, er hielt ihn für weniger, als den Aermsten, der einen Adelsbrief aufweisen konnte. Der Charakter des Herzogs erregte in mir die größte Abneigung gegen diese bevorrechtete Klasse, und ich vergalt in meinem Herzen in vollem Maaße dem Adel die Verachtung, die der Herzog gegen den Bürgerstand hegte.

Edmund, Marquis von Bellegarde, der älteste Sohn des Herzogs, besaß alle die glänzenden Eigenschaften seines Vaters, ohne einen von seinen Fehlern zu haben; sein hoher gebildeter Geist hielt nur das für wahrhafte Auszeichnung unter den Menschen, welche wahre Tugend und wahres Verdienst ertheilten.

Unser Alter, unsre Grundsätze, unsre Gefühle und Neigungen rissen die Scheidwand nieder, die sein Rang zwischen uns erhob; beständig suchte er mich durch die Achtung, die er mir bewies, für die Geringschätzung zu entschädigen, mit der mich sein Vater behandelte. Diese zarte Aufmerksamkeit rührte mich im innersten meiner Seele; und als einige Zeit darauf sein Lehrer in der Mathematik nach Teutschland gieng, bot ich ihm meine Dienste an für diesen Unterricht.

Mit Freuden nahm Edmund mein Anerbieten auf; und als er mir in der Folge mit schonendem Zartgefühl Bezahlung für meine Mühe anbot, fragte ich ihn in einem ehrerbietigen, gefühlvollen Tone: Wollen Sie mir denn nicht erlauben, daß ich mich für einige Augenblicke, während der ganzen langen Tageszeit, für ihren Freund halte? — Ein Freund, entgegnete er, ist das angenehmste Geschenk des Himmels. Seit lange suche ich einen, und wenn ich in Ihnen denselben gefunden habe, so bleibt mir nichts mehr zu wünschen übrig. Einige ausweichende Einwendungen überzeugten ihn nur noch mehr von meiner Aufrichtigkeit.

Seit dieser Zeit behandelte mich Edmund, wie wenn auch ich in seinem Stande geboren gewesen wäre. Meine Anstellung bei dem Herzoge beschäftigte mich nur des Morgens; und jeden Abend brachte ich mit dem Marquis zu; nirgends gieng er hin ohne meine Begleitung, und überall war ich gleich ihm willkommen; doch der erborgte Glanz verblendete meine unerfahrene Jugend, und in eitlem Uebermuthe lud ich eine Schuld auf mich, die ich zeitlebens zu bereuen haben werde.

Unter den Häusern, in die mich der Marquis einführte, war auch das einer Dame, die sich nicht weniger durch ihre äußere Gestalt, als durch die Anmuth ihrer schönen Seele und durch ihre Tugend auszeichnete; für Edmund schien mir dieß eine seines hohen Ranges unwürdige Bekanntschaft, und ich sprach oft zu ihm, er möchte doch diese Verbindung aufheben; aber bald sah auch ich mich in den Banden Edmunds.

Lassen sie mich über diese Begebenheit meines Lebens schnell hinweggehen; es wird hinreichend seyn, Ihnen zu sagen, daß sie einen Zweikampf zwischen mir und dem Marquis verursachte, in dem ich das Unglück hatte, den Marquis gefährlich zu verwunden. In dem Augenblick, als ich das Blut meines Freundes fließen sah, erkannte ich plötzlich meine Schuld in ihrem ganzen Umfange; ich näherte mich ihm, bat ihn mit flehender Stimme um Vergebung, und eben als ich mich beeilte, ihm die nöthige Hülfe zu verschaffen, ward ich im Namen des Königs verhaftet. Vergebens verlangte ich mit dem Marquis zu sprechen, man gab mir kein Gehör, und brachte mich in engen Gewahrsam.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die prächtige Nelumbo.

No.ro 9. Dritter Jahrgang 1830. (33)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich [illegible] aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs. Doch erhalten diejenigen, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar.

Die prächtige Nelumbo.

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. IX.

Unter die größten und zugleich schönsten Blumen, womit der Schöpfer unsere Erde geschmückt hat, gehört unstreitig die, auf der beifolgenden Tafel, in natürlicher Größe, abgebildete, prachtvolle Nelumbo; sie ist in den gegen Sonnenaufgang liegenden warmen Ländern China, Indien und Persien zu Hause, und war früher auch in Aegypten einheimisch, wo sie aber durch unbekannte, zufällige Umstände eingegangen ist.

Diese Pflanze wächst vorzüglich in Sümpfen und stehenden Wassern; sie hat kreisförmige, beinahe 2 Fuß im Durchmesser haltende, ungetheilte Blätter, von denen wir eines, jedoch um mehr als die Hälfte verkleinert, unter der Blume liegend, dargestellt haben; diese großen Blätter, so wie die Blumen der Nelumbo selbst, werden von dicken, 7 bis 8 Fuß langen, mit weichen Stacheln besetzten Stielen getragen, und ragen oft weit über dem Wasser prachtvoll empor.

In China und Persien wird diese Pflanze für heilig gehalten; Gleiches geschah früher auch in Aegypten, weil dieselbe jedesmal, so oft der Nil das Land überschwemmte und es dadurch fruchtbar machte, über seinem Wasserspiegel erschien, und hier ihre Blüthen majestätisch entfaltete.

Die Blumen der Nelumbo haben keinen Geruch; ihre Blätter sind schön rosenroth, etwas in's Purpurne oder Blaulichrothe spielend, und der Stämpel, welcher in Form einer halben Zitrone in der Mitte der Blume sitzt, ist, so wie die ihn umgebende Menge Staubfäden, safrangelb; oben auf dem Boden des Stämpels bemerkt man 15 bis 30 halbkugelrunde, mit einem kurzen Griffel gekrönte Erhöhungen; dieses sind die Saamenbehälter der Blume, in denen runde Körner, von der Größe einer mittlern Haselnuß, zur Fortpflanzung reifen. Diese Saamenkörner behalten sehr lange ihre Kraft zu keimen, und will man sie aussäen, so müssen sie in Klumpen, aus Schlamm, Letten, Lehm und Häcksel geformt, eingehüllt und unter Wasser versenkt werden.

Man trifft in England die Nelumbo öfters in den Gewächshäusern an, wo sie in kostbaren, am Grunde mit Teichschlamm und Dammerde belegten, tiefen Wasserbehältern gepflegt und zum Blühen gebracht wird; ihre Wurzel ist dick und ausdauernd, und wird in China, Indien und Persien von den Völkerschaften, in deren Nähe sie wächst, als Nahrungsmittel benutzt; auch wurden die Saamenkörner ehemals von den Aegyptiern zur Speise bereitet.

Die Residenz des Dalai-Lama in Lassa.

(Beschluß von Seite 30.)

Nro. 3. ist ein schöner Pavillon, umgeben mit einem Teiche, von wo aus man eine herrliche Aussicht genießt.

Digitized by Google

Nro. 4. stellt einen prachtvollen Tempel dar, welcher eine große Anzahl kostbarer Götzenbilder enthält; in der Nähe desselben befindet sich eine Buchdruckerey, worin die heiligen Bücher der Lamaischen Religion gedruckt werden.

Nro. 5. zeigt den Haupttempel der Tibetaner; in diesem sind die heiligen Schriften in einer Menge hölzerner und kupferner Gefäße, welche die Form eines Cylinders haben, aufbewahrt. Diese Cylinder lassen sich wagerecht um ihre Achse drehen, und so oft dieses die Tibetaner thun, ist's nach ihrem Glauben eben so gut, als hätten sie die darin enthaltenen Schriften selbst gelesen.

Nro. 10. bezeichnet den Garten des Dalai-Lama, in welchem derselbe während der brennenden Sonnenhitze einer angenehmen Kühle genießt; man findet darin einen fischreichen Teich und einen auserlesenen Blumenflor.

Nro. 13. gibt die Ansicht eines großen prachtvollen Tempels, welcher von mehreren kleinen und einer Menge Häuser umgeben wird, in denen über 3 — 4000 Priester wohnen. Jedes Jahr im Sommer kommt der Dalai-Lama einmal hieher, um die heiligen Gesetze zu erklären.

Nro. 14. ein Tempel und ein Kloster mit dem Namen, zur himmlischen Seligkeit, bewahren eine Menge alter Götzenbilder, heilige Bücher, geweihte Fahnen und kostbare Gefäße, und gleichen in dieser Hinsicht dem Tempel Nro. 5.

Nro. 15. der Tempel des Sera, enthält 3 hohe vergoldete Säulen, die für sehr heilig gehalten werden und der Sage nach in der Luft aus Indien nach Tibet herübergekommen seyn sollen; sie werden alljährlich zum Dalai-Lama gebracht und von da bei den vornehmsten chinesischen Beamten umhergetragen, um ihnen die größte Ehrfurcht zu bezeigen.

Alle weitern, auf dem Plane mit Ziffern bezeichneten Gebäude sind ähnliche Tempel und Klöster, und dienen entweder zur Aufbewahrung geheiligter Gegenstände oder als Wohnungen der Priester.

Der Kaiser in China unterhält stets eine Garnison in Lassa, die zum Schutze des Dalai-Lama und zur Vertheidigung des Landes verwendet wird.

Im Jahre 1779 machte der Tishulama, welcher in der tibetanischen Stadt Tishulumbu residirt, und gleiche Verehrung wie der Dalai-Lama zu Lassa genießt, eine Reise in die chinesische Residenzstadt Peking, die 181 Tage dauerte. Der chinesische Kaiser hatte unterwegs auf allen Ruheplätzen für den Lama und sein Gefolge Wohnungen aufführen lassen. Zweitausend Tartaren, die ihn der Ehre wegen auf der ganzen Reise begleiten sollten, hatte sich der Tishulama verbeten. Ueberall eilte unterwegs das Volk herbei, dem heiligen Manne, dem Pabste Asiens, Ehrfurcht zu erweisen. Aber nur die Vornehmern konnten, wegen der Menge, vorgelassen werden, und diese hielten sich für glücklich, wenn sie mit ihren Häuptern die Füße des Tishulama berühren durften. Viele baten demüthig um einen farbigen Abdruck seiner Hand; er tauchte dieselbe in Safran und machte täglich einige tausend solcher Abdrücke auf weißes Papier. Fast jeden Tag erhielt er auf der Reise Geschenke vom Kaiser an Sänften, Pferden, seidenen Zeugen, Edelsteinen und kostbaren Rosenkränzen, oft 50,000 Thaler an Werth. Die andern Landeshäupter beschenkten ihn gleichfalls. Ein einziger mongolischer Fürst, Namens Chundau, welcher sich mit 6000 Begleitern aufgemacht hatte, den heiligen Mann zu sehen, brachte ihm 300 Pferde, 70 Maulthiere, 100 Kamele, 1000 Stück Seidenzeuge und 64,000 Thaler an Silber zum Geschenk. Ein Schwiegersohn des Kaisers brachte ihm ausser 100 Pferden und 20 Maulthieren, 43,000 Thaler dar. Die kaiserlichen Prinzen reisten ihm entgegen, und der Kaiser selbst holte ihn ein.

Während der Anwesenheit des Lamas in Peking wurden täglich Feste gegeben und die übrige Zeit brachte der Lama mit Segenspendung zu, wobei er auf seinem Throne saß. Den kaiserlichen Prinzen legte er dabei betend die bloße Hand auf den Kopf, bei den vornehmen Leuten wickelte er die Hand in Seide ein, und berührte dann deren Häupter segnend; bei den gemeinen Leuten bediente er sich eines ellenlangen zierlichen Stabes aus einem rothen wohlriechenden Holze, der vergoldet und am Ende wie eine Wasserrose gearbeitet war. Bänder und Franzen hiengen daran, und mit diesem Stabe wurden die zu Segnenden berührt.

Mitten unter den Andachtsübungen und Festen starb der Lama an den Blattern, und versetzte dadurch den kaiserlichen Hof, so wie ganz China in

Digitized by Google

Trauer. Der Kaiser ließ einen goldenen Sarg für die Leiche verfertigen, und beorderte 1000 Priester, denselben bis nach Tishulumbu zu tragen. Das Gefolge des Lama, aus 150 Leuten bestehend, ward, reichlich beschenkt, vom Kaiser entlassen, und brachte 7 Monate 8 Tage auf der Rückreise zu. Von allen Seiten strömten die Leute herbei, um den heiligen Sarg zu berühren, der in einer Sänfte getragen ward.

So wie dieser Sarg in Tishulumbu ankam, wurde derselbe, wie es bei dem Begräbnisse der Lamas gebräuchlich ist, in eine prachtvolle, mit Silberplatten belegte und mit allerlei Kostbarkeiten geschmückte Pyramide gestellt, die in einem schönen Gebäude, das unter einem vergoldeten, mit Drachen und Klingeln gezierten Dache ruhte, errichtet war. Hier hatten die Priester die Verpflichtung, abwechselnd, Tag und Nacht, vor dem Eingange zu wachen, und in einem Buche lesend, zu beten und ein heiliges Feuer zu unterhalten.

Die Körper der untern Lamas werden nach dem Tode verbrannt und die Asche hievon wird in kleinen hohlen Götzenbildern aufbewahrt. Die übrigen Leute werden in den auf hohen Bergen errichteten Kirchhöfen den Raben und Hunden Preiß gegeben, manche auch in einen Fluß geworfen, und nur die scheint man der Erde anvertrauen zu wollen, denen man kein ehrliches Begräbniß gönnen will.

Die vornehmsten Handelsgegenstände, welche Tibet liefert, sind Goldstaub, Silber, Moschus und Borax. Der Borax ist ein gelblich- oder gräulich-weißes Salz, das sich in Tibet im Schlamme und an seichten Ufern mehrerer Seen vorfindet und in Europa von Metallarbeitern als Schmelzmittel, auch bei Porzellan und Steingut zu Glasuren verwendet wird.

Der Moschus oder Bisam kommt von dem Moschusthier, das in mehreren Gegenden Hoch-Asiens, besonders aber in Tibet, einheimisch ist, und daselbst La genannt wird; dasselbe ist, seiner Gestalt und Größe nach, in der Mitte zwischen dem Reh und Schweine, und der Moschus, dieser bekannte starkriechende Stoff, findet sich bei ihm in einer unten am Bauche stehenden Drüse, von der Größe eines Hühnereies, die hievon ¼ bis 3 Quentchen enthält und in Europa mit 12 — 18 fl. per Loth bezahlt wird. Das Moschusthier hält sich gewöhnlich in den hohen Schneegebirgen auf, wo es in Schlingen gefangen oder geschossen wird. Der frische Moschus hat einen so starken Geruch, daß sich die Jäger beim Ausschneiden der Drüse Mund und Nase verwahren müssen, um nicht Taumel und Blutsturz zu veranlassen. Man riecht das lebendige Bisamthier schon in weiter Ferne, und es gibt keine andere Masse, welche einen so starken Geruch, im Verhältniß des Umfangs, verbreitete, als der Bisam.

Ausser dem Moschusthiere sind in Tibet noch sehr merkwürdig: die Seidenschwanzochsen, deren Schweife mit langen, seidenartigen Haaren besetzt sind und aus denen die Tibetaner Stricke, Zelten und Zeuge verfertigen; sodann die Schaafe mit 30 bis 40 Pfund schweren Fettschwänzen, welche zu den Shwals die allerfeinste Wolle liefern, und endlich die Caschimir-Ziegen, aus deren Haare die schönsten und kostbarsten Shwals gewoben werden.

Dem berühmten französischen Handlungshause Ternaux in Paris glückte es im Jahre 1819 mehrere Hundert dieser köstlichen Ziegen nach Frankreich herüber zu bringen, wo sie jetzt in den Gebirgsgegenden sehr gut gedeihen und die feinsten Haare zu den kostbarsten Geweben liefern.

Wohlthun und Dankbarkeit.

(Fortsetzung von Seite 32.)

Der Herzog besaß großen Einfluß bei Hof, und im Schmerz um seinen Sohn, den er zu verlieren glaubte, machte er all' sein Ansehen geltend, damit nach der ganzen Strenge des Gesetzes gegen mich verfahren würde; und brachte es so weit, daß ich zum Tode verurtheilt ward.

Tief bekümmerte mich das Schicksal meiner guten unglücklichen Eltern, und ich war eben im Begriff, in einem Brief auf immer ihnen Lebewohl zu sagen, als der Kerkermeister mitten in der Nacht in mein Gefängniß trat und mir einen Brief einhändigte, folgenden Inhalts:

„Ich habe den Aufseher ihres Gefängnisses bestochen. Hierbei erhalten Sie einen Paß nach England und 2000 Thaler in Gold; suchen sie sich ei-

Digitized by Google

ne ehrenvolle Existenz zu verschaffen. Und nun leben Sie wohl auf ewig.

Edmund,
Marquis von Bellegarde."

Diese Zeilen stürzten mich in die größte Verzweiflung; Edmunds Edelmuth weckte in mir die schrecklichsten Gewissensbisse. Nein, rief ich, ich werde nicht fliehen, ich will in dem Kerker bleiben, dem mich sein Edelmuth entreissen will; ich verdiene nicht zu leben! Eilen Sie sich, sprach der Gefängnißwärter, wir haben keinen Augenblick zu verlieren, und einige Schritte von hier erwartet Sie Ihre Frau Mutter mit Postpferden: Die arme Frau wird mit Ungeduld jede Sekunde zählen, eilen Sie sich. Mit diesen Worten hieng er mir einen weiten Mantel um, stellte mir zwei Pistolen zu und gab mir gebietrisch ein Zeichen ihm zu folgen: ich gehorchte.

Meine Mutter begleitete mich bis nach Dieppe. Als wir uns trennten, richtete sie die rührendsten Ermahnungen an mich, und ich schwur hoch und heilig, fortan nur der Ehre und Tugend zu leben, und ich habe meinen Schwur treu gehalten.

Nach meiner Ankunft in London, fand ich ein anständiges, einträgliches Unterkommen, bei Herrn Nordik, einem Eigenthümer mehrerer Fabriken. Ich schickte die zweitausend Thaler dem Marquis zurück nebst einem Brief, worin ich ihn meiner innigsten Reue und meiner ewigen Dankbarkeit versicherte. Ich bat ihn flehentlich, mich einer Antwort zu würdigen, allein ich erhielt keine.

Nachdem ich einige Zeit zur völligen Zufriedenheit meines Prinzipals gearbeitet hatte, gab er mir zur Belohnung meines Eifers und meiner Arbeitsamkeit einigen Antheil an seinem Geschäft, und es waren noch keine 4 Jahre verstrichen, als ich mich im Besitz von mehr als 5,000 Guineen sah. Damals hatte ich anfangs den Gedanken, meine Eltern zu mir kommen zu lassen; allein der Gang der politischen Ereignisse änderte meinen Entschluß. Begeistert von dem hohen Gedanken, mein Leben meinem Vaterlande zu weihen, und meinem Namen Glanz und Ruhm zu verschaffen, ging ich nach Frankreich zurück, wo ich in Kriegsdienste trat.

Mein Vater, der völlig vertraut war mit dem Gange der Bankgeschäfte, bemühte sich meine Kapitalien stets auf das vortheilhafteste umzusetzen: ich für meine Person hatte das Glück, mich in mehreren bedeutenden Gefechten auszuzeichnen; ich stieg von Stufe zu Stufe, und während im Felde der Ruhm mein steter Begleiter war, überschüttete mich zu Hause das Glück mit seiner vollen Gunst. Die Geldspeculationen meines Vaters hatten mich zum Millionär gemacht.

Alles schien sich meinen Wünschen fügen zu wollen, als mich der plötzliche Hintritt meiner Mutter und der bald darauf erfolgte Tod meines Vaters in die tiefste Trauer versetzte; nun stand ich allein auf der weiten Welt. —

Jetzt bin ich mit einem dreimonatlichen Urlaub in Paris, um mein baares Geld für Liegenschaften umzutauschen. Die Revolution, die Quelle meines Glückes, hatte dem Herzog von Bellegarde das Leben gekostet. Vergebens hatte ich von allen Seiten Nachrichten über das Loos seines Sohnes einzuziehen gesucht, ich konnte jedoch nur so viel in Erfahrung bringen, daß er ausgewandert sey, um sich den Verfolgungen der Feinde seines Hauses zu entziehen; seine Güter waren eingezogen, und öffentlich verkauft worden; ich erstand sie.

Schon verzweifelte ich, jemals die Spuren des Marquis aufzufinden, und dieser Umstand verbitterte mir die schönsten Stunden meines Lebens, als ich folgenden Brief erhielt, gerade in dem Augenblick, als mich der Gedanke an den Marquis lebhafter als je beschäftigte:

„Herr Marschall, Sie bekleiden einen glänzenden Rang, sie sind im Besitz eines unermeßlichen Vermögens; sie stehen im Begriff, ein Frauenzimmer von edler, hoher Geburt als Gattin heimzuführen; aber wenn Sie ein Mann von Ehre sind, woran ich nicht im geringsten zu zweifeln wage, wie können Sie glücklich seyn, so lange sie im Besitz der Güter eines Mannes sind, der in einer, seiner unwürdigen Lage schmachtet.

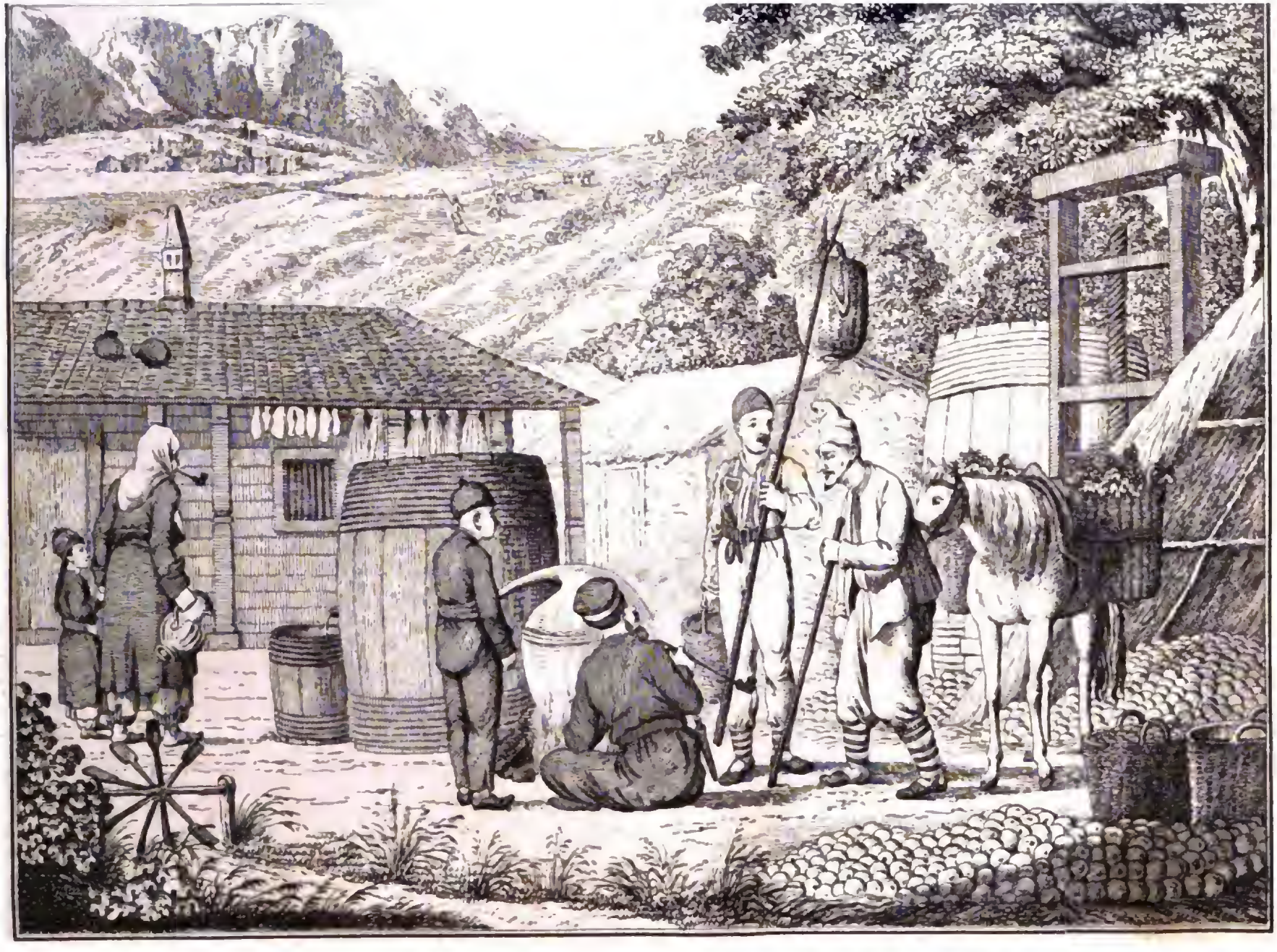
Ihr ergebenster Diener,
Defour, Invalide,
Vorstadt Saint-Marceau Nro. 101."

(Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



Die Thalbewohner der Halbinsel Krimm.

Digitized by Google

No.ro 10. Dritter Jahrgang 1830. (37)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs. Doch erhalten diejenigen, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar.

Die Thalbewohner der Halbinsel Krimm.

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. X.

„Nach der Insel Krimm" hörte man vor mehreren Jahren oftmals sagen, „wollen wir auswandern" und viele Familien, selbst aus Deutschland, verließen ihren sichern Herd, um so in weiter Ferne das unstete Glück zu suchen.

Es hatten sich nämlich in der damaligen Zeit die Bewohner der Halbinsel Krimm, als Rußland dieselbe im Jahre 1784 von der Türkey eroberte, aus ihrem Vaterlande entfernt, und 75,000 an der Zahl zogen auf einmal von da hinweg nach der westlichen Seite des Asow'schen Meeres, wo sie aber vor Hunger, Kälte und Krankheiten, bis auf 7,000 Seelen, ums Leben kamen.

Das öde und verlassene Land sollte nun wieder bebaut und bevölkert werden, daher stürmten von allen Seiten neue Einwanderer herbei, die aber, statt der gehofften Reichthümer, auf dieser Halbinsel nur Beschwerden und Mühseligkeiten jeder Art vorfanden, und es bitter bereueten, daß sie dem alten goldnen Sprüchlein: „bleibe im Lande und ernähre dich redlich" nicht geglaubt hatten.

Seit der Besitznahme durch die Russen, hat die Halbinsel Krimm den Namen Taurien erhalten; sie liegt in dem nördlichen Theile des schwarzen Meeres und enthält viele Salzseen. Die jetzige Hauptstadt daselbst heißt Simferopol; in den frühesten Zeiten war Kaffa oder Theodosia die wichtigste Stadt; sie zählte innerhalb ihrer Ringmauern 36,000, und mit den Vorstädten mehr als 44,000 Häuser, von denen heut zu Tage nur noch Ruinen übrig sind.

Im Norden ist Taurien meist eben und nur mit kleinen, wellenförmigen Erhöhungen, zwischen denen oft Steppen liegen, unterbrochen; im Süden hingegen gebirgig, wo man hie und da sehr schöne und fruchtbare Thäler antrifft, die, durch Gebirge vor dem kalten Nordwinde geschützt, nur den von Süden her über's schwarze Meer kommenden Winden offen stehen. Der schönste Theil des Landes aber sind die südlichen Küstenthäler, welche die Natur mit einem milden Klima und herrlichen Früchten gesegnet hat.

Nach dieser natürlichen Beschaffenheit des Landes richtet sich auch die Lebensart der Bewohner; man kann dieselbe in drei Klassen eintheilen, nämlich in die Bewohner der Steppen, der Gebirgsthäler und der südlichen Küste.

Von jeder Klasse werden wir in unserm Blatte eine Abbildung liefern.

Die erste, welche hier folgt, zeigt die Wirthschaft der Thalbewohner; es ist eben Obsternte; man brennt Branntwein aus Früchten. Die Aepfel werden unter freiem Himmel der Witterung ausgesetzt, damit man nach einiger Zeit diejenigen auswählen kann, welche sich am besten zur Aufbewah-

Digitized by Google

rung für den Winter eignen. In der Nähe derselben steht ein Faß voll Pflaumen oder Korneliuskirschen, welche für den Fruchtbranntwein gähren sollen, und daneben sieht man eine Presse, in welcher aus den abgefallenen Aepfeln und Birnen der Saft ausgepreßt wird; dieser Saft wird zur Stärke eines dicken Syrups eingekocht und unter dem Namen Beckmeß in kleinen Fäßchen verkauft. Im Vordergrunde besorgt ein Tatar das Brenngeschäft, ein anderer, welcher Obst abnehmen will, steht daneben; zu ihnen gesellt sich ein vorbeireisender Küsten-Tatar, der Weintrauben nach der Stadt bringt, und links auf der Zeichnung kommt eine Tatarin, behaglich ihr Pfeifchen schmauchend, mit ihrem Kindlein, das im vorbeifließenden Bache sein Spielzeug, das Mühlrädchen besuchte, vom Wasserholen zurück.

(Ueber die Thalbewohner folgt in dem nächsten Blatt der Beschluß.)

Wohlthun und Dankbarkeit.

(Fortsetzung und Beschluß von Seite 36.)

Bei Lesung dieses Briefes erfüllten mich zugleich große Freude und heftiger Kummer. Endlich sollte ich den Freund, den Gönner meiner Jugend wieder finden; aber er hatte an meiner Freundschaft gezweifelt; ich verdankte ihm Alles, er wollte mir nichts verdanken, und wahrscheinlich verachtete er mich. Während ich mich diesen quälenden Betrachtungen hingab, hatte ich die bezeichnete Wohnung erreicht. Der Invalide konnte mir nur sehr unbedeutende Auskunft über den Marquis von Bellegard geben; er sagte mir aber, ich könne bei einem Bierbrauer, zu dem er mich führen wolle, bestimmte Nachricht erhalten. Dieser letztere läugnete gänzlich den Marquis zu kennen, und schmälte über den Invaliden, daß er einen ehrlichen Mann zum Lügner machen wolle. Hierauf erzählte ich ihm ausführlich meine Geschichte, und setzte ihn von meinen Absichten in Kenntniß. Hierdurch belehrt, ward der ehrliche Brauer andern Sinnes, und er versprach mirs, mit dem Marquis zu reden, um von demselben die Erlaubniß zu erhalten, mir seine Adresse geben zu dürfen. Dies beruhigte mich in Etwas.

Des Abends kam der Invalide zu mir, und brachte mir von dem Bierbrauer einige Zeilen, folgenden Inhalts: Meine Nachrichten waren falsch; die Person, die Sie suchen, ist nicht dieselbe, die ich dafür hielt.

„Glaubt man, man könne Kurzweil mit mir treiben," rief ich entrüstet; „und sollte der Brief, den sie mir mein Herr geschrieben haben, eine Beleidigung seyn?" beruhigen Sie sich, fiel mir der Invalide in die Rede, beruhigen Sie sich, Herr Marschall, und hören Sie mich an. Ich habe Ihnen nur die lautere Wahrheit in Betreff des Marquis von Bellegard berichtet; indeß kann ich es ihnen nicht beweisen. Dem Bierbrauer, der im Besitz des Geheimnisses ist, wird man befohlen haben, nichts auszuplaudern. Verzeihen Sie mir meine Unbesonnenheit; meine Absicht war gut. — „Der Unglückliche wird sich nicht entdecken," nahm ich wieder das Wort, „sei es aus falschem Ehrgefühle, oder aus Haß gegen mich." — „Wahrscheinlich verfolgt ihn sein Mißgeschick aufs neue, denn er hat Paris verlassen, und sich auf einen kleinen Maierhof zurückgezogen," sagte der Invalide. — „Sie kennen also seinen Aufenthalt?" — „Ich glaube ihn entdeckt zu haben." — „Lassen Sie uns auf der Stelle hineilen." — „Erlauben Sie mir mein Herr, eine Bemerkung, ich glaube er scheut eine Zusammenkunft mit uns." — „Wohlan, so will ich mich ihm nicht entdecken, ich will mich blos überzeugen, daß Sie sich nicht geirrt haben." — „Sie geben mir Ihr Wort, Sich nicht zu erkennen zu geben?" — „Sie haben es." — „Ich stehe zu ihrem Befehl!"

Wir stiegen zu Pferde, und ich folgte meinem Führer zu dem Maierhof, wo ich den Herrn von Bellegard sah, ohne daß er mich bemerkte. Bei meiner Zurückkunft gieng ich sogleich zu dem ehemaligen Geschäftsführer des verstorbenen Herzogs; diesen zog ich in mein Interesse, versah ihn mit den nöthigen Vollmachten, und schrieb ihm sein Verhalten vor, das er zu beobachten habe. Der Mann griff die Sache mit großer Geschicklichkeit an, und wußte den Herrn von Bellegard unter einem scheinbaren Vorwande auf das Stammgut seiner

Digitized by Google

Vorfahren zu bringen. Auch ich hatte mich dahin begeben. Sobald ich einen Wagen vorfahren hörte, gieng ich auf die Freitreppe vor dem Schlosse, und trat mit ehrerbietiger Miene vor den Marquis, um ihm beim Aussteigen behülflich zu seyn. — „Wo haben sie mich hingeführt?" sagte er im Tone des Vorwurfs zu dem Geschäftsführer. — „In Ihre Wohnung nahm ich das Wort." Treten Sie ein, in Ihr Eigenthum, wo die Gebeine Ihrer erlauchten Ahnherrn ruhen; es hat nie aufgehört Ihr Eigenthum zu seyn; ich kaufte es nur, um es Ihnen zu erhalten." Mit diesen Worten übergab ich ihm ein Portefeuille mit den Papieren, die ihn als Eigenthümer bezeichneten. „Mein Herr," erwiederte er stolz, aber doch sichtbar bewegt, „glauben Sie, daß ich ein solches Geschenk annehmen kann?" — „Dieß ist nur eine alte Schuld, die ich abtrage." Der Marquis wollte eben noch fortfahren in seiner Weigerung, als er, auf ein gegebenes Zeichen, sich plötzlich von einer Schaar Landleute beiderlei Geschlechts in festlicher Kleidung umringt sah, die seinen Weg mit Blumen bestreuten, und laut ihre Freude über seine Wiederkunft äusserten.

„O, mein guter Herr," sprach der alte Beschließer des Schlosses, „mein guter Herr, so sehe ich sie endlich wieder nach so vielen unheilvollen Tagen! Gott sei gelobt! nun will ich gerne sterben, da meine Augen Sie noch einmal gesehen haben. Der Marquis drückte ihm tief gerührt die Hand; und der ganze Haufe rief: Nicht wahr, Sie bleiben jetzt wieder bei uns, Sie verlassen uns nimmer wieder?" Da konnte sich Herr von Bellegard nicht mehr halten, Thränen rannen über seine männlichen Wangen. Ich benutzte diesen Augenblick, um mich zu entfernen, und hoffe, das dieses rührende Schauspiel mehr Eindruck auf sein Gemüth gemacht haben wird, als alle meine Ueberredungskünste es gekonnt hätten, und daß er mich durch längere Weigerung nicht ferner wird kränken wollen.

Mit diesen Worten schloß Saint-Phar seine Erzählung. „Mein edler Schwiegersohn, sprach Frau von Blangis, dieser Augenblick entschädigt mich für 20 Jahre des Unglücks und des Kummers. O, daß mein Gatte diesen Tag nicht mehr erlebt hat, daß er fallen mußte unter Mörderhänden! Wie ich, würde auch er stolz darauf gewesen seyn, Sie seinen Sohn zu nennen. Einige Augenblicke herrschte jetzt tiefe Stille; plötzlich wurde die Thüre mit Heftigkeit geöffnet. „O Himmel, Richard!" rief Elfriede. „Herr von Bellegard!" rief der Marschall. Frau von Blangis, auffer sich vor Erstaunen, wollte eben um Aufklärung bitten, als ein lauter Ruf Blanka's, ihre Aufmerksamkeit auf ihre Töchter lenkte. Elfriede war bewußtlos in die Arme ihrer Schwester gesunken. Frau von Blangis unterstützte in der größten Verwirrung Blanka, die Elfriede wieder zu sich zu bringen suchte. Saint-Phar konnte von dem Allem nichts begreifen. Herr von Bellegard stürzte zu Elfriedens Füßen: „Elfriede, kommen Sie zu sich, sprach er im Tone des tiefsten Schmerzes und der innigsten Zärtlichkeit; kennen Sie meine Stimme nicht; liebt Elfriede ihren Richard nicht mehr?" „Mein Herr, sprach jetzt Frau von Blangis in strengem Tone, „stehen Sie auf, und wenn ich mich über Sie und meine Tochter zu beklagen habe, so vergessen Sie wenigstens die Achtung nicht, die man mir schuldig ist. Elfriede, die sich allmählich wieder erholt hatte, nahm jetzt das Wort: „Verzeihung meine Mutter, Verzeihung! wir werden uns nicht wieder sehen."

Saint-Phar, der jetzt erst den Zusammenhang begriff, sprach jetzt mit ruhiger Würde: „Warum nicht wieder sehen? der Herr Marquis ist gewiß, ich bin es überzeugt, nur in der Absicht gekommen, um bei ihrer Mutter um ihre Hand zu bitten." „Ich bin gekommen, um meinen Freund zu umarmen," sagte der Marquis, indem er Saint-Phar in seine Arme schloß, „und die Frau von Blangis um die Erlaubniß zu bitten, Sie meinen Bruder nennen zu dürfen." „Hören Sie!" rief Saint-Phar voller Freude. „Sie kennen seine Tugenden, Sie kennen meine Schuld gegen ihn und seinen Edelmuth. Gnädige Frau, theure Mutter, nennen Sie ihn Ihren Sohn, lassen Sie uns zusammen stehen, um dem Herrn von Bellegard das traurige Loos des Herrn Richard vergessen zu machen." — „Mutter, schmeichelte Blanka, wünschen Sie nicht das Glück Ihrer beiden Töchter?" Frau von Blangis konnte nicht länger widerstehen. Elfriedens gesicherte, beglückte Zukunft krönte alle ihre Wünsche. Elfriede erlag beinahe der Wonne, der unverhofften Wendung ihres Geschickes, wechselsweise schaute sie

Digitized by Google

bald Edmund, bald Saint-Phar an, und konnte keine Worte finden, ihren Gefühlen Luft zu machen. Der Marquis liebte sie nicht inniger, als sie Richarden geliebt hatte, aber sie war doch auch nicht unempfindlich für das Vergnügen, ihren Geliebten seinem vorigen hohen Stande wieder zurückgegeben zu sehen.

Blanka erklärte, daß sie nicht vor Elfrieden zum Altare gehen werde. Gold übersteigt schnell alle Hindernisse. Saint-Phar spendete einige Hände voll, und die Doppelhochzeit wurde an demselben Tage gefeiert, der vorher für Blankas Vermählung bestimmt gewesen.

Nichts störte ferner das Glück der vereinigten Familie; und als der Krieg Saint-Phar aufs neue zu den Waffen rief, kehrte er mit neuen Lorbeeren gekrönt in die Arme seiner liebenden Gattin zurück. Seine Tapferkeit hatte ihm den Titel eines Herzogs erworben; aber jemehr sich sein Ruhm und sein Ansehen mehrte, desto mehr Anhänglichkeit an den Marquis bewies er; und dieser, nicht unempfindlich für solche Beweise inniger Freundschaft, hing mit wahrhaft brüderlicher Liebe an Saint-Phar, und sah nur gerechte Anerkennung des Verdienstes in den Auszeichnungen, womit jener überhäuft wurde, und die einem Manne gebührten, den seine Tugenden über jeden Rang erhoben.

Anekdoten.

Zu Paris lebte, im siebzehnten Jahrhundert, ein blinder Bildhauer, der hübsche Statuen verfertigte. Durch sorgfältige Betastung erwarb er sich einen vollkommenen Begriff von der Gestalt einer Person, und wußte sie alsdann sehr geschickt in Marmor auszuführen. — Ein Maler, der diesen blinden Künstler abbildete, malte ihm Augen an die Fingerspitzen.

Als Le Brun, der Maler, einst über die Straße ging, traf er einen Bettler an, der struppiges Haar und einen langen Bart hatte. Das groteske wilde Aussehen dieses Kopfes zog die Aufmerksamkeit des Künstlers auf sich, und er hielt die Gestalt desselben für werth, aufbewahrt zu werden. „Freund, sagte er zu dem Bettler, komm morgen zu mir, ich will dich malen." Der Bettler, der glaubte sich putzen zu müssen, ließ sich unterdessen das Haar zu rechte machen und den Bart abnehmen. Als er aber in das Zimmer des Malers tritt, wird er zu seinem großen Erstaunen mit folgenden Worten abgewiesen: Ei, mein Freund, was Teufels ist dir eingefallen. Du hast keinen Bart und keine struppige Haare mehr! Du hast für mich deine Schönheit verloren.

Verschiedenes.

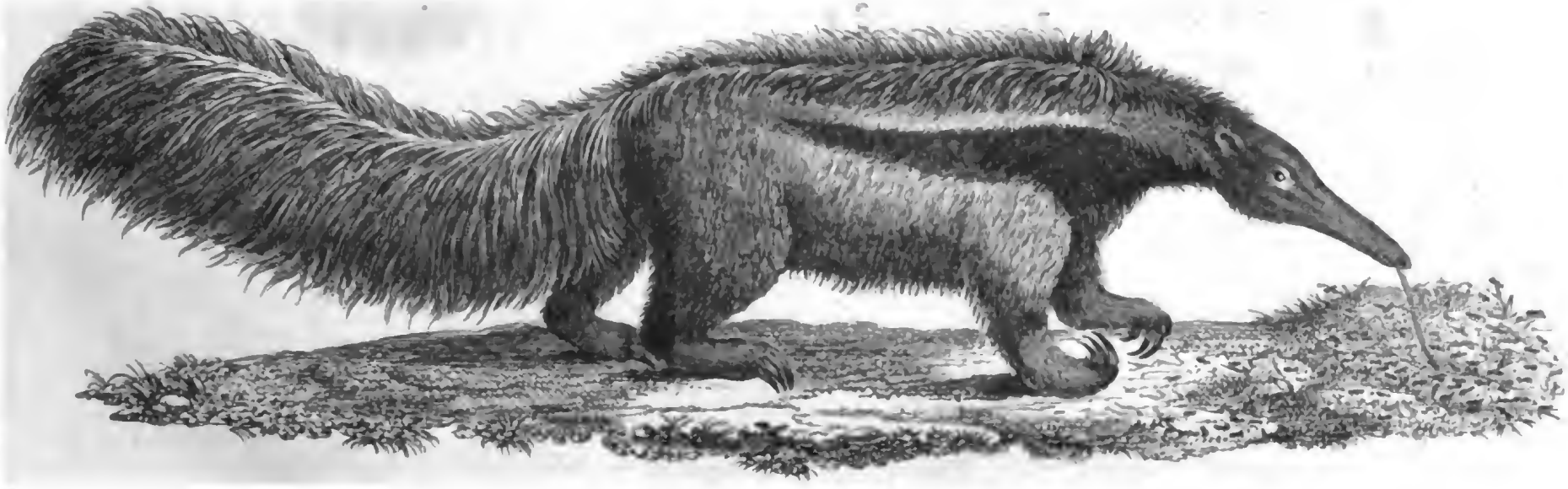
In Beziehung auf die Züge der Störche, erhielt man vor Kurzem eine Nachricht, nach welcher aus der Gegend zwischen Haarburg und Hamburg ein Storch, dem man ein blaues Band, mit dem Namen Hamburg, umgehängt hatte, im Jahr 1813 abgegangen sey, und am 14. April 1824, als er wieder gekommen war, ein gelbes Band am Halse gehabt habe, auf welchem mit schwarzem Tusche, in englischer Sprache, zu lesen gewesen sey: „Lieber Jacol, wo du hin kommst, grüße die guten Deutschen und reise glücklich. Tellitscheri am 10. Februar 1824. (In dem südlichen Theile Asiens, an den Küsten von Malabar, befindet sich ein Waffenplatz der Engländer, Namens Tellitscheri.)

Zu Edinburgh sah man im v. J. bei Anbruch des Tages einen Schlafenden auf einem Dachgiebel liegen. Wie er dahin gekommen, konnte sich niemand erklären. Es war keine Kleinigkeit, ihn herab zu holen. Nach vielen Versuchen gelang es endlich einem Schieferdecker und einem, bei den Löschanstalten Angestellten, unter der Gefahr, die Hälse zu brechen, zu dem behaglich Schnarchenden zu gelangen. Sie weckten ihn, banden ihm ein Seil um den Leib, und wußten es, so anzustellen, daß er eine niedrige Stelle des Daches erreichen, und von da hinab steigen konnte. Wie er hinauf gekommen, das weiß er nicht. Er erzählte, er sei ein Schmied seiner Profession. Abends zuvor sei er im Wirthshause gewesen, und über dem Trinken eingeschlafen. Mit dem Schlafwandeln behaftet, müsse er wohl, in der Meinung in's Bette zu steigen, auf das Dach gekommen seyn. — Früher war es ihm einmal begegnet, daß er Nachts aufstand, durch mehrere Straßen lief, endlich ans Ufer des Forth kam, durch diesen schwamm, und erst am andern Ufer erwachte.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Ameisen-Fresser.

Digitized by Google

No.ro 11. Dritter Jahrgang 1830. (41)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 3. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs. Doch erhalten diejenigen, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar.

Der große Ameisenfresser, auch Ameisenbär genannt.

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XI.

Das auf beifolgender Tafel abgebildete Thier ist wegen seiner Nahrung, die bloß in Ameisen besteht, und wegen der Art, wie es dieselbe in Menge fängt, sehr merkwürdig; dasselbe hält sich in Süd-Amerika auf, wird selten nach Europa gebracht, und mißt in der Länge, von der Spitze der Schnauze bis zum Schwanze gerechnet, 5 Fuß und in der Höhe über 2 Fuß.

Die Hauptfarbe des Ameisenfressers ist schwarz, mit etwas gelb untermischt; über die Mitte seines Körpers zieht sich zu beiden Seiten ein schwarzer, nach hinten spitzig zulaufender Streifen, der am Rande mit einer graulich weißen Farbe eingefaßt ist.

Die Haare desselben sind am Körper beinahe 3 Zoll lang, am Kopfe aber sehr kurz; über den Rückgrath läuft eine borstenartige Mähne, und der Schwanz ist mit 1 bis 1½ Fuß langen buschigen Haaren besetzt.

Der Kopf ist schlank und endigt sich in einen dünnen Rüssel, an dessen Ende die Nasenlöcher stehen; das Maul ist nur wenig geöffnet und die Ohren sind klein.

Der Ameisenfresser hält sich gewöhnlich in denjenigen Gegenden Brasiliens auf, wo es die meisten Ameisenhaufen gibt; er geht auf seinen langen gekrümmten Klauen und der Ferse sehr langsam, und ein Mensch kann ihn leicht einholen. Wenn man ihm begegnet und ihn zwingt, vorwärts zu gehen, so setzt er sich auf die Hinterfüße und wehrt sich mit seinen Klauen. Gegen den Menschen vermag er sich jedoch nicht zu vertheidigen, und wenn man ihn des Abends, wo er gewöhnlich ausgeht, antrifft, so kann man ihn leicht mit einem Stocke erschlagen. Auf Bäume geht er nicht. Er ist ein großer und träger Schläfer. Um zu schlafen, legt er sich auf die Seite, nimmt seinen Kopf zwischen die Vorderbeine, zieht den Schwanz über sich, und bedeckt so seinen Körper mit demselben. Er lebt einsam, selten wird er fett. Das Weibchen wirft nur ein Junges, welches sich sehr an die Mutter hält, und von ihr auch dann noch lange Zeit geleitet wird, wenn es schon gehen kann.

In der Freiheit genießt der Ameisenbär nichts als Ameisen. Um diese zu erhalten, zerreißt er mit seinen Klauen die Ameisenhaufen, und in dem Augenblick, wo die Ameisen in Menge hervorstürzen, um sich zu vertheidigen, streckt er seine lange klebrige Zunge aus, und zieht sie so schnell wieder zurück, daß dieses in einer Secunde wenigstens zweimal geschieht, so daß man sagen könnte, er lecke die Ameisen eben so ein, wie andere Thiere das Wasser; nie aber steckt er die Zunge in den ganzen Haufen hinein, bevor derselbe nicht mit seinen Klauen auseinander gescharrt ist.

Digitized by Google

So nützlich dieses Thier auch ist, da dasselbe in Südamerika die vielen und großen Ameisenhaufen zerstört, so wird es doch öfters verfolgt, und die Indianer tödten den Ameisenfresser, wo sie ihn antreffen, bloß um sein Fleisch zu genießen; daher sind diese Thiere in bewohnten Gegenden schon meist ausgerottet, und werden mit der stets zunehmenden Bevölkerung zuletzt ganz verschwinden, da sie bey ihrem langsamen Gange schwer entfliehen und sich mit ihren schwachen Vertheidigungswaffen nicht zur Wehre setzen können.

Die Thalbewohner der Halbinsel Krimm.

(Beschluß von Seite 38.)

In allen Häusern der Tataren, auch sogar in den Hütten der Aermsten, herrscht eine ausserordentliche Reinlichkeit, und ihre Wohnungen werden sehr oft von innen und aussen, und von unten bis oben geweißt. Der Fußboden darin ist zwar nur aus Erde, allein diese ist ganz eben gemacht, fest und trocken, mit Matten und Decken belegt, und ringsherum an den Wänden mit gepolsterten Matrazen und Kissen zum Sitzen und Schlafen versehen. Den Gebrauch der Stühle kennen die Tataren nicht; in ihrem Zimmer befindet sich nur ein Schemel, ungefähr 3 Zoll hoch, auf welchen bei Mahlzeiten ein hölzernes Gefäß, mit Wasser gefüllt, zum Händewaschen gestellt wird; dieses Gefäß ist gewöhnlich mit mancherlei Schnitzwerk geziert, und mit Elfenbein und Perlmutter eingelegt. In der Mitte der Stube steht ein Herd, und über diesem ist im Dache eine Art Kamin angebracht. Statt der Glasfenster dienen ihnen kleine, in den Wänden angebrachte Lichtlöcher, die mit Stäbchen verwahrt und oft auch mit Blasen überzogen sind.

Auch der gemeinste Tatar hat zwei Häuser; eines für sich und seine Gäste, und ein anderes für seine Familie. Sobald ein Reisender zu einem Tataren kommt, so wird er in das zur Aufnahme für die Gäste bestimmte Haus geführt, und ihm ein Becken mit Wasser und ein reines Handtuch dargereicht, um sich, wie es bei ihnen gebräuchlich ist, Gesicht und Hände zu waschen; alsdann erhält er Sauermilch mit Wasser vermischt — ein Lieblingsgetränk der Tataren — Honig in Scheiben, mancherlei Obst und was sonst im Hause aufzutreiben ist; sobald das Essen vorüber, wird abermals ein Becken mit Wasser zum Waschen der Hände herbeigebracht, weil die Tataren, wie alle orientalische Nationen, ihre Speise mit den Fingern zum Munde führen, und den Gebrauch der Gabel nicht kennen. Hierauf kommt eine Tabakspfeife, es wird tüchtig gedampft und zuletzt werden noch etliche Decken und Kissen zum Schlafen herbeigebracht.

Bei Vornehmen sind die Speisen oft sehr künstlich zubereitet; wenn sie Gastereien halten, so werden, ausser allerlei Früchten, eine Menge Gerichte aufgestellt, besonders Reiß auf verschiedene Arten zubereitet, Fleischklöße, mit grünen Wein- oder Aepfelblättern umwickelt, und fettes Schaaf- und Hammelfleisch; ihr gewöhnliches Gemüße ist der großblättrige Ampfer, so wie der allenthalben in den Gebirgen in Menge wachsende Sauerampfer.

Rinder schlachten die Tartaren selten. Der gemeine Mann lebt von Schaaf- und Ziegenfleisch, Milch- und Eierspeisen, Butter — die durchs Schlagen bereitet und in trockene Ochsenmagen gefüllt wird — von Honig und einem aus getrocknetem und gequetschtem unreifen Waizen bereiteten rauhen Brod. Zum gewöhnlichen Getränke gebrauchen viele einen im Wasser zerriebenen Käs, den sie aus gestandener Milch zu bereiten pflegen; ihr Modegetränk ist, ausser dem Branntwein, ein aus Hirsenmehl bereitetes übelschmeckendes, aber sehr berauschendes Bier.

Der Honig macht einen wesentlichen Theil ihrer Nahrung aus; er ist aber auch in der Krimm wirklich von einer ganz vorzüglichen Güte, denn die Bienen nähren sich daselbst, ebenso wie in Griechenland, von den Blüthen des wilden Thymians und andern aromatischen Kräutern, die überall in dem Lande wild wachsen.

Digitized by Google

Die Kleidungsart der Tartaren ist sehr verschieden; alle Männer tragen den Kopf geschoren oder doch die Haare ganz kurz geschnitten, und bedecken sich zu Hause mit einer Art von Nachtmütze, über die sie im Sommer einen Turban, oft auch eine hohe, oben mit Baumwolle ausgepolsterte Kappe setzen, die gemeiniglich grün, mit schwarzen oder grauen Lämmerfellen verbrämt ist. Diejenigen, welche die Reise nach Mecca gethan haben, tragen ein weißes Band um ihre Kopfbedeckung, als Zeichen eines Hadschi. Ihre Beine umwickeln sie gewöhnlich mit Tuchbinden, wie man sie in Rußland trägt, und an den Füssen haben sie eine Art von Sandalen; im Sommer aber tragen sie sowohl die Schenkel als Füße ganz nackt. Ihre Hemden haben weite, meistens über die Fingerspitzen herunterhängende Aermel; wenn sie die Hände brauchen, sowohl zum Essen, als zum Arbeiten, so schlagen sie den Hemd-Aermel über die Schulter zurück und lassen die Arme ganz bloß. Ihre Jacken bestehen aus Seiden- oder Baumwollenzeuge, und ihre Hosen sind gewöhnlich so weit, daß, ob sie gleich unter dem Knie festgebunden werden, sie dennoch in vielen Falten bis auf die Hälfte der Waden herabhängen.

Oft tragen sie im Sommer auch eine Art Pantoffeln von Saffian, allein diese ziehen sie jedesmal aus, ehe sie in das Haus kommen und lassen sie vor der Thüre stehen. Ebenso müssen auch die sie besuchenden Fremden vor der Thüre ihre Schuhe oder Stiefel ausziehen.

Männer und Jünglinge tragen Stutzbärte, Greise lassen den Bart wachsen; gewöhnlich sind die Tataren stark und groß, haben eine ziemlich weiße Haut und schwarzes oder dunkelbraunes Haar.

Die Kleidung der Tatarinnen ist ebenfalls sehr verschieden; die Mädchen tragen, ausser weiten Hosen und einem bis an die Knöchel reichenden Hemde, welches am Halse zusammengeheftet ist, ein vornen offenes Kleid aus gestreiftem Seidenzeuge, mit engen langen Aermeln, die mit einem goldbeblümten Stoffe breit aufgeschlagen sind, und ein Oberkleid von einer abstechenden Farbe, das mit kurzen türkischen Aermeln versehen ist, die entweder mit Hermelin oder mit anderm Pelzwerke verbrämt sind. Um das untere Gewand legen sie einen Gürtel, vorn mit einem Schlosse. Ihre Haare flechten sie in so viel hinten herunterhängende Zöpfe, als herauszubringen sind, und bedecken sie entweder mit einem rothen Mützchen, oder mit einem unterm Kinn zusammengebundenen Tuche. Die Nägel an den Händen und Füßen färben sie braunroth.

Mädchen und Frauen tragen an den Füßen gelb saffianene Halbstiefel, oder Strümpfe, über die sie rothe, mit dicken Sohlen versehene Pantoffeln anziehen, und ist es auf der Straße kothig, so gebrauchen sie Stelzenschuhe. Ausser dem Hause sieht man sie in einen Mantel, von einem aus weißer Wolle locker gewebten Zeuge, eingehüllt, um den Kopf sind einige bunte Tücher gewunden und darüber ein weißes leinenes Tuch geschlagen, welches bis auf die Hälfte der Arme reicht, und das sie mit der rechten Hand über das Gesicht ziehen, so daß man ihnen nur ihre schwarzen Augen sehen kann.

Die Frauen schneiden sich ihre Haare vorn über den Augen quer ab; eben so geschnitten lassen sie dieselben auch zu beiden Seiten der Backen herunter liegen, und binden ein langes schmales Stück Tuch um den Kopf, dessen beide Enden hinten herabhängen und unter welchem sie die übrigen Haare, in zwei große Zöpfe geflochten, um den Kopf schlagen. Ihre Kleidung ist von derjenigen der Mädchen nur wenig unterschieden und das Unterkleid ebenfalls mit einem Gürtel versehen; sie schminken sich roth und weiß, und bläuen das Weiße in den Augen mit fein zerriebenem Kupferglase, das sie aus Constantinopel beziehen.

Bei jeder tatarischen Hütte befindet sich ein Garten, dessen Anpflanzung und Wartung das vorzüglichste Vergnügen des Eigenthümers ausmacht. Die Tataren sorgen vor allem, daß ihre Häuser dicht mit Bäumen umgeben, und mit deren Aesten gleichsam bedeckt

Digitized by Google

werden, so daß, wenn man sich einem tatarischen Dorfe nähert, man die Häuser nicht eher erblickt, als bis man sich schon unter dem Schatten der sie umgebenden Bäume befindet.

Der Weinstock wächst in den Gebirgsthälern allenthalben wild, und wird häufig nach ungarischer Art buschweise gezogen. Bei einem magern Erdreiche suchen sich die Tataren dadurch zu helfen, daß sie nicht nur im Herbste und Winter, sondern nochmals im Frühlinge und gleich nach der Blüthe, die Weingärten stark bewässern, indem sie überall Kanäle aus den Bächen und Quellen darauf leiten und selbige dergestalt überschwemmen, daß sie wie Moräste aussehen. Dadurch aber wird der Güte des Weins gar sehr geschadet, und deßhalb bewässern einige die Reben nur einmal im Winter oder Frühjahr, weil ohne diese Bewässerung der Weinstock leiden müßte und kein hinlängliches Tragholz auf das folgende Jahr treiben, ja nicht einmal tragen und wohl gar nach und nach vertrocknen würde. Wegen der gewöhnlichen Dürre sind auch alle Weingärten nicht auf Bergen angelegt, sondern in den Thälern, wo man mit Wasserrinnen gut beikommen kann.

Der Weinstock wird in den südlichen Thälern so nieder als möglich gehalten, und im Frühlinge auf 2 bis 3 Augen zurückgeschnitten; die Stöcke sind deßwegen auch alle knorblich und krumm gewachsen und liegen nahe an der Erde fächerförmig ausgebreitet. Wer länger schneidet, um eine reiche Weinlese zu haben, erschöpft und ruinirt seine Weingärten auf mehrere Jahre; so wie die Stöcke über 1½ Ellen hoch werden, tragen sie wenig mehr, sind den Stürmen zu sehr ausgesetzt und müssen verkürzt werden.

Die vielen Salzseen auf der Halbinsel Krimm liefern eine Menge Salz, so daß dasselbe mehr als hinlänglich für das Land ist und vieles noch ausgeführt werden kann. Der Boden einiger dieser Salzseen ist so hart, daß man mit schweren Ochsenfuhren auf demselben hineinfahren kann, um da das Salz von dem Grunde des Sees aufzuladen; aus den meisten Seen wird dasselbe jedoch in Kähnen geholt. Dieses Salz ist nicht von sonderlicher Güte, es hat einen röthlichen Schimmer, meistens einen Violengeruch und wird entweder frisch verführt, oder in Haufen auf der freyen Steppe zusammengeschlagen, wo es sich dann mit Staub und Sand verunreiniget und in seinem Werthe noch mehr verliert.

Verschiedenes.

Conservirte Milch. In Rußland läßt man Milch auf gelindem Feuer verdampfen, bis ein Pulver übrig bleibt, das man aufbewahrt, und wenn man es benutzen will, mit Wasser auflöset; dies Getränk soll dann nichts von dem Wohlgeschmack der Milch verloren haben.

Surrogat für Thurmglocken. Man hat jetzt ein aus Amerika nach Europa übergangenes wohlfeiles Surrogat für die theuren Thurmglocken; es ist ein Hammer, welcher auf eine starke Stahlfeder schlägt, und so einen kräftigen Klang erzeugt. Den Thürmen selbst ist diese Einrichtung vortheilhaft, da nun nicht mehr das schwere Glockengewicht sie drückt, mithin manche Reparatur beseitigt ist.

Das längste **Tabackspfeifenrohr** besitzt Lord *** in Edinburg. Dieses ist 400 Klafter lang, und die Wände seines Rauchzimmers sind symmetrisch damit bekleidet. Der Rauch erhält durch den langen Weg in wohlriechenden Röhren eine ganz besondere Milde und Annehmlichkeit.

Eine sonderbare Gattung **Gefrorenes** wird in den Kaffehäusern Norwegens geboten. Selbes besteht nemlich in einer Portion frischen Schnees, welcher gezuckert und mit beliebigem Gewürze versehen ist. Dieses Naturgefrorene soll eben so angenehm, als das künstlich bereitete zu genießen seyn.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Seidenwürmer.

Digitized by Google

No.ro 12. Dritter Jahrgang 1830. (45)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs. Doch erhalten diejenigen, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar.

Der Seidenwurm.

(Mit Abbildungen.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XII.

Nächst der Biene verdient der Seidenwurm unter allen Insekten die größte Aufmerksamkeit. Der Gebrauch der seidenen Stoffe ist so allgemein, daß die Gewinnung der Seide ein wichtiger Gegenstand des Handels und der Industrie geworden ist; und da man nun in unserm Vaterlande, nämlich in Lahr, ein leichter zu gewinnendes, wohlfeileres Nahrungsmittel für die Raupen entdeckt hat, als die Blätter des Maulbeerbaums, die man bisher als ihre einzige Nahrung kannte, so möchte die Seidenbereitung auch bei uns dereinst ein nicht unbeträchtlicher Industriezweig werden.

Das Vaterland dieses Insekts ist Indien und China, wo es ebenso im Freien lebt und sich fortpflanzt, wie unsere gemeinen Raupen. Man kann daselbst das Seidengespinnst von den Bäumen ablesen und benutzen, es ist aber nicht so gut als dasjenige, welches man von Raupen, die sorgfältig von den Menschen gepflegt werden, erhält.

Die Seidenraupe ist die Larve des Seidenspinners, aus der Gattung der Nachtfalter, welche sich durch borstenförmige (zum Theil auch kammförmige) von der Wurzel nach der Spitze zu allmählig sich verdünnende Fühlhörner auszeichnet. Seine Gattungskennzeichen sind: rückwärts gebogene, gelblich-weiße Flügel, mit drei blaßbraunen Streifen und einem mondförmigen Flecken.

Zu ihrer Verpuppung machen die Seidenraupen — wie die meisten Arten der Nachtfalter — ein seidenartiges Gespinnst, worin sie ihre letzte Entwickelung erwarten.

Sie haben zu dem Ende längs dem Rücken, neben dem Magen, zwei besondere Kanäle, in welchen sich ein harziger Stoff sammelt, der an der Luft schnell erhärtet.

Wenn sie nun spinnen wollen, so treten durch zwei Oeffnungen unter dem Maule kleine Tröpfchen dieser Materie hervor, die sie an irgend einen Körper ankleben. Dann bewegen sie den Kopf hin und her, und ziehen so die innere nachquellende harzige Feuchtigkeit zu zwei feinen Fäden, drehen sie aber in demselben Augenblicke, mit Hülfe der beiden Vorderfüße, zu einem Faden zusammen.

Ein solches seidenes Haus, Kokon genannt, bereiten sich fast alle Nachtfalter; das Gespinnst der Seidenraupe aber hat (mit Ausnahme einer einzigen andern Raupe, der Phalaena noctua serici, aus deren Gewebe man in Japan ausserordentlich feine und leichte Zeuge macht) vor allen den Vorzug, daß davon ein einziger, etliche hundert Ellen langer, fester Faden abgewickelt werden kann, der sich folglich auch bequem zu Zeugen verarbeiten läßt; die übrigen Phalänen machen nur ein loses, filziges Gewirre, welches zu einem solchen Gebrauche untauglich ist.

Die Eier, woraus die Seidenraupen entstehen, sind kleine, runde Körnchen von gelblicher oder blaßblauer Farbe, oben mit einem blauen

Digitized by Google

Pünktchen bezeichnet. Bei einer Wärme von 18 Grad werden die Eier in vier bis acht Tagen ausgebrütet und die kleinen Raupen, die anfangs schwärzlich sind, fangen an zu fressen.

Bisher kannte man keine andere Nahrung für sie, als die Blätter des weißen Maulbeerbaums, und da dieser bei uns selten ist, so konnte auch bisher die Seidenzucht nicht recht gedeihen.

Vor wenigen Jahren erst hat man, anstatt dieser Blätter, die Blätter der Schwarzwurzeln dazu vorgeschlagen. Mehrere Versuche, welche voriges Jahr in Würtemberg mit der Fütterung von Schwarzwurzelblättern gemacht wurden, haben zwar kein günstiges Resultat geliefert; die Ursache scheint jedoch darin gelegen zu haben, daß man junge zarte Blätter, anstatt ausgewachsener, fütterte, wie folgendes ein Schreiben des Glasermeisters Müller aus Lahr beweist, das wir aus der Karlsruher Zeitung ausheben:

Lahr den 6. Januar 1830. „Nach meinen seit 2 Jahren gemachten Erfahrungen sind es nicht die jungen, zarten, sondern die gänzlich ausgewachsenen Blätter der Schwarzwurzeln, welche die Seidenwürmer vorzüglich lieben, und die zu ihrem Wachsthume und Gedeihen das meiste beitragen. Im Jahr 1828, wo ich den ersten Versuch mit 54 machte, starb mir kurz vor dem Einspinnen nur einer, die übrigen gaben vorzüglich große Kokons.

Voriges Jahr, wo sich meine Anzahl gegen 3000 mehrte, gingen mir in allem nicht mehr als 156, und dieses erst bei dem Einspinnen zu Grunde, indem um diese Zeit kaltes Regenwetter und Mangel an ausgewachsenen Blättern eintrat.

Ein warmes gegen die Mittagseite gelegenes Zimmer, sorgfältige Reinigung und Ueberfluß an kräftigen Blättern sind die einzigen, aber unabläßigen Forderungen, welche beobachtet werden müssen, bei deren Erfüllung, besonders wenn auch die Witterung dazu hilft, es niemals fehlen dürfte."

Die Seidenwürmer sind, wie alle Raupen, ausserordentlich gefräßig, und verzehren in einem Tage noch mehr, als zweimal so viel Futter am Gewichte, als sie selbst schwer sind.

Die Natur hat ihnen ein mildes, heiteres Klima zum Aufenthalte angewiesen, wo es die ganze Zeit ihrer kurzen Lebensdauer gar nicht regnet. Daher lieben sie auch eine gemäßigte Wärme, reine Luft, Trockenheit — drei zu ihrem Gedeihen nothwendige Stücke.

Von ihrer Geburt an bis zu ihrer Verpuppung häuten sie sich, in einer jedesmaligen Zwischenzeit von vier bis sechs Tagen, viermal. Doch richtet sich die Dauer der Zwischenzeit nach dem Wohlbefinden der Raupe.

Wenn der Tag der Häutung sich nähert, werden sie matt, und liegen 24 Stunden lang ohne Nahrung, fast ganz steif da. Sobald sie die aufgeborstene Haut abgestreift haben, fressen sie wieder, und den folgenden Tag weit gieriger als zuvor. Mit jeder Häutung werden sie weißer, glatter und größer, und zwischen der vierten Häutung und ihrer Verpuppung fressen sie zweimal so viel, als in der ganzen Zeit vorher. Sechs bis sieben Tage nach der vierten Häutung bemerkt man unter dem Halse eine starke Röthe, sie hören auf zu fressen, laufen unruhig umher, und suchen sich einen bequemen Ort zum Einspinnen.

Haben sie diesen gefunden, so bringen sie den ersten Tag damit zu, daß sie das äussere unordentliche Gewebe, welches blos zur Floretseide dient, an dem Platz befestigen, wo sie sich einspinnen.

Am folgenden Tage verfertigen sie das feine Gespinnst, das aus einem zusammenhängenden Faden besteht, und zuletzt machen sie eine länglichrunde häutige Hülle, gleich einem Filz, worin ihr Körper gegen alle Eindrücke der Luft und der Witterung sicher ruht.

Diese Hülle, welche Dattel genannt wird, sieht, nach Beschaffenheit der Raupen, entweder weiß, oder gelblich, oder grünlich aus.

Man nennt dies ganze Gespinnst der Seidenraupe Kokon. Zuweilen spinnen sich zwei Raupen in einen Kokon ein. Nach 14 Tagen öffnen sie das Kokon, und kommen als Schmetterlinge heraus. Die Art, wie sie sich den Ausgang verschaffen, da sie keine Werkzeuge zum Nagen oder Beißen

Digitized by Google

haben; weiß man nicht gewiß. Einige meynen, daß es vermittelst eines scharfen, ätzenden Safts geschehe. In diesem Zustande fressen sie nicht mehr, sondern sie paaren sich noch am nämlichen Tage, worauf das Männchen stirbt, und das Weibchen in einer Zeit von etlichen Tagen einige hundert Eier legt, und dann gleichfalls sein Leben beschließt, nachdem sie überhaupt sechs bis acht Wochen gelebt haben.

Unsere Tafel stellt vor die Seidenraupe mit ihren Verwandlungen:

aaaa. sind Seidenwürmer, die nur einen Tag alt sind.

bbbb. Würmer von drei Wochen nach ihrer ersten Häutung.

c. ein Seidenwurm, der sich häutet.

dd. Seidenwürmer von 5 Wochen, die völlig ausgewachsen sind.

efgh. Seidenwürmer, die sich einspinnen.

ikl. Puppen von hinten, von der Seite, und von vornen.

m. ein aufgeschnittener Kokon mit der darin liegenden gelbbraunen Puppe und abgestreiften Haut.

nop. Kokons, wie man sie gewöhnlich, abwechselnd einen langen und einen dicken an Faden reiht, um ebensoviel Männchen als Weibchen zu erhalten.

qr. Schmetterlinge des Seidenwurms. Der kleinere q ist das Männchen, der größere r das Weibchen.

s. ein braunes Stück Tuch, worauf das Weibchen seine Eier legt.

Wir wollen nun auch das Wichtigste von der Behandlung der Seidenraupe angeben.

Was sie gerne fressen, ist schon vorhin angegeben worden, in Ansehung der Eier, wenn man kommen lassen will, sieht man dahin, daß man sie aus einer Gegend bekömmt, die mit der unsrigen ungefähr gleiches Klima hat; daß sie nicht zu früh ausgebrütet werden, ehe die zarten Maulbeerblätter gegen den Frost gesichert sind; und daß die Wärme zur Ausbrütung derselben gleichmäßig und nicht zu heftig sey, z. B. nicht die brennende Mittagssonne.

Das Zimmer, worin man die Seidenraupen halten will, muß geräumig, trocken und luftig seyn, doch nicht zu hell, da sie als Nachtfalter, die Dunkelheit lieben. Eine Wärme, wie an einem heitern Sommertage, muß beständig darin herrschen. Wenn die Räupchen ausgekommen sind, legt man ein, mit einer groben Nadel durchlöchertes Papier darüber, worauf Maulbeerblätter gestreut sind; die Räupchen kriechen durch die Löcher nach den Blättern, und können dann auf dem Papier in flache Pappenkästchen übergetragen werden, wovon man einen hinlänglichen Vorrath haben muß.

Jedes Kästchen ist mit einer Nummer bezeichnet, damit man die zuerst ausgekrochenen von den nachfolgenden unterscheiden kann, weil sich die Fütterung und übrige Behandlung nach dem Alter derselben richtet. Eben dieß beobachtet man bei jeder Häutung, daß die, welche sich zugleich häuten, auch in ein Kästchen zusammen kommen. Bis nach der ersten Häutung füttert man sie dreimal; nach der zweiten und dritten viermal, und nach der vierten bekommen sie, so viel sie fressen wollen. Die Blätter dürfen nicht welk seyn, auch nicht dick übereinander gelegt werden. Um sie besser abwarten zu können, muß man nicht zu viele halten; auch dünstet natürlich eine große Menge weit mehr aus, und verdirbt die Luft, daher sie denn häufiger sterben.

Wenn die Zeit zum Einspinnen herannaht, stellt man ihnen entlaubtes Birkenreis (Spinnhütten) auf, wo sie bald hinankriechen, und ihr Gespinnst anfangen. Acht Tage nachher nimmt man die Kokons, ehe sie durchbrechen, weil sonst der Faden dadurch zerrissen und unbrauchbar wird.

Zur Fortzucht werden ebensoviel Männchen als Weibchen aufbewahrt.

Die Kokons der Männchen sind etwas kleiner und an dem einen Ende spitzig; aber die größern weiblichen Kokons haben stumpfe Enden. Die nach der Fortpflanzung gestorbenen Schmetterlinge kann man dem Federvieh vorwerfen. Ein Weibchen legt bis 500 Eier, und 50 bis 60 Weibchen geben etwa ein halb Loth. Wenn man auf 50 Pfund Gespinnst Rechnung machen will, braucht man wohl zwei Loth Eier.

Diese hebt man an einem trocknen und kühlen, aber nicht zu kalten Orte, bis zum künftigen Früh-

Digitized by Google

jahre auf. Doch bleiben sie auch, ohne zu verderben, etliche Jahre gut. Man hat berechnet, daß ein Pfund reine Seide an 2000 Kokons erfordern, und daß 300,000 Raupen zehn Personen zu ihrer Wartung erfordern.

Um die Puppen in den Kokons, wovon man Seide gewinnen will, zu tödten, legt man sie auf einen, nicht allzuheißen Backofen, oder man stellt sie in einem Korbe über einen Kessel mit kochendem Wasser, worein etwas Oel und Salz gethan werden, und bedeckt den Korb mit einem wollenen Tuch. Noch vortheilhafter soll die neue Erfindung seyn, da man Papier mit Terpentinöl getränkt, zwischen die Kokons legt, wodurch die Puppen in einer Zeit von 12 Stunden getödtet werden. In China und in Tunkin benutzt man die Seidenraupen noch auf andere Art, man ißt sie. Sie werden auch getrocknet und geben so einen ansehnlichen Handelsartikel.

In diesen Ländern so wie in Ostindien, wo das Bedürfniß, leichte Kleider zu tragen, so groß ist, und von wo aus schon seit undenklichen Zeiten seidene Zeuge in fremde Länder ausgeführt werden, steht der Seidenbau auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit.

Auch blieben diese Länder, die das eigentliche Vaterland der Seidenraupe sind, Jahrtausende in dem ausschließlichen Besitze dieser Erwerbsquellen. Erst im sechsten Jahrhundert wurde das Geheimniß der Seidenraupenzucht nebst dem Insect selbst nach Europa verpflanzt.

Der Seidenhandel war bisher durch persische und indische Karavanen betrieben worden, und die Weite und Beschwerlichkeit dieses so langen Weges bis nach Europa, machte die Seide in diesem Welttheile so theuer, daß ein Pfund derselben in Rom 4 Loth Goldes kostete. Nun geschah es im sechsten Jahrhundert unter der Regierung des griechischen Kaisers Justinian, daß zwei persische Mönche, die auf ihrer Bekehrungsreise einen Theil des Chinesischen Reiches durchwandert hatten, dem Kaiser nicht blos das Geheimniß verriethen, sondern auch nach reichlich erhaltener Unterstützung eine zweite geheime Reise nach China unternahmen. In ihren ausgehöhlten Wanderstäben brachten die Listigen eine Menge Eier glücklich nach Europa.

Im 12ten Jahrhundert kam der Seidenbau aus Griechenland nach Italien und von da in andere Länder; doch wurden durch das ganze Mittelalter seidene Zeuge fast mit Gold aufgewogen.

Seidene Kleider waren ein ausserordentlicher Putz, vornehme Frauen und Mädchen thaten sich in jenen Zeiten schon viel darauf zu gut, wenn sie in ihren Reifröcken nur seidene Aermel hatten.

Am seltensten waren noch gewobene seidene Strümpfe, und Elisabeth, Königin von England, welche die unglückliche Maria Stuart im Jahr 1587 hinrichten ließ, war die erste Dame in Europa, die seidene Strümpfe trug.

Von dieser Zeit an aber nahm der Gebrauch der Seidenwaaren auch in Deutschland schnell überhand.

In einer deutschen Kleiderordnung jener Zeit kömmt auch vor, „daß adeliche Frauen nicht mehr als vier seidene Kleider haben und tragen dürfen, nämlich eins von Sammet, die übrigen drei von Damast oder anderem seidenen Zeuge, jedoch ohne Perlen, Gold oder Silber, und wenn sie sie verbrämen wollten, so möchten sie es thun mit Perlen, Silber oder Goldstoff, aber nur oben herum und nicht über eine halbe Viertelelle breit."

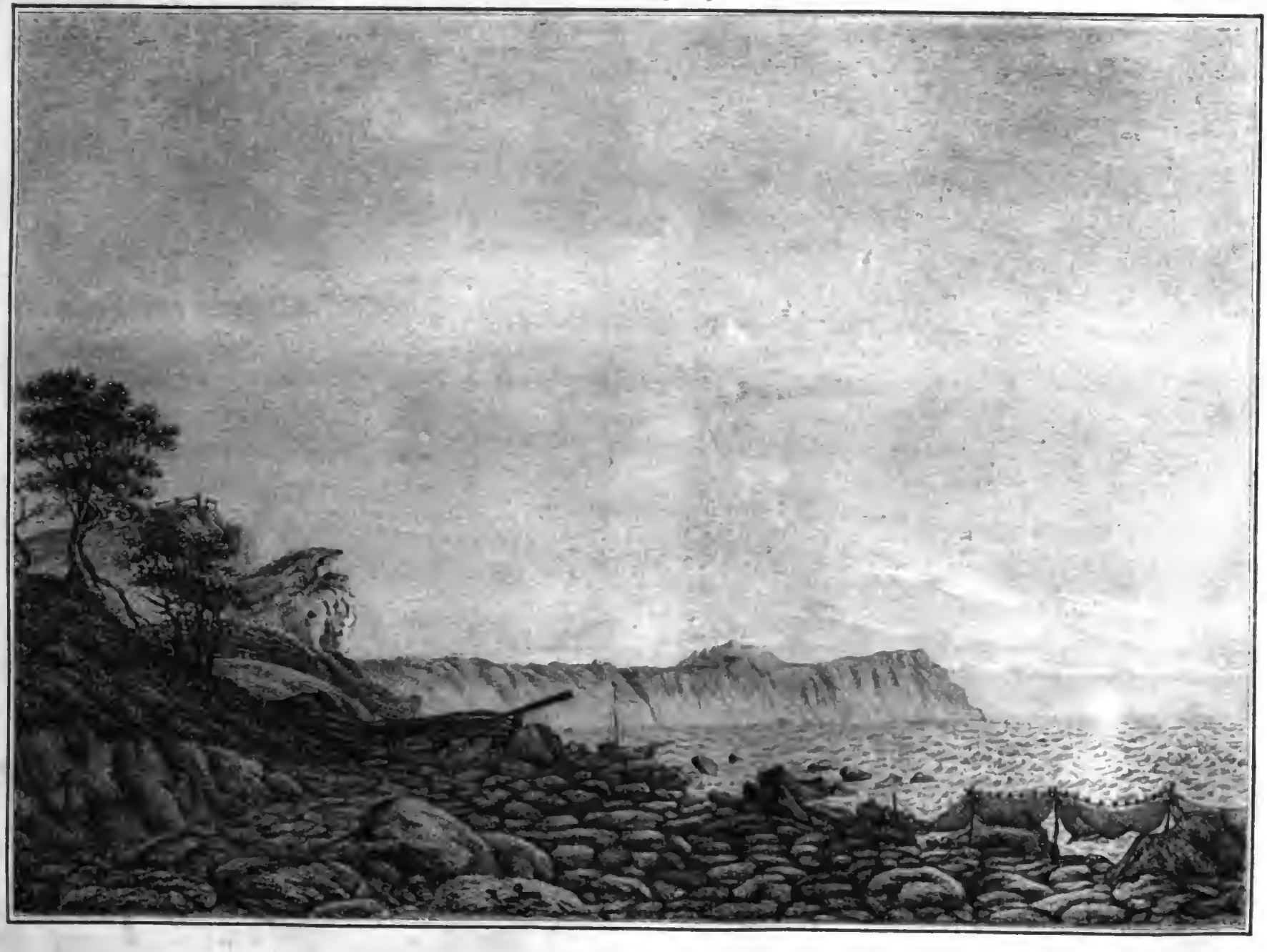
Dreißig Jahre, nachdem an dem Hofe der Königin Elisabeth die ersten seidenen Strümpfe gesehen wurden, trugen sie schon die Frauen der Braunschweigischen Amtleute.

K-ch-r.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



Arkona.

No.ro 13. Dritter Jahrgang 1830. (49)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 3. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1⅓ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Arkona.

(Mit einer Abbildung und Charten-Vignette.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XIII.

Arkona, ein nordöstliches Vorgebirge der Insel Rügen, erhebt sich 200 Fuß über die Fläche der Ostsee, und bildet zugleich die nördlichste Spitze unsers deutschen Vaterlandes. Rügen ist die größte, der zu Deutschland gehörigen Inseln; sie enthält 18 □Meilen mit 30,000 Einwohnern, ist sehr fruchtbar und reich an Naturschönheiten.

Doch ungerne möchten wir heute bei einer bloßen geographischen Beschreibung unseres Gegenstandes stehen bleiben, und wir laden daher den geehrten Leser und die freundliche Leserin ein, uns auf einer kleinen Gedankenreise durch dieses liebliche gastliche Eiland angenehme Gesellschaft zu leisten.

Denken wir uns also, wir bestiegen in Stralsund, der Hauptstadt des frühern schwedischen Pommern, ein sogenanntes Fahrboot, und ruderten gemächlich über die Meerenge Gellen, welche die Insel Rügen von Pommern trennt. Nach einer stundenlangen Fahrt — auf der wir öfters den Blick nach dem alten berühmten Stralsund gewendet, das sich, mit seinen hohen Giebelhäusern und prächtigen Thürmen, von seinem schiffreichen Hafen umkränzt, gar stattlich, gleichsam wie aus dem Meere erhebt — betreten wir bei dem Dorfe Alte-Fähre die Küste der Insel Rügen. Wir setzen nun unsere Reise folglich zu Lande fort, und erreichen, nachdem wir einige Meilen, auf einer fruchtbaren Ebene, rechts und links üppige Felder zur Seite, zurückgelegt haben, das Seebad Putbus, die Residenz des Fürsten gleichen Namens. Prächtige Gebäude, wie z. B. das Schloß, das Theater, die Pavillons, die Wohnungen für Badgäste u. a. m., zeugen von Geschmack und Reichthum des Fürsten. Ein herrlicher Park umschließt noch viele schöne Gartengebäude und Salons. Die noch nicht lange hier bestehende Seebadanstalt ist in neuerer Zeit stark und hauptsächlich von vornehmen Herrschaften besucht. Die Einrichtungen sind wahrhaft fürstlich zu nennen, und alle Gebäude in edlem Style mit großen Kosten aufgeführt. Vor dem Badhause stehend, genießen wir die herrliche Ansicht einer malerischen Inselgruppe, die viele Buchten und Engen des Meeres bildet, und rechts im Hintergrunde zeigt sich unserm Blicke die pommersche Küste, mit den Thürmen der Städte Wolgast und Greifswald. Die südöstlich gelegene Halbinsel Mönchgut, mit ihren hohen, helleuchtenden Ufern, ladet uns freundlich zu einem Besuche ein, und wir folgen um so schneller und lieber ihrer Einladung, da sich uns eben ein kräftiger Fährmann, in auffallender Kleidung, mit einem großen runden Hut in der Hand, nähert, und in einer uns fast gänzlich unverständlichen Sprache sein nahegelegenes Fahrzeug zur Ueberfahrt anbietet. Wir lassen ihm einige Minuten Zeit, seine Segel in Ordnung zu bringen, besteigen dann, einer nach dem andern, an der Hand des braunen Schiffers, das Segelboot (Jacht) und fliegen, sanft geschaukelt, lange schäumende Streifen hinter uns lassend, durch die Wellen der Küste zu. Mehrere, an der Anlege-Stelle versammelte Mönchguter Männer und Weiber begrüßen uns freundlich, und führen

Digitized by Google

uns sogleich in ihre gastlichen, reinlichen Häuser. Genügsamkeit und Wohlstand ist überall sichtbar; gastfrei, dienstfertig, hochherzig in Gefahren, wo es zu retten gibt, zeigt sich hier jeder Einzelne. Die Männer, auf der See aufgewachsen, sind weit und breit die besten Lootsen, beschäftigen sich aber auch nur mit Seefahrt, Jagd und Fischerei. Alle übrigen Geschäfte des Hauses und der Felder, sind Sache der rüstigen Weiber. Von allen Deutschen haben vielleicht die Bewohner dieser Halbinsel sich die meiste Eigenthümlichkeit in Sprache, Kleidung, Sitten und Gebräuchen bewahrt. Wir heben nur hervor, daß den Weibern ihre Kleidung vorgeschrieben ist, daß ein lediges Mädchen nicht tragen darf, was die Verheiratheten tragen, so wie diese nicht, was die ersteren und die Wittwen von beiden unterscheidet. Bräutliche Mädchen geben ihr Verhältniß durch eine blaue Schürze mit blauem Bande zu erkennen. Ihre Kleidung ist reich und vollkommen. An Sonn- und Festtagen tragen sie seidene Mieder mit Gold und Silber besetzt, und zum heil. Abendmahle gehen sie in seidenen Mänteln. Je mehr Faltenröcke ein Mädchen übereinander trägt, je reicher ist sie, und eine solche wählt sich gewöhnlich selbst nach Landessitte auf folgende Weise ihren Mann. Sie hängt als Zeichen zu dem Fenster ihres Hauses eine Schürze hinaus; hierauf ziehen nun die jungen Männer ihrer Bekanntschaft vorüber, ist der Erwählte ihres Herzens mit darunter, so springt sie hinaus und führt ihn als Herrn und Gatten in ihr Haus. Daß er es zufrieden, versteht sich von selbst, denn sonst wäre er nicht mit vorbeigezogen. Dieß nennt man die Jagd, oder „sie stellt nach ihm aus" (se stellt na em ut).

Ein freundlicher junger Mann redet uns jetzt in hochdeutscher Mundart an und erbietet sich, uns noch zu einigen interessanten Punkten zu führen. Er ist, wie er erzählt, der einzige im Dorfe, der der hochdeutschen Sprache mächtig, und verdankt dies seinem dreijährigen Soldatenstande. Er spricht mit Feuer von seinem Vaterlande, und empfindet innere Freude bei unserm Lobe. Er erzählt uns von den Gefahren des Seelebens, wie er noch vor einigen Jahren mit mehreren seiner Kameraden ein Schiff gerettet, worauf ein vornehmer Mann müsse gewesen seyn, denn bald nachher habe er eine schöne Medaille erhalten, die er aber nur an hohen Festtagen trage. Ungerne trennen wir uns von ihm und seiner unverdorbenen Heimath, doch wir müssen weiter; denn wir haben des Interessanten noch viel vor uns.

Wir kehren nun nach der Hauptinsel (Rügen) zurück, kommen zunächst nach Garz, einem Städtchen von 1200 Einw., wo vor alten Zeiten die berühmte Festung und Residenz Carenza stand, in deren Tempel die Götzen Rugerit, Barorit und Parrmuz verehrt wurden. Ueber die Prora, eine Landenge, so Rügen mit der Halbinsel Jasmund vereinigt, kommen wir durch Sagard (einem ehemaligen Gesundbrunnen) nach Bobbin. Hier dürfen wir nicht versäumen des alten freundlichen Pastor Franks reichhaltiges Kabinet von hiesigen Versteinerungen, den in Hunnengräbern aufgefundenen Urnen, Streitärten, Schleudern, Opfergeräthen und andern Ueberresten des grauen Alterthums zu beschauen. Auch noch andere Merkwürdigkeiten zeigte uns der alte Mann mit großer Gefälligkeit. Eine Menge seltner fremder Vögel, Muscheln, Waffen der Indianer ꝛc. die ihm sein Sohn, der als Lieutenant bei der englischen Marine dient, und den berühmten Schiffbruch der Cabalva als solcher mit erlebte und beschrieb, zu verschaffen wußte. Wir danken dem gastlichen Alten und ziehen weiter. Unser Weg führt uns an Spieker, einem schön gelegenen stolzen Schlosse, welches der schwedische Feldmarschall Wrangel, nach dem 30jährigen Kriege, hier aufführen ließ, vorbei, und durch fruchtbare Felder gelangen wir in die Stubnitz, einen zwei Meilen langen herrlichen Buchenwald. Rechts und links gewahren wir alte Denkmäler des vormaligen heidnischen Götzendienstes, wie sie sonst selten in Europa zu finden sind, weil man sich es überall, nach Einführung des Christenthums, angelegen seyn ließ, diese sogenannten Heidenwerke zu zerstören. Besonders merkwürdig ist der Hertha-See und der Burgwall. Die hohen Ufer des Sees bilden ein Oval und sind mit dichten Buchen umkränzt. Eine heilige Stille herrscht an dieser Stätte, schwarzdunkel (selbst seine Fische sind schwarz) und von keinem Lüftchen bewegt, liegt der See vor uns. Nur selten hüpft ein Vogel zwitschernd durch die Aeste, oder springt ein Fisch aus der glatten Fläche hervor. Nachdenkend beschauen wir die Wälle und ihre Umgebungen; noch erkennen wir deutlich die verschütteten Gräber und Einfahrten, wir gewahren auf den umliegenden großen Opfersteinen noch die eingehauenen Rinnen zum Abfluß des Bluts der geschlachteten Thiere, und sind sehr geneigt, die Worte des Tacitus, im 40. Kapitel, (die die Insel andeuten, auf welcher die Göttin Hertha, die vornehmste Gottheit, verehrt wurde) auf Rügen und auf diese Stelle anzuwenden. Alle Jahre (so heißt

Digitized by Google

die Sage) mußte der Göttin eine Jungfrau geopfert werden, und diese zur Probe, ob sie des Opfer würdig, über einen dazu geheiligten Stein gehen. Diesen Stein zeigt man noch jetzt, und man gewahrt darauf die Fußstapfen einer Erwachsenen und eines Kindes. Doch wir eilen, denn ein Sturm scheint sich zu erheben, die Gipfel der Buchen schlagen aneinander, und ein dumpfes Toben des nahen uns unsichtbaren Meeres erreicht unser Ohr. Es wird stärker und stärker, und wir eilen, das gräßlich schöne Schauspiel eines Seesturms von der Höhe eines Felsens zu sehen, ja nicht zu versäumen. Lichter wird jetzt vor uns der Wald, schrecklicher noch das hohle Getöse, nur noch wenige Schritte, und wir stehen regungslos, nicht ohne innern Schauer, auf dem höchsten Vorgebirge der Insel, auf dem sogenannten Königsstuhl der Stubbenkammer. Uns vor Schwindel zu bewahren, legen wir uns auf den Boden, und lassen nur den Kopf über den schroffen Abhang hervorragen. Senkrecht schauen wir die Kreidewand, 600 Fuß tief, hinab, auf das furchtbar aufgeregte Meer. Wild und grausig durch einander tanzend, brechen sich die Wogen an den Felsen, und werfen den weißen Gischt haushoch an die Wand hinauf und nehmen ihn zurücktretend wieder mit sich. Dort gewahren wir ein Fahrzeug, bald auf den schwindelnden Höhen, bald in den furchtbaren Thälern der Wogen, die es jeden Augenblick zu verschlingen drohen. Doch keck und muthig entgeht es jeder Gefahr, und entschwindet am umwölkten neblichten Horizonte, der uns diesmal den erschütternden Anblick des endlosen Meeres versagt, unsern Blicken. Schwarze, vom Blitz durchzückte Wolken ziehen jetzt am Horizont herauf, begleitet vom dumpfen Rollen des Donners, der in den Schluchten unseres Felsens schauerlich wiederhallt. Näher kömmt das Gewitter, schreiend überschlagen sich die Möven und Taucher in der Luft, und die Uferschwalben und Strandläufer suchen ängstlich ihre Nester. Jetzt entladen sich die Blitze in ihrer grausenhaften Majestät, und ob dem fürchterlichen Donner, scheint unser Felsen zu erbeben. In gräßlich schönem Vereine wüthen die Elemente, und jedes will das andere an Majestät übertreffen. Pfeilschnell stürzt jetzt in sichtbaren Streifen der Regen herab und nöthigt uns das nahe Obdach zu suchen. Wir eilen uns zu erquicken, durch Ruhe zu stärken, um morgen unsere Reise nach Arkona fortsetzen zu können.

Wie wir voraussehen konnten, wird uns leider das hier beispiellos schöne Schauspiel eines Sonnenaufgangs nicht zu Theil, zwar wüthet der Sturm nicht mehr, Regen und Gewitter haben längst nachgelassen, aber klein ist auch der Horizont, und undurchdringlich unserm Auge noch die Luft. Doch von unten den imposanten Anblick unseres Standpunkts zu genießen, steigen wir rechts auf etwa 600 Stufen zum Strande hinab. Eine rieselnde Quelle begleitet uns eine Zeitlang, sammelt sich dann in einem Kessel und stürzt sich ins Meer. Unten angelangt, betreten wir den von der Fluth noch feuchten Strand, mächtige Granitblöcke, von der Brandung herbeigeführt, liegen malerisch durcheinander. Wir lehnen uns an einen derselben und bewundern die pitoresken Ansichten von grausenvoller Wildheit. In der Schlucht, zwischen jenen zwei höchsten Gipfeln hausten (so wird erzählt) zu Ende des 14ten Jahrhunderts, zwei Vitalinenbrüder oder Lykendeler (d. i. Seeräuber, die den Grundsatz hatten, ihre Beute gewissenhaft miteinander zu theilen) und hatten hier große Schätze aufgehäuft, wurden aber im Jahr 1402 von den Hamburgern gefangen und hingerichtet. Auf einem dieser unzugänglichen, steilen Pfeilern hatten auch vor mehreren Jahren Steinadler genistet, und ihr Nest, worin sie ihre Jungen groß gezogen, sieht man noch jetzt. Noch einmal lassen wir den Blick umherschweifen an der meilenlangen, waldgekrönten Felsenwand, die sich auszuruhen scheint, von den Schrecknissen der vorigen Nacht, und ersteigen wiederum die Höhe, wo wir mit gutem Appetit das Frühstück einnehmen und unsern Weg weiter verfolgen.

Ueber die schmale Heide, abermals eine Landenge, die Wittow mit Jasmund verbindet, und an einigen Stellen kaum 300 Schritte breit ist, kommen wir nach Wittow, dem nordöstlichsten und zugleich fruchtbarsten Theile der Insel. Alles eine Fläche, ein fruchtbares üppiges Waizenfeld, kein Baum ringsum sichtbar, nur hie und da ein Ehrfurcht gebietendes Hunnengrab, d. i. ein großer, mit hohen Granitblöcken besetzter Grabhügel, worin man beim Aufgraben Urnen, Streitärte ꝛc. zu finden pflegt. So wandern wir an Juliusruh, dessen prächtiger Garten, der mit vielem Kostenaufwand angelegt wurde, sehenswerth ist, vorbei, nach Altenkirchen, wo der Dichter Kosegarten lebte und begraben ligt. Sanft erhebt sich jetzt der Boden, und auf grüner Weide nähern wir uns den hohen Wällen von Arkona, der äußersten nördlichen Spitze Deutschlands, unsers Vaterlandes, wo in alter Zeit die heidnische Burg Arkon, mit dem Tempel des Hauptgötzen Swantewit, stand, die aber im Jahre 1168 vom König Woldemar I. als die tapferen Rugier zum Christenthume gezwungen wurden, zerstört ward. Jetzt erreichen wir die Plattform — Welch ein überraschender, erschütternder Anblick! Wo soll das Auge anfangen zu schauen, wo soll es ausruhen? Blitzschnell fliegt der Blick hinaus in die Tiefe, in den unabsehbaren Raum, streift umher auf der leicht gewiegten Fläche des von den Sonnenstrahlen hell erglänzenden Meeres. Schwach und ohnmächtig fühlen wir uns hier

Digitized by Google

im Anschauen dessen, worin unsere Erde schwimmt, wogegen sie nur ein Punkt ist. Wir müssen uns sammeln, die Schönheit des einzelnen zu genießen, die Luft ist klar und das Meer ruhig. Als ein weißer Streifen zeigen sich uns die Ufer der Dänischen Insel Mön. Friedlich ziehen die Schiffe daher, begleitet von schreienden Möven, die sich bald auf die Masten setzen, bald in die Tiefe schießen, und fröhlich eilt der Fischer mit vollem Netze zur Heimath zu Weib und Kind. Dort ragt aus der blauen Fläche der Kopf eines Seehundes hervor, den man leicht für den Kopf eines bärtigen Grenadiers halten könnte. — Doch ein schönes Schauspiel erwartet uns jetzt, die Sonne neigt sich ihrem Untergange, und röthet, größer und größer werdend, ringsum den Horizont, und erschaut ihr goldenes Bild im glatten Spiegel des Meeres, das die feurig Leuchtende zu verschlingen und zu verlöschen droht. Welch herrliche Beleuchtung der Gegend! Links von uns lacht uns in hellrothem Scheine die Felseninsel Hiddensoe entgegen, rechts der majestätische Meerbusen, das Tromper Wiek und hinter uns das schon fruchtbare Wittow.

Abermals reißen wir uns ungern los von dieser herrlichen Stelle; doch wir wollen heute noch bei traulichem Mondscheine nach Hiddensoe hinüberfahren, und steigen deshalb hinab in das nahe gelegene Fischerdorf Vitte, dessen Einwohner sich vom Häringsfang nähren, und wo sonst unter freiem Himmel, während des Fischens, Gottesdienst gehalten wurde, was Kosegarten gar herrlich in seinen Dichtungen beschreibt. Wir erwarten den majestätischen Aufgang des Mondes und besteigen das bereit liegende Fahrzeug. Etwas düsterer, schwermüthiger, aber dennoch wohlthuender zerrinnt die Landschaft im Scheine des Mondes, und wir glauben hier unser Gefühl noch mit folgenden Worten am besten zu schildern:

Ernst und ruhig wie der Deutsche selber,
Liegt hier seines Landes Stirne da;
Kühn und trotzig blickt sie in die Tiefe,
Schaut sie in die dunkle Fernennacht,
Theilend mit dem Deutschen seinen Glauben,
Daß ihm nichts kann seinen Frieden rauben,
Wenn wie hier ein göttlich Auge wacht.

Versunken in fernerem Anschauen erreichen wir, unter feierlich ernstem Gesange unsrer Fischer, die Felseninsel Hiddensoe, die sich nackt und kahl, 2½ Meilen lang, von Norden nach Süden erstreckt, und an manchen Stellen kaum 300 Schritte breit ist. Nur der südliche Theil giebt eine gute Weide und enthält 4 Dörfer. Auch hier nähren sich die Einwohner vom Häringsfang, und diese Insel ist ebenfalls reich an schönen Fernsichten. Die Wohnungen sind ärmlich, aus Mangel an Holz von Torf wie Schwalbennester zusammengeklebt, aber dennoch innen reinlich, und selbst Gastbetten sind vorhanden. Mit unbeschreiblicher Liebe hängen diese Bewohner an diesem ihrem Vaterlande. Die Frauen kommen selten in ihrem ganzen Leben einmal ans Land, sind sehr fleißig im Wirthschaften und Weben, und die Liebe zu ihren Männern ist beispiellos. Wollen die Männer zum Häringsfang absegeln, und kann das Boot nicht nahe genug an den Strand kommen, so nehmen die gutmüthigen Weiber sie auf den Rücken und tragen sie ins Boot, weil sie sich sonst beim Durchwaten die Füße naß machen und dann die Nacht hindurch destomehr frieren würden. Die Männer schiffen zwar weit und breit nach Ost- und Westindien, kommen aber immer wieder nach ihrem söten Lännecken (süßen Ländchen, wie sie es nennen) zurück, und bringen dann immer ihren Weibern und Angehörigen allerlei schöne Sachen mit. — Gastlich aufgenommen und erquickt von den freundlichen Inselbewohnern, fahren wir nach Rügen zurück und erreichen Bergen, die Hauptstadt der Insel, mit etwa 220 Einwohnern. In der Nähe der Stadt liegt der Rugard (d. i. Burg der Rügen) wo ehemals das feste, vom Fürsten Jaromir I. erbaute Schloß stand, und von dem man die ausgebreiteste Aussicht auf die ganze Insel, mit allen ihren Binnenwässern, Feldern und Wäldern genießt. Wir lagern uns auf der grünen Fläche dieses, die ganze Gegend beherrschenden Punktes und überschauen schlüßlich noch einmal im Ganzen das große schöne Gemälde, das wir stückweise bereits bewunderten. Ein großer Strich von Pommern, die Städte Stralsund und Greifswald, das Waldgebirge Prora, der prächtige Meerbusen zwischen dem eigentlichen Rügen und Jasmund, die vielen Erdzungen, die ihre Spitzen in die grünlichen Fluthen hinausstrecken, und jenseits die endlose Ostsee, aus der nordwärts das majestätische Arkona hervortritt, gewähren das schönste Panorama von der Welt. Mit Dank erfüllt gegen Gott, der uns in seiner herrlichen, überreichen Natur so viele reine Freuden bereitet hat, steigen wir herab und kehren nun in unsere Heimath mit schönen Erinnerungen für die Zukunft zurück.

Stralsund, *W. Cornelius.*

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gemse.

Digitized by Google

No.ro 14. Dritter Jahrgang 1830. (53)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist, hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Die Gemse.

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XIV.

Die Gemse, diese flüchtige Bewohnerin der höchsten mit ewigem Eise bedeckten Gebirgsrücken, namentlich der schweizerischen, savoyschen und tyrolischen Alpen, ist sich in ihrem wilden Zustande überall gleich; sie hat die Gestalt unserer Hausziege, scheint jedoch etwas höher, als diese zu seyn, allein dieses rührt blos von ihren längern Beinen her.

Da, wo die Gemsen nicht zu sehr verfolgt werden, trifft man sie noch sehr zahlreich, in Truppen von 20 bis 30, beisammen an.

Als ein scheues und furchtsames Thier, sucht die Gemse immer die unzugänglichsten Orte auf, wo sie sich vor den Nachstellungen der Menschen und der Raubthiere am sichersten glaubt. Man findet sie daher meistens an sehr jähen, mit Felsen umgebenen Grasplätzen. In den Sommermonaten, vor Anbruch des Tages, wagen sie sich wohl auch tiefer hinab, allein, so wie der Tag kommt, steigen sie wieder in die Höhen, ruhen daselbst den Tag über im Schatten aus, wiederkauen, und legen sich gerne auf und neben den Schnee. Sobald der Abend einbricht, gehen sie wieder auf die Waide und bringen die dunkeln Nächte unter abgelegenen hohen Felsen und Felstrümmern zu. Im Spätjahr, wenn der Schnee fällt und die Alpen abgestorben sind, ziehen sie tiefer herunter, bleiben aber, so lange sie immer können, über der Gegend des Holzwuchses; so wie der Winter herannaht, gehen sie gewöhnlich in die auf der Südseite gelegenen Wälder hinab; sie wählen die dichtesten Wälder zu ihrem Aufenthalte, wo ihnen der Naturtrieb sagt, daß sie vor den Schneelauwinen gesichert sind, und schlagen ihre Ruheplätze am liebsten unter den sogenannten Wettertannen auf, die mit ihren untersten Aesten allenthalben auf den Boden herabhangen.

Es gibt zwei verschiedene Arten der Gemsen; eine kleinere, welche man in den Alpen das Gratthier (von Grath, der Rücken oder Gipfel eines Berges) nennt, weil diese Art im Sommer nur in den höchsten Alpen angetroffen wird, und im Winter nur in die obersten Wälder herabsteigt; und eine größere, das sogenannte Waldthier, das im Winter tiefer herabkommt. Jenes ist stärker und dichter behaart, als das letztere, aber nicht so wohl genährt. Beide Arten leben jedoch gesellschaftlich und vertragen sich sehr gut beisammen.

Die Nahrung der Gemsen besteht im Sommer aus den besten und kräftigsten Alpenpflanzen, welche nahe am Schnee wachsen. Besonders lieben sie junge Triebe von strauchartigen Alpengewächsen, wie der Alpenrosen, Erlen, Weiden und selbst die jungen Triebe der Nadelhölzer. Im Herbst leben sie von Laub, dürrem Grase und Moos, das sie aus dem Schnee hervorscharren. Sie kommen im Winter oft in die tiefen Thäler herab, sogar nahe an die Häuser, besonders im Frühjahr, wenn junges Gras hervorkeimt und im Gebirge noch Alles mit Schnee bedeckt ist. Sie können sehr lange hungern, aber keinen Durst leiden; statt des Wassers lecken sie Schnee. Salz lieben sie, wie

Digitized by Google

alle Thiere, die Wiederkauen. In mehreren Gebirgsgegenden befinden sich sogenannte Sulzen, wo die Gemsen aus den entferntesten Gegenden, gewöhnlich am zweiten und fünften Tage nach dem Neumonde, zusammen kommen, und das an die Felsen angesetzte Salz lecken. Man trifft da oft bis 30 Gemsen bei einander an, und die Jäger verstehen es sehr gut, diese Gelegenheit zu benutzen.

Die Gemse lebt gerne in Gesellschaft, doch trifft man die alten Böcke meist einsiedlerisch und selten bei der Herde an.

So klein auch eine Truppe von Gemsen seyn mag, so hat sie doch immer eine Anführerin, die Führgeis genannt. Diese, eine immer etwas bejahrte Ziege, steht oder liegt, während die Truppe waidet, an einem Orte, wo nach allen Seiten hin sich eine offene Aussicht darbietet. Sobald sie etwas Verdächtiges entdeckt, pfeift sie durch die Nase und stampft mit den Füßen; die Gemsen springen alle zusammen, und nehmen, unter Anführung der Führgeis, die immer mehrere Schritte voraus eilt, gemeinschaftlich die Flucht. Sie sind gewohnt, sich so sehr an die Führerin zu halten, daß, wenn diese von einem Schusse im Laufe gehemmt wird, die ganze Truppe eine Weile, gleichsam wie betäubt, stille steht, so daß der behende Jäger, von ihnen leicht ein zweites Thier niederstrecken kann.

Es gibt nicht leicht ein friedlicheres, aber auch kein furchtsameres Thier, als die Gemse; sie hat äusserst feine Sinne; Gesicht, Geruch und Gehör sind bei ihr ganz vorzüglich. Die größte Stärke besitzt sie in den Hinterbeinen, durch welche ihr ganzer Körper, eine unbegreifliche Schnellkraft erhält, mit der sie über 20 Fuß breite Abgründe hinwegsetzen kann. Sie lauft mit unglaublicher Schnelligkeit und Sicherheit über die steilsten Klippen, und setzt die Vorderfüße, in denen sie eine große Gelenksamkeit hat, mit ausserordentlicher Behutsamkeit auf, so daß sie ja kein Steinchen losmacht, welches ihren Sturz herbeiführen könnte.

Possierlich ist die Art, wie sie über den tiefen Schnee, in welchen sie wegen ihrer spitzigen Klauen einsinken, hinwegsetzen. Das hinterste Thier springt nämlich über den Rücken der vordern, kommt so schnell eine Strecke weiter und wird der Anführer; ihm folgt das nächste auf diese Weise, dann die übrigen und so kommen sie bald über das beschwerliche Schneefeld, auf welchem sie sonst sehr ermüden würden.

Die Größe einer Gemse beträgt in der Länge 3 Fuß und in der Höhe 2 Fuß; auf dem Kopfe hat sie 2 aufrecht stehende, nach hinten gebogene, schwarze Hörner, die mit runzlichen Ringen umgeben, oben an den Spitzen aber glatt und von unten hinauf ungefähr 2 Zoll lang hohl sind; ihre Höhe beträgt 9 Zoll. Mit zunehmendem Alter vergrößern sie sich und bekommen jährlich einen Ring mehr. Die Klauen der Gemsen sind ziemlich lang, spitzig und innen hohl; der Schwanz mißt 3 Zoll. Die Gemse hat keine Barthaare, die Ohren sind schmal, die Zunge platt und die Pupille des Auges bildet ein längliches Viereck, durch das ein brauner Streifen geht.

Im Frühlinge haben die Gemsen grünröthliche Haare; gegen den Sommer hin werden sie allmählich röther (gemscheler, in der Jägersprache) und Ende Sommers, mit zunehmender Kälte, dunkler, und im Winter ganz schwarz. Nur an der Vorderseite des Kopfes, unten am Bauche, an den Hinterbacken, den Hufen und auf der innern Seite der Ohren und Beine bleiben sie im Sommer mattweiß, und im Winter ganz weiß. Das Haar ist nicht an allen Theilen von gleicher Länge; das am Bauche und an den Füssen befindliche mißt über 4 Zoll, auf dem Rücken ist es am kürzesten.

Bei der Geburt ist die junge Gemse dunkel braungelb und über den Rücken lauft eine schwarze Linie. Die Gemsziege ist etwas kleiner als das Männchen, schlanker gebaut und hat dünnere Hörner. Die Stimme dieser Thiere ist ein leises Blöcken. Zur Zeit der Gefahr pfeiffen sie jedoch sehr laut durch die Nase.

Die Gemsziege trägt 20 Wochen und wirft mit Ende April oder Anfangs Mai meist nur ein, selten aber zwei Junge, unter einem überhängenden Felsen, an einem trocknen, gegen Wind und Regen geschützten Ort. Schon am ersten Tage folgt das Junge der Mutter nach. Sie säugt es 5 Monate und ist sehr besorgt für dasselbe; sie sucht mit ihm die sichersten, steilsten und einsamen Waiden auf, lehrt es über Abhänge und Felsen setzen, und macht ihm so lange den Sprung vor, bis es nachsetzen kann,

Digitized by Google

wobei sie fast wie eine Ziege meckert. Wird die Mutter geschossen, so bleibt das Junge; wenn es noch klein ist, meistens bei ihr, und wird so oft lebend gefangen; ist es aber größer, so entflieht es, und soll dann oft von einer andern Gemse an Kindesstatt angenommen und gesäugt werden.

Jung eingefangene Gemsen lassen sich leicht so zahm machen, daß sie ihrem Herrn auf den Ruf wie ein Hund folgen und an ihm aufspringen; auch vertragen sie sich sehr gut mit den Hunden, mit welchen sie sogar ihr Lager theilen.

Die Gemse hat viele Feinde; selbst ihr Aufenthalt ist ihr oft wegen der herabrollenden Steine und Felsstücke und hauptsächlich wegen der Schneelauwinen sehr gefährlich, da hierdurch viele getödtet und hauptsächlich durch die letztern oft ganze Gesellschaften von ihnen begraben werden.

Die Gemsen kennen zwar diese Gefahr, und suchen die Stellen auf, wo sie am sichersten sind, allein oft werden sie doch von diesen Naturereignissen ereilt.

Viel gefährlichere und schwer auszuweichende Feinde aber hausen in den Lüften. Adler und Lämmergeier erspähen aus sehr bedeutenden Höhen die ruhig weidenden Gemsen, tragen die Jungen in den Klauen davon und stoßen die Alten in den Abgrund, wo sie ihre sichere Beute werden. Besonders thut dieses der Geieradler oder Lämmergeier, dessen mächtige Flügelschläge ihnen gefährlicher sind, als die Klauen. Hoch aus der Luft herab stürzt er seitwärts auf die an einem Abgrund stehende Gemse, ergreift sie mit den Füssen, schlägt sie mit seinen gewaltigen Flügeln, und stürzt sie so betäubt hinunter, daß sie ihm nach dem Tode zu Theil wird.

Doch der gefährlichste Feind der Gemse ist der Mensch, der unabläßig dieses bloß nützliche Thier verfolgt. Der Gemsenjäger muß frey von allem Schwindel seyn, ein gutes Gesicht und sichere Füße haben, damit er über die steilsten Klippen, neben den schrecklichsten Abgründen, über die überhangenden Felsen hinweggehen kann. Er muß sich gewöhnen, Hunger und Kälte zu ertragen, und eine gute Brust haben, um leicht Bergan zu steigen und die reine Atmosphäre aushalten zu können. Vor Allem aber muß er mit seiner Büchse gut umzugehen und zu treffen wissen.

Der Gemsenjäger verläßt gewöhnlich mitten in der Nacht seine Wohnung; oft geht er schon gegen Abend aus und besteigt noch eine große Strecke des Berges, wo er in einer Alpenhütte einige Stunden ruht. Seine Rüstung besteht in einer leichten Kleidung und stark genagelten Schuhen, woran er Fußeisen schnallen kann. Er ist mit einem langen, starken, unten mit Eisen beschlagenen Alpstock, mit einer guten Flinte, mit Pulver und Kugeln, und meist auch mit einem Fernrohr versehen. In seiner Jagdtasche trägt er als Mundvorrath etwas Brod und Käse, auch wohl ein Fläschchen Wein oder Branntwein.

Noch ehe die Sonne aufgeht, durchspäht er die höhern Gebirgsregionen mit scharfem Auge, oder mit dem Fernrohr, beobachtet die Richtung des Windes und geht demselben entgegen, damit die Gemsen ihn nicht wittern. Als Windzeichen bedient er sich eines Haares, welches er in die Luft hält. Bemerkt er nun eine oder mehrere Gemsen, so wartet er hinter einem Felsen oder einem andern gelegenen Orte, bis die Gemse sich von ihrem Waideplatze zurückzieht und er sie, wie die Jäger sagen, sicher aufs Korn nehmen kann. Oft sucht er auch, auf dem Bauche kriechend, gegen den Wind sich den Waidenden zu nähern, und sobald er die Hörner der Gemse unterscheiden kann, schießt er. Bey größern Truppen wird der Jäger weit leichter von den umherspähenden Augen und witternden Nasen der Gesellschaft verrathen, denn sobald eine etwas bemerkt, ist auch schon der ganze Trupp auf der Flucht.

Da die Gemse ein sehr zähes Leben hat, und auch bey starken Verwundungen sehr oft entkommt, so muß der Jäger gut zielen, und Brust oder Kopf treffen; denn ist das Thier nicht tödtlich verwundet, so kann der Jäger nachsehen, er bekommt es nicht. Selbst auf drey Beinen läuft die Gemse noch so schnell davon, als die übrigen, und oft trifft man solche, denen die Knochen von selbst wieder zusammengeheilt sind.

Oft versteigt sich der Jäger auch so weit, daß er weder vor noch hinter sich weiter kommen kann, und sein Leben durch einen gewagten Sprung zu retten genöthiget ist. In dieser äussersten Gefahr

Digitized by Google

wirft er sein Geschütz von sich, zieht die Schuhe, denen er wegen der Schlüpfrigkeit nicht trauen darf, aus, schneidet sich mit einem Messer in die Fersen, oder in den Ballen des Fußes, damit ihn das hervordringende Blut an dem felsigen Abschuß, ohne Gefahr des Ausglitschens, festhält, und setzt so mannhaft an, und wagt den Sprung.

Zuweilen werden die Thiere von dem Jäger an einem Orte, der kaum ½ Schuh breit ist, wo vornen eine hohe Felsenwand, hinten aber ein unabsehlicher Abgrund ist, in die Enge getrieben. Sehen die Gemsen, daß sie vor sich nicht weiter kommen können, hinter sich aber ihren Feind haben, so drängen sie sich voll Verzweiflung und im Schnell-Sprunge zwischen dem Felsen und dem Jäger hindurch, und stürzen diesen in den Abgrund. In diesem gefährlichen Zustande legt sich der Jäger entweder der Länge nach auf den Boden, damit die Gemsen über ihn hinweg springen können, oder er steht aufrecht, so nahe an der Wand, als möglich, damit das Thier, wenn es keinen Raum zwischen dem Jäger und der Wand merkt, neben ihm vorbeyspringt.

Das Erlegen der Gemsen geschieht durch Schießen, wobei man sich der lang gezogenen Gemsenbüchsen bedient, welche an einem Laufe 2 Schlösser haben und in den man zwei Schüsse auf einmal ladet.

Ist eine oder zwei Gemsen erlegt worden, so geht die Mühe erst recht an, die Beute in wegsame Gegenden zu tragen. Nachdem das Thier ausgeweidet worden, werden die vier Füße zusammengebunden, und dieselben über die Stirne gehängt, so daß der Körper auf dem Rücken und Nacken des Jägers aufliegt; der Kopf wird, so wie die Flinte, an die Füße der Gemse gehängt, und letztere ruht auf dem Leibe derselben. So beladen, steigt der Gemsenjäger, an den Alpstock sich lehnend, behutsam herunter.

Eisige Winde, Schneegestöber, dichte undurchdringliche Nebel, Kälte, Stürme, herabrollende Steine, oder das Uebereilen der Nacht an unwegsamen Orten, bereiten Gefahren, denen selten ein Gemsenjäger in die Länge entgeht. Dennoch wird die Gemsenjagd zur stärksten Leidenschaft, und mancher auf der Jagd verwundete Jäger, eilt, kaum geheilt, sogleich wieder ins Gebirge, um sich neuen Gefahren und Beschwerden auszusetzen.

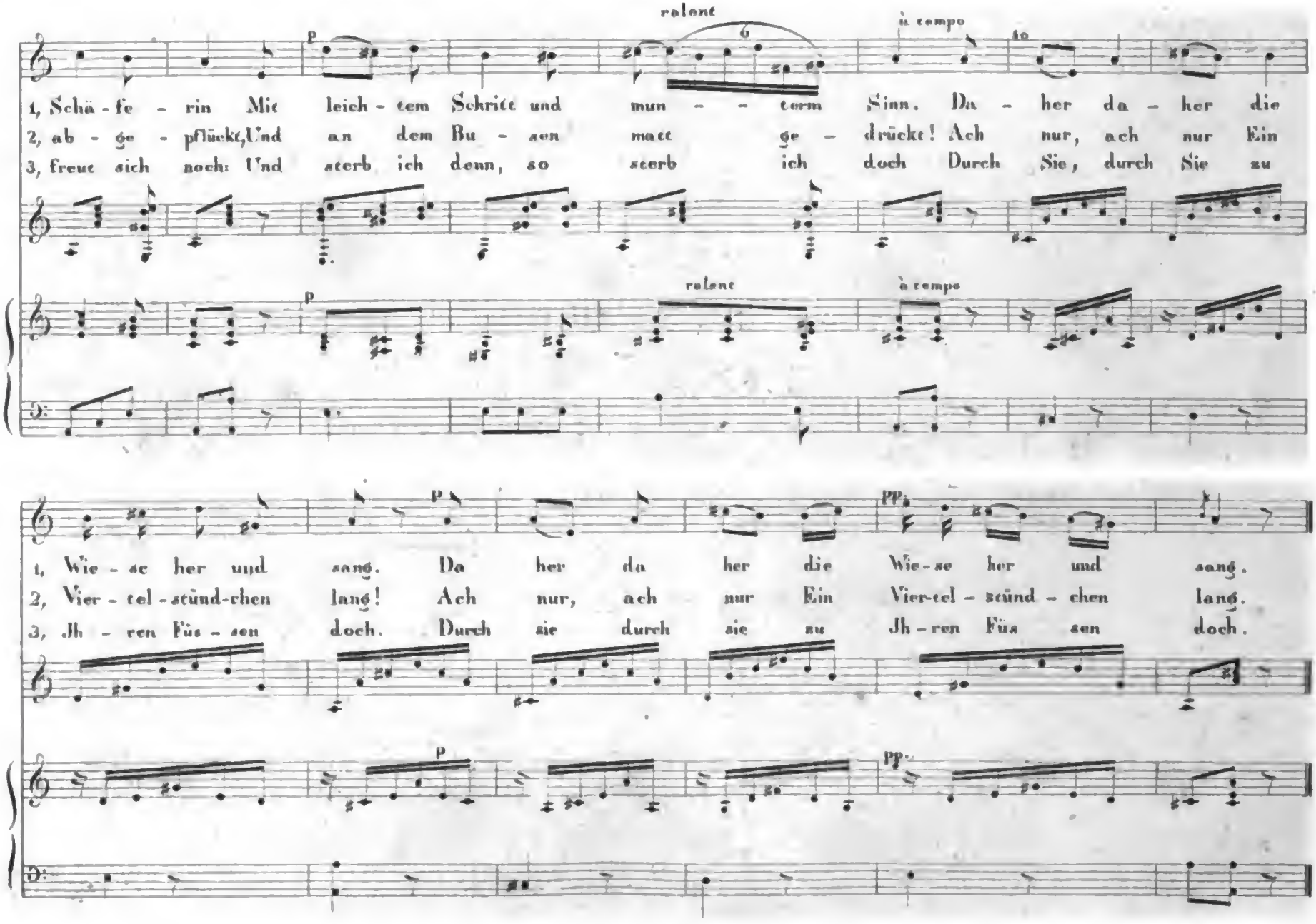
Ehemals banden sich die Jäger unter beide Achseln lange Stangen, welche sie vor dem Hineinstürzen in Eisschlünde sicherten. — Beinahe alle Jahre ereignen sich auf der Gemsjagd die traurigsten Unfälle. Allein die Leidenschaft der Jäger läßt sich durch nichts abschrecken. Folgende Begebenheit mag hievon ein Beispiel liefern. Michael Gißler, ein nach lebender Mann in Unterschächen, ein Dorf auf dem Wege von Enetmärkt nach Altdorf, fiel auf der Jagd in einen viele Klafter tiefen, unten mit Wasser gefüllten Gletscherabgrund. Er wurde von dem Wasser wieder in etwas gehoben, und hatte so viel Gegenwart des Geistes, eine vorragende Eiszacke anzufassen und sich an beiden Seiten des Abgrunds, welcher oben eng war, anzustemmen. Er nahm dann ein schlechtes Messer, das er zufällig bei sich trug, schnitt nach und nach kleine Tritte in den Gletscher, und entkam so glücklich, ohne Gewehr, ohne Schuhe, mit blutriefenden Händen, der schrecklichen Grube.

Eine ganze Gemse wird mit 3 bis 4 Kronenthalern bezahlt. Die Haut gibt ein vortreffliches Leder, das sehr gut hält und die Nässe nicht durchläßt. Wegen seiner ausserordentlichen Dichtigkeit benutzt man es zur Reinigung des Queckssilbers, welches bekanntlich die feinen unsichtbaren Zwischenräume des Leders durchdringt und dadurch von allen fremden Theilen befreit wird. Das Fleisch ist, wenn die Thiere nicht zu alt sind, sehr schmackhaft.

Die Milch und das Fett der Gemse kann ebenso, wie von der Ziege benutzt werden. Aus den Hörnern verfertigt man allerlei Drechslerwaaren, und die sogenannten Gemskugeln, die sich oft in dem Magen dieser Thiere vorfinden, und die in demselben von dem Genusse einiger Pflanzen entstehen, braungrün von Farbe und von Schleim gleichsam inkrustirt sind, wurden ehemals für Arzneimittel gehalten.

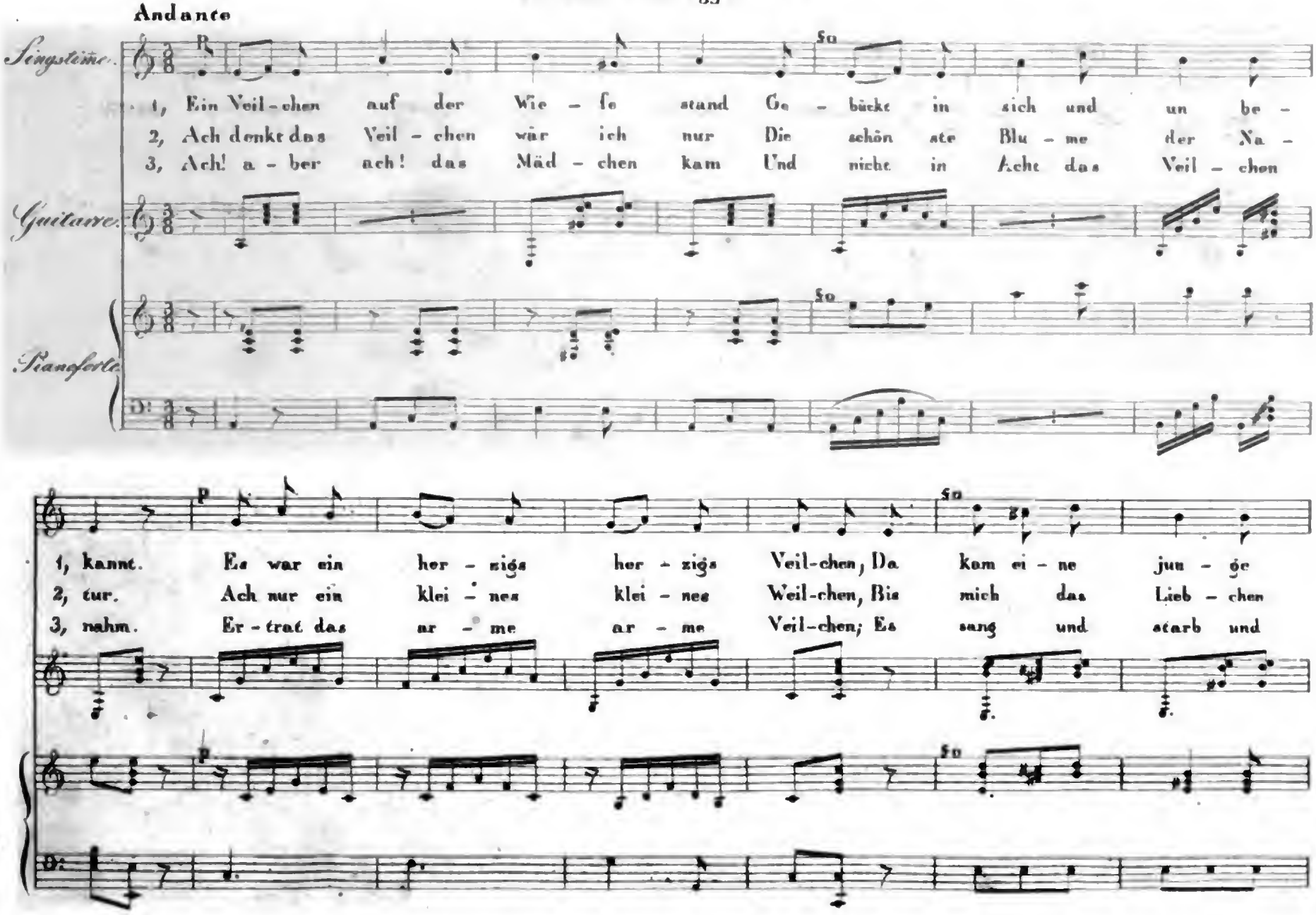
Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google


rolent
à tempo
1, Schä - fe - rin Mit leich - tem Schritt und mun - - term Sinn. Da - her da - her die
2, ab - ge - pflückt, Und an dem Bu - sen matt ge - drückte! Ach nur, ach nur Ein
3, freue sich noch: Und sterb ich denn, so sterb ich doch Durch Sie, durch Sie zu
1, Wie - se her und sang. Da her da her die Wie - se her und sang.
2, Vier - tel - stünd-chen lang! Ach nur, ach nur Ein Vier-tel - stünd - chen lang.
3, Jh - ren Füs - sen doch. Durch sie durch sie zu Jh - ren Füs sen doch.

Das Veilchen von Göthe.

Musik v. J. D. C. Brugger.



N.ro 15. Dritter Jahrgang 1830. (57)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Das Veilchen.

(Mit einer Musikbeilage.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XV.

Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt;
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin,
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,
Daher, daher,
Die Wiese her, und sang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es sang und starb und freut sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch.

Die Gemsenjäger.

— — Endlich ließ der Regen nach und einzelne Stellen in dem grauen Wolkenschleier lichteten sich; doch der Bodensee lag noch immer in nebliger unabsehbarer Fläche da, und seine Ufer wollten keine Gestaltung gewinnen. Die smaragdgrünen breiten Wogen trugen indeß unsern leichten Nachen rasch dahin, weil ein frischer Wind das Segel schwellte. — Nach und nach zeichneten sich deutliche Umrisse tief eingeschnittener Gebirge an dem grauen Horizont, die von Minute zu Minute deutlicher wurden, und als seltsame Riesengebilde mit stolzen Häuptern sich emporhoben. Es waren die Kuppen des Schwarzwaldes, die bestimmter hervorzutreten begannen. Bald glänzten auch am Fuße dieser Höhen helle lichte Streifen, denn die freundlichen Städte, wie Lindau und Friedrichshafen, die das Ufer des reizenden See's schmückten, wurden sichtbar. Die graue Nebeldecke über uns riß endlich völlig entzwei, ein blauer klarer Himmel wurde sichtbar, und goldnes Licht säumte die Ränder der fließenden Wellen. Die Ufer wurden grün und sonnig; der See, wiewohl von smaragdner Far-

Digitized by Google

be zunächst um uns her, verwandelte sich in der Ferne in einen blauen dunklen Spiegel des Azurs über ihm, die düstere nordische Landschaft hatte sich in eine anmuthige südliche umgestaltet. Nur auf der Seite der Schweiz wollten die Dünste nicht verschwinden; man sah zwar die Umrisse des Ufers, von deutlichen Gestalten der Berge jedoch, und noch weniger von Farben war etwas zu sehen.

Seltsame kleine weißliche Wölkchen nur fielen dem Beobachter auf. Halb zufällig richtete ich das Fernrohr darauf. Welche Ueberraschung! Es war der hellste glänzendste Schnee, den ich je gesehen; er lag auf und zwischen starren, blaugrauen Felsmassen, die eine Mauer von unermeßlichen Thürmen zu bilden schienen, deren Zinnen über das noch in Nebel gehüllte niedrigere Vorufer weit emporragten. Welche zackige Häupter, tiefe Klüfte und gähnende Abgründe! Das waren die Alpen! Die deutschen Gebirge, die zuvor so trotzig sich hinstellten, schienen verschwunden, als ich nach ihnen umblickte. Nur der Tyroler Vorarlberg, der jetzt ebenfalls nach und nach aus wogenden Nebelmassen auftauchte, behauptete sich mit Würde dagegen; alles Uebrige sank vor jenen kolossalen Häuptern fast zu unterschiedslosen Ebnen herab. Es war der wilde mit ewigem Schnee bedeckte hohe Sentis im Kanton Appenzell, den ich erblickt hatte, unter den Riesen der Schweiz zwar nur einer der geringeren, aber als die erste ausgestellte Vorhut des gewaltigen Geschlechts pflegt er dem ungewohnten Beschauer den stärksten Eindruck zu machen.

— — Wir trieben rasch über die Fläche des See's dahin, nach dem Städtchen Arbon zu, das reinlich aus den Wellen emporsteigt und sich an grüne Hügel lehnt. Hier ist der majestätische See am breitesten; nur mit Mühe entdeckt das Auge das jenseitige Ufer. Die Sonne vergoldete sinkend eben die Häupter der schäumenden Wellen und der blauen Berge des Schwarzwaldes, als wir an's Land stiegen. — Wir erwachten beim ersten Strahl des heitern Tages. Schnell ist der Fußreisende wanderfertig; bald hatten wir, das Ufer des See's verfolgend, Rorschach erreicht. Helle reinliche Gassen, zierliche Häuser mit spiegelklaren Fenstern, meist durch Blumen, besonders zahllose Hortensien geschmückt, boten den freundlichsten Anblick dar, zumal da jedes Quergäßchen die lieblichste Aussicht auf den See hinaus eröffnete. Indem wir den Fußpfad über einen Berg einschlugen, schnitten wir ein bedeutendes Stück Weges ab, da eine Landzunge hier ziemlich weit in den See hervorspringt. Jenseits der Höhe verfolgten wir wieder das Ufer; hier glich der See schon einem breiten Strom; nach und nach verengte er sich, und bald befanden wir uns wieder an dem pfeilschnell dahinschießenden, klaren, tiefgrünen Rhein, der von den lieblichsten Ufern eingefaßt wird. Plötzlich schlägt er eine Ecke, wir bogen südlich ein, und standen nun in dem berühmten Thal, wodurch er die Grenze zwischen Tyrol und der Schweiz bildet. Rechts begleiteten uns hinter duftenden Wiesen aufsteigende Weinberge, in denen wir freundliche Landhäuser, die auf den Reichthum der Einwohner deuten, erblickten; links, jenseits des Flusses, hebt sich hinter einem hügelichten grünen Vorland die majestätische Mauer des Vorarlberges empor, die sich in scharfe Klüfte spaltet, und in hohen Felsspitzen über die Wolken hinausragt. Die feuchten Nebel des gestrigen Tages zogen in wunderbaren Gestalten, vom Wind gejagt, in der halben Höhe des Gebirges hin, und erhöhten seine Schönheiten, indem sie sie bald verhüllten, bald in veränderter Weise erblicken ließen. — — Wir erreichten Altstätten, ein in diesem Thal gelegenes freundliches Städtchen, zu Mittag. Von dort zieht sich die Straße über das Gebirge nach Hohegeiß in das Appenzellerland hinein, dessen weicher grüner Teppich sich zu dem Fuße des schneegekrönten Sentis ausbreitet. —

In Altstätten saß an der Fremdentafel ein Mann von würdigem Aeußern, dem Anschein nach etwa sechzig Jahre alt. In seinem Blick war Ernst und Freundlichkeit aufs Innigste gepaart; in den bedeutungsvollen Zügen erblickte man die Spuren eines an froher und trauriger Erfahrung reichen Lebens. Und wer hätte die nicht machen müssen, dessen Tage das letzte Drittel des vorigen und das erste des jetzigen Jahrhunderts umfassen!

Der Mann zog mich gleich so an, daß ich

Digitized by Google

in's Gespräch mit ihm zu kommen suchte; es war nicht schwer, denn in einem von vielen Reisenden besuchten Lande spricht der Einheimische eben so gern mit dem Fremden, der den Wechsel in die Gleichmäßigkeit seiner Tage bringt, als der Fremde wiederum den Eingebornen aufsucht, um durch ihn mit dem Lande, welches er aus Neu- oder Wißbegier, oder aus einem von beiden Elementen gemischten Antriebe besucht, schneller und besser bekannt zu werden. So erfuhr ich bald, daß mein Unbekannter der Geistliche eines benachbarten Pfarrorts sey, und seit vierzig Jahren daselbst wohne. Wir wollen ihn Walter nennen. Zu meiner Freude wollte er wie wir nach Appenzell, und ging, der einfachen Landessitte treulich, aber auch der Oertlichkeit angemessen, gleich uns zu Fuß. Bald hinter der Stadt beginnt der Weg zu steigen; die hohe Sonne brannte heftig; man weiß, daß unter solchen Umständen das Gespräch zu stocken pflegt. Dann und wann standen wir still und richteten unsere Blicke rückwärts auf das Thal, welches nunmehr schon tief unter uns lag. Eine Bergkuppe nach der andern konnten wir überblicken, ansehnliche Höhen schwanden zu Hügeln, kleinere Hügel mischten sich mit der Ebene; immer weiter konnten wir die Krümmung des Thales übersehen, immer ferner den Silberfaden des Rheins verfolgen, der sich blitzend, wie eingewirkt in den bunten Teppich seiner Umgebungen, zwischen Gärten, Wiesen und Feldern dahinzog. Jetzt nahm uns dunkle Fichtenwaldung in ihren kühlen stillen Schatten auf; die Landschaft verschwand uns nach und nach, nur der Faden der weißen schimmernden Straße blieb uns eine Strecke aufwärts und abwärts sichtbar. Endlich standen wir auf der Höhe des Gebirges. Hinter uns das Rheinthal, das Tyrolergebirge, der in grauer Ferne blitzende Bodensee; vor uns das grüne Appenzellerland, ein einziger meilenlanger Wiesenteppich mit zahllosen Häusergruppen besäet, und von rieselnden Bächen und anmuthigem Gebüsch durchschnitten. Rings um das freundliche Ländchen her aber steigen die hohen Gebirgsgipfel als Grenzpfähle auf, im südlichen Halbkreise der Sentis und der Kamor, schroff und schneebedeckt, im nördlichen die waldigen grünen Berge, die das reiche St. Gallen von dem innern Appenzell trennen.

Am unverwandtesten hingen unsere Blicke an dem, was uns das Neueste war, dem felsigen Hochgebirge. Ich richtete das Fernrohr darauf, und entdeckte auf einem steilen Vorsprung eine Gemse; das schlanke leichtfüßige Thierchen schien auf der Vorhut zu stehen, so vorsichtig schaute es umher und spitzte scharf aufhorchend das Ohr. Nichts hat für einen Schweizer-Reisenden mehr romantischen und abenteuerlichen Reiz, als die Gefahren der Gemsjäger, ihre Kühnheit, Gewandtheit und unbezwingliche Jagdlust. Der Anblick jenes flüchtigen Wildes auf einer felsigen Höhe mußte natürlich die Erinnerung und Vorstellung alles dessen, was wir von der Gemsjagd gehört hatten, lebhaft erwecken. Unser Begleiter, Walter, war auch in diesem Felde sehr unterrichtet; in rüstigeren Jahren hatte er selbst manches gefährliche Abenteuer dieser Art bestanden; er lernte die Vortheile und verzweifelten Hülfsmittel der Gemsjäger durchaus, und theilte uns manches Anziehende darüber mit. „Sind die Gemsen hier häufig?" fragte ich. „Seit mehreren Jahren," entgegnete er, „verlieren sie sich mehr und mehr. Um so stärker aber scheint die Lust in den Einwohnern zu werden, dieser Jagd obzuliegen, um so größere Wagestücke unternehmen sie, das flüchtige Wild bis in die ödesten Felsgegenden zu verfolgen, wo der Tod auf jedem Schritte droht, wo den ewigen Schnee sonst nie ein menschlicher Fuß berührt hat. Erst im vorigen Jahre hat sich hier eine höchst merkwürdige Geschichte zugetragen, die von der unbesiegbaren Lust, der grenzenlosen Kühnheit der Jäger, den furchtbaren Gefahren, die ihnen drohen, ein eben so merkwürdiges Beispiel gibt, als sie uns Gottes wunderbare Fügungen auf's Ergreifendste anschaulich macht." — „O erzählen Sie!" riefen wir aus einem Munde. „Recht gern," erwiederte der freundliche Greis; „wir haben noch Zeit, die Sonne steht noch ziemlich hoch, und wir können noch ein gutes Weilchen hier ausruhen, und doch bei guter Stunde in Appenzell eintreffen." Somit lagerten wir uns auf den schwellenden Rasen; ein Hollunderbusch gab uns hinreichenden Schat-

Digitized by Google

ten, neben uns sprudelte ein frischer Quell aus einer in den Fels geklemmten hölzernen Röhre, und rieselte als silbernes Bächlein durch die Wiesen hinab; in der Ferne tönte das Geläute der Heerdenglocken, und ausgebreitet lag vor uns die liebliche Landschaft mit ihrem furchtbaren Hintergrund, dem Schauplatz der Begebenheiten, die uns unser freundlicher Begleiter mit so einfachen und herzlichen Worten mittheilte, daß ich nur wünschte, sie ebenso wiedergeben zu können, um der Theilnahme meiner Leser gewiß zu seyn.

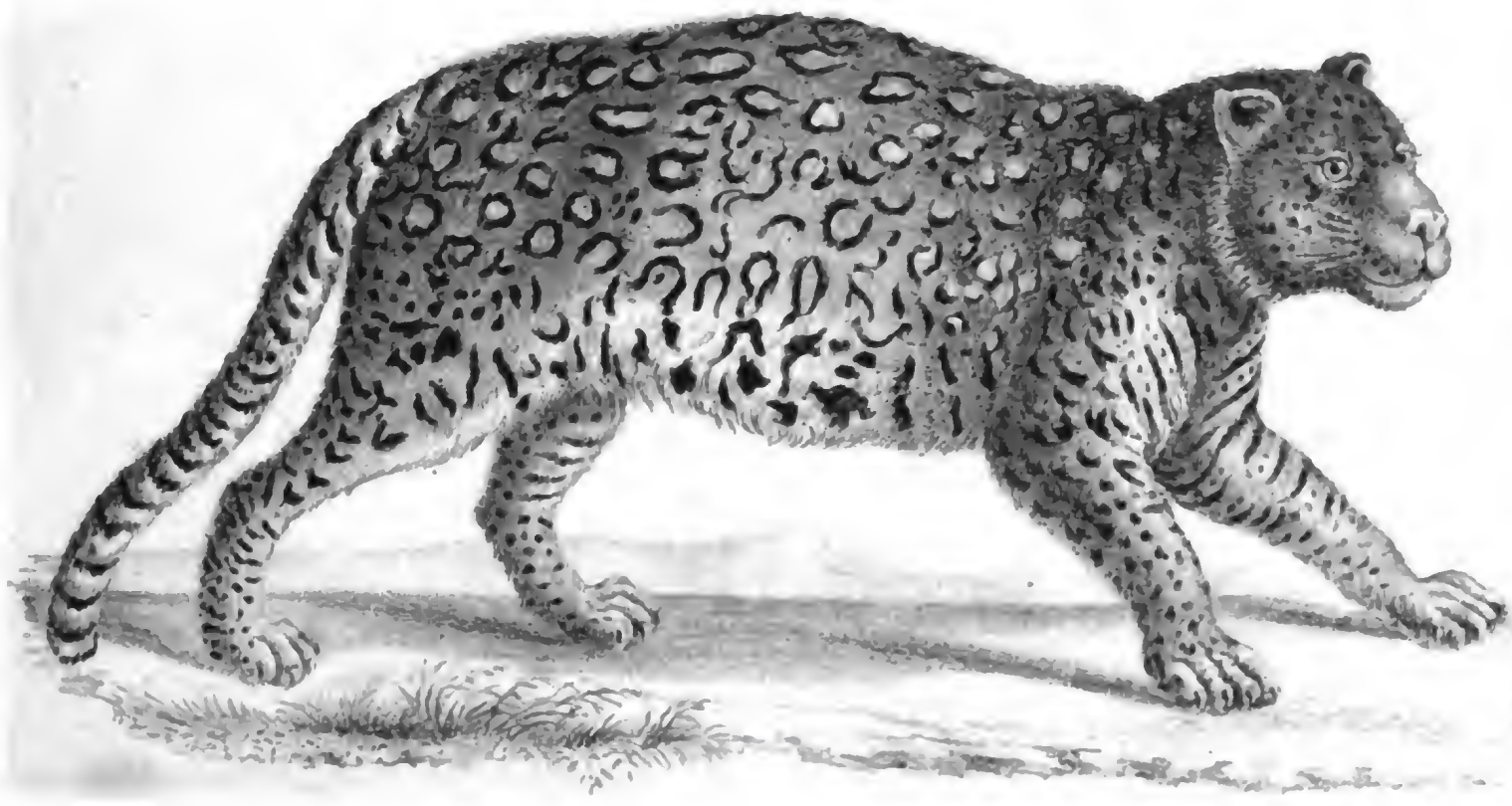
„Es wohnte," begann er, „hier unten im Lande ein reicher Mann, der stattliches Vieh auf die Senten trieb, und ein schönes geräumiges Haus besaß. Er hatte eine Tochter, Elsi genannt, ein wackeres Mädchen, und gewiß das schönste weit und breit. Sie war schlank wie ein Reh, und hoch von Wuchs; die blonden Haarflechten hingen ihr bis in das Knie hinab, und aus ihren großen blauen Augen sah sie so treu und wohlwollend, so redlich und gerade heraus, daß Jedermann sehen konnte, es war kein Falsch in ihr. Dabei blühte sie frisch wie eine Rose, und sang mit heller Stimme unsere Lieder und den Kuhreigen, daß es eine Freude war, ihr zuzuhören. Aber sie war auch fleißig am Spinnrocken, und eine Hausfrau wie wenige, so daß ihr guter Ruf weit und breit bekannt war. Nicht weit von ihrem Vater wohnten zwei Brüder, Wälty hieß der älteste, der jüngere Rudi, ein paar wackere Leute, wohlhabend, geschickt, thätig und verwegen in der Gemsjagd, denn das gilt bei uns viel. Die hatten Beide das Mädchen von ganzer Seele lieb gewonnen. Wenn Sonntags in Appenzell auf dem Bade Tanz war, oder sonst ein Volksfest, so gingen sie ihr nicht von der Seite, und ich habe keinen leicht mit einer andern der Appenzellerinnen tanzen sehen als mit der Elsi. Der Appenzeller ist bei uns ein Volkstanz, fast wie der Walzer, nur daß man sich schneller dabei dreht, und zu Zeiten einzeln; wenn die Musik dann umspringt, greift jeder sein Mädchen wieder und tanzt weiter mit ihr. Doch zu meiner Erzählung zurück. Der Vater der Elsi merkte, daß jeder der Brüder damit umging, um die Tochter zu freien; er hätte sie jedem gern gegeben, aber er sah wohl, daß wenn er sie einem zusagte, er dem andern ein tiefes Herzeleid zufügen würde. Daher sprach er eines Tages zu Beiden: „Hört, Freunde, ich sehe, daß Ihr meine Elsi gerne habt, und ich möchte sie Euch nicht weigern, aber einer muß dem andern weichen, oder Ihr müßt alsbald Beide abstehen. Also sprecht untereinander von der Sache, und auf heut über acht Tage sagt mir Bescheid." Wie er so redete, sahen die Brüder einander an, und sahen ihn an, und Keiner konnte ein Wort sagen, und Keiner hätte lachen können oder ein frohes Lied anstimmen, und wenn es das Leben gegolten hätte. Endlich sprach der Aelteste: „Nachbar, Ihr habt Recht, das wird aber all' mein Tage nicht gut." Und darauf gingen sie Beide von dannen. Unterwegs sagte Keiner ein Wort zum Andern, aber nicht aus Feindschaft, denn sie hatten einander herzlich lieb, und halfen und schafften einander, wo und wie sie konnten. Als sie heim gekommen waren, setzten sie sich nebeneinander auf die Bank vor'm Hause, und schwiegen noch immer, denn Keiner wollte zuerst reden. Endlich nahm Wälty Rudi's Hand und sagte zu ihm: „Sieh Bruder, es ist Nacht geworden, aber am Himmel steht der Mond und viele Sterne und machen das Dunkel freundlich, und über ein Weilchen ist es wieder heller, froher Tag; mir ist zu Muthe, als wäre es bei uns Beiden auch Nacht geworden, doch ich sehe kein Sternchen, was uns leuchtete, auch wüßte ich nicht, wann es wieder hell und schön werden sollte. Was wollen wir aber nun thun?" „Höre Wälty," sprach Rudi, „sage dem Nachbar, er solle die Elsi fragen. Sie mag entscheiden, wer um sie freien soll, sie ist uns Beiden immer freundlich gewesen, aber ob sie Einen von uns lieber hat, als den Andern, das weiß ich wahrhaftig nicht." — „Ich auch nicht, Bruder, doch Du hast recht, die Elsi muß entscheiden. Aber nicht über acht Tage, sondern schon Morgen mit dem Frühesten laß uns zum Nachbar gehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Jaguar.

Digitized by Google

No.ro 16. Dritter Jahrgang 1830. (61)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1⅔ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Der Jaguar (Onca).

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XVI.

Das Vaterland des Jaguars sind die wärmeren Theile Süd-Amerika's, namentlich Brasilien, Paraguay, Guiana, auch Mexico ꝛc. und wenn wir in den Reisebeschreibungen über Amerika von einem Tiger lesen, so ist es unser Jaguar gemeint, den man auch gewöhnlich den amerikanischen Tiger nennt.

Er hat die Größe des afrikanischen und ostindischen Panthers, oder um es deutlicher zu machen, die eines großen Hofhundes; sein Fell ist von bräunlich gelber Grundfarbe; auf dem Rücken hat er einen langen schwarzen Streifen und auf den Seiten gleichfalls schwarze unregelmäßige Flecken, die mehr oder weniger die Gestalt von Augen und Ringen haben und aus deren Mitte die Grundfarbe des Felles hervorschaut. An den Schenkeln und Beinen sind diese Flecken kleiner, streifenartiger und durchaus schwarz. Brust und Bauch hingegen sehen weißlich aus. Auch gibt es in Amerika ganz schwarze Jaguare, doch sind diese schon seltener, als die gestreiften.

Stärke, Muth, Unerschrockenheit, gränzenlose Wuth und Mordsucht sind die Haupt-Charakterzüge dieses gefürchteten Raubthiers. Ungeachtet seiner unbedeutenden Größe, tödtet der Jaguar doch die größten Thiere, und fürchtet selbst die Mehrzahl seiner Feinde nicht. Man will gesehen haben, daß er Ochsen und Pferde mit sich fortschleppte und mit ihnen durch breite Flüsse schwamm. Hat der Jaguar ein Pferd oder einen Ochsen auf der Spur, so weiß er den Moment und Ort abzupassen, wo er dem Thiere auf den Rücken springen kann. Ist ihm dies gelungen, so haut er ihm mit aller Gewalt die spitzigen Krallen der einen Tatze in den Nacken, packt mit der andern des Thieres Maul und dreht ihm so mit unglaublicher Kraft förmlich den Hals um. Den Herden, namentlich den Schafherden, fügt er großen Schaden zu, und ist er gereizt, so schont und fürchtet er auch die Menschen nicht. Er geht auf sie los, nimmt wo mehrere sind, einen unter ihnen heraus, und verzehrt ihn lebendig, ohne sich erst die Mühe zu geben, ihn zu tödten. Dabei behaupten die Indianer, daß der Jaguar nach ihrem Fleische begieriger sei, als nach dem Fleische der unter ihnen lebenden weißen Europäer, und daß er, wenn er einen Europäer neben einem Indianer schlafend antreffe, jenen gewiß liegen lasse und diesen zerreisse.

Hunde scheut er nicht und wenn ihrer auch noch so viele sind; er horcht jedoch aufmerksam auf ihr Bellen und beobachtet, wenn sie ihm näher kommen, lauernd ihre Bewegungen, wobei es dem aufmerksamen Jäger häufig glückt, ihn zu schießen.

Selten gelingt es ihn zu zähmen. Bei uns in Deutschland zeigte man bisher wenig Jaguare, doch die man sah, übertrafen alle übrigen Tiger-Arten an grausiger Wildheit.

Eine Lieblingsspeise des Jaguars sind Fische, und diese Art der Nahrung selbst, ist bei einem vierfüßigen Raubthiere eben so merkwürdig, als die Art und

Digitized by Google

Weise, wie er sich solche zu verschaffen weiß, künstlich und interessant ist.

Spürt er nämlich Appetit nach Fischen, so schleicht er sich ganz sachte und behutsam ans Wasser, und läßt auf dessen Fläche seinen Geifer fallen. Sammeln sich nun die sorglosen Fische um diesen zu verzehren, so fährt er plötzlich unversehens wie eine Katze mit der Tatze unter sie, packt ihrer mehrere und wirft sie ans Ufer, wo er sie dann ganz gemächlich verzehrt.

Oftmals aber bringt ihm der Fang dieser delicaten Mahlzeit große Gefahr, denn nicht selten überrascht ihn dabei das im Schilfe lauernde Krokodill, sein schlimmster Feind, und dann beginnt ein mörderischer Kampf.

Wenn der Jaguar nämlich recht emsig in seinen Fischfang vertieft ist, versucht das Krokodill ihn beim Kopf zu packen, und so verzweifelt der Jaguar sich auch wehrt, und ihm mit seinen Krallen gemeiniglich die Augen ausreißt, so läßt es ihn doch nicht los, und der furchtbare Kampf endigt gewöhnlich damit, daß das Krokodill den Jaguar unters Wasser zieht und ihn ersäuft.

Den ausgewachsenen Jaguar lebendig zu fangen, ist sehr schwierig, und nur ganz jung eingefangene brachte man bisher zu uns, die natürlich nicht die Schönheit, Stärke und Wildheit erlangen konnten, die der Jaguar in seinem freien Zustande besitzt.

Züge der Großmuth und Dankbarkeit, wie man sie einzeln von Tigern und Panthern erzählt, kann man dem Jaguar nicht nachsagen. Er jagt und würgt, wenn er hungrig ist, Alles, was ihm unter die Klauen kömmt.

Sein Fell ist gleich dem des Tigers sehr geschätzt und wird mit 5 — 6 Louisdor bezahlt. Das Fleisch des Jaguars ist zwar von sehr üblem Geruch, doch wird es in manchen barbarischen Gegenden gegessen.

Das Weibchen bringt alljährlich 2 — 3 Junge zur Welt und pflegt dieselben mit großer Sorgfalt.

Die Stimme des Jaguars gleicht dem Miauen einer wilden Katze. In der Jugend stehen seine Haare kraus, mit zunehmendem Alter werden sie glatt.

Manches minder Merkwürdige in der Natur des Jaguars, so er mit seinen Vettern, dem Tiger und Panther gemein hat, übergehen wir hier, und verweisen diejenigen, vorzüglich unsere jungen Leser, denen diese noch nicht bekannt seyn sollten, auf die im Jahrgang 1828 in Nro. 38. gegebene Beschreibung und Abbildung des Tigers. W. C.

Die Gemsenjäger.

(Fortsetzung von Seite 60.)

Nach diesem Gespräch legten sich die Brüder zu Bett. Am andern Tage waren sie mit dem frühesten Morgenlicht auf, und gingen zum Nachbar hinüber. Als sie in sein Gehege traten, kam eben Elsi zur Thür hinaus. Sie sah frisch und holdselig aus, wie eine Alpenrose im Morgenthau. „Ei, guten Morgen, liebe Nachbarsleute," grüßte sie mit heller Stimme, „was habt ihr denn so früh am Tage?" — „Wir wollten gerne den Vater sprechen, Elsi," erwiederte Wälty mit trauriger Stimme, „ist er denn schon aufgestanden?" — „Eben jetzt; geht nur hinein; aber Ihr seht ja so traurig aus, es ist Euch doch kein Unglück widerfahren?" — „Nein, Elsi," antworteten Beide mit einer Stimme, die sie Lügen strafte, und traten in die Thüre. Elsi wurde roth und blaß, denn sie mochte wohl ahnen, was die Brüder traurig machte; sie ging daher still in den Hof an ihre Arbeit, und wagte nicht in das Haus nachzugehen, was sie bei unbefangenem Muth gewiß gethan hätte. Wälty trug dem Nachbar die Sache vor, und der fand sie ganz vernünftig; er kannte aber seine Tochter zu gut, als daß er nicht hätte voraussagen sollen, es werde dadurch wenig gebessert werden. Daher antwortete er den Brüdern: „Herzliche Nachbarn, ich werde mit der Tochter sprechen, aber das kann ich Euch sagen, ich weiß nicht, ob sie Einen von Euch wählen wird, denn sie mag Euch wohl gleich lieb haben, und wird Keinem wehe thun wollen." — „Es ist eine betrübte Sache," sprach Rudi, „aber ich hoffe zu Gott, er wird Alles wohl machen. Nun, gehabt Euch wohl, Nachbar; auf den Abend wollen wir uns den letzten Bescheid holen." Sie stiegen auf ihre Senten; der Vater rief sich die Elsi. Mit dem Spinnrocken in der Hand kam sie zu ihm auf die Bank vor der Hausthüre, wo er sich hingesetzt

Digitized by Google

hatte. „Liebes Mädel," sprach der Vater, „was meinst Du wohl, weßhalb unsere Nachbarn hier gewesen sind?" Elsi schwieg und erröthete. „Ich will Dir's nur gerade heraus sagen, Einer von Beiden freit um Dich. Kannst Du wohl rathen welcher?" Elsi sah den Vater jetzt an, aber sie lächelte nicht wie sonst, sondern es traten ihr die Thränen in die schönen blauen Augen, und sie antwortete: „Vater, treibt nicht Euern Scherz mit mir, ich kann Euch ja doch auf diese Frage nicht antworten." — „Welcher von Beiden," fragte der Vater nach kurzem Schweigen weiter, „möchtest Du denn aber wohl, daß der Freier wäre, das sage mir, mein Töchterchen?" Elsi fing nun heftiger an zu weinen, und erwiederte: „Das dürfte ich Dir gar nicht einmal sagen, mein Vater; denn wenn ich nun den nennte, der nicht um mich gefreit hat, so wäre ich ja sehr beschämt, und mein Freier könnte mich nicht nehmen, da er hörte, daß ich einen Andern lieber möchte, als ihn. Und träfe ich auch den rechten" — hier schwieg sie, aber aus dieser Antwort mochte der Vater wohl sehen, daß Elsi ahnete, sie werde, wenn sie einen nennen wollte, dem andern schweres Herzeleid bereiten. Er entschloß sich daher kurz, ihr die Wahrheit gerade heraus zu sagen. „Elsi," sprach er, „ich sehe wohl, daß Du nichts Gutes ahnest; ich dachte Dich in Deiner Unbefangenheit zu erforschen, aber es gelingt mir nicht. So wisse denn, beide Brüder haben Dich von ganzem Herzen lieb, Jeder möchte Dich zur Hausfrau haben, und meint ein trauriges Leben zu führen, wenn es nicht seyn sollte. Du sollst nun selbst sagen, ob Du keinen von Beiden magst, oder welchen Du wählst. Und wie Du entscheidest, dem wollen sie sich in Güte und Liebe fügen." Als der Vater so gesprochen hatte, weinte Elsi so heftig, daß die Thränen ihr häufig in den Schooß und auf den Faden, an dem sie spann, fielen, und es dauerte lange, ehe sie sich beruhigen konnte. Endlich sprach sie zum Vater: „Lieber Vater, ich kann auch hier wieder nichts sagen. Bedenke, Wälty und Rudi sind Nachbarssöhne, von klein an kenne ich sie, und Beide haben mir von Jugend auf Liebes und Gutes erzeigt. Seit ich größer bin, sind mir Beide stets aufrichtige Freunde geblieben, und Beiden danke ich Vieles. Als ich im Herbst oben auf der Sente ausglitt und mir den Fuß so schwer verletzte, daß ich nicht gehen konnte, trug mich Wälty zwei Stunden weit mit unsäglicher Mühe den steilen gefährlichen Berg hinab, und als im vorigen Winter der wüthende Wolf hier in's Thal brach, und ich mit dem noch immer schwachen Fuß nicht so rasch flüchten konnte, als die Andern, da war es Rudi, der mir zu Hülfe sprang, und allein das wüthende Thier mit großer Gefahr niederschlug. Du siehst also wohl, daß ich Beide so lieb habe, und wenn auch das nicht wäre, ihnen doch so dankbar seyn muß, daß ich um die Welt keinen von ihnen betrüben könnte. Und wenn ich auch Einen viel lieber hätte, so würde ich doch dem Andern immer noch so von Herzen gut seyn, daß ich ihm unmöglich sagen könnte, Dich liebe ich weniger als Deinen Bruder." Hier schwieg das gute Mädchen und trocknete sich die Thränen von den Wangen.

Der Vater sah wohl ein, daß sie recht hatte, er küßte sie daher auf die Stirne und sprach: „Nun wohl, mein Herzenskind, so müssen wir es Gott überlassen, uns in dieser Sache einen Ausweg zu zeigen." Darauf ging er den jungen Männern auf die Alpe nach, um ihnen gleich Alles zu erzählen. Er traf sie hoch oben an ihrer Sennhütte, wo sie die Sennen besuchten und nach der Ordnung sahen. Als sie hörten, was Elsi gesagt hatte, sprach Rudi: „Ich wußte das wohl, Nachbar, die Elsi konnte nicht anders; Gott mag uns helfen." So schieden sie traurig von einander.

Drei Wochen verstrichen auf diese betrübte Art; die Brüder besorgten zwar fleißig ihre Geschäfte, aber die Arbeit, die sonst ihre größte Freude war, machte sie nicht froh. Zum Tanz ging keiner von Beiden, noch nahm er an sonst einer Freude Theil. Auch Elsi hielt sich still zu Haus, und man sah es ihr an den blassen Wangen an, daß sie sich recht im innersten Herzen abhärmte.

Eines Morgens trat Wälty auf seinen Bruder zu, und sprach: „Rudi, das geht so nicht länger, wir müssen diesem Leben ein Ende machen. Du härmst Dich ab, ich grämе mich zu Tode, und Elsi ist so traurig, daß die Nachbarn schon sprechen, sie sey krank. Weiß Gott, ich habe sie seit jener Zeit nicht gesehen, aber wo man hinkommt, reden ja die Leute schon davon, und am Ende errathen sie

Digitized by Google

gar die Urſache. Elſi hat uns Beide lieb, hat uns vielleicht gleich lieb; wenn Keiner von uns um ſie freit, ſo leiden wir alle Drei Kummer; vielleicht aber daß Zwei noch glücklich werden können. Als ich dieſe Nacht ſo ſchlaflos da lag, kam mir plötzlich der Gedanke: Wir müſſen Gottes Willen entſcheiden laſſen. Der Herr Pfarrer ſagt uns oft, es giebt keinen Zufall, ſondern Alles ſteht in Gottes Hand. So wird er auch uns jetzt ein gutes Zeichen geben. Laß uns daher unſere Büchſen nehmen, und auf das hohe Gebirge ſteigen, dort wollen wir, der eine rechts, der Andere links klimmen, und wer das erſte Thier erlegt und heimbringt, der ſoll um Elſi werben. Der Andere mag dann Haus und Hof verlaſſen, und in die Fremde gehen. Willſt Du Bruder?" — „Ja ſo will ich," rief Rudi, und ſchüttelte des Bruders Hand; „aber wir müſſen's dem Nachbar anſagen." — „Freilich," entgegnete Wälty. Sie nahmen raſch die Büchſen von der Wand, warfen die Jagdtaſche um, und machten ſich auf den Weg. Elſi ſah ſie von Weitem kommen, und zeigte es dem Vater an; der merkte, daß ſie etwas vorhaben müßten, und trat ihnen entgegen. Sie erzählten ihm, was ſie beſchloſſen hatten, und er ſtimmte ihnen bei, wenn Elſi es gut heißen wolle. Er rief ſie; ſie kam ſchüchtern. „Elſi," fragte er, wenn nun Einer von dieſen Beiden morgen um Dich werben wollte, würdeſt Du ihn abweiſen?" Sie ſah zur Erde, und ſchwieg. „Sie haben beſchloſſen, Elſi," fuhr der Vater fort, „ein Zeichen des Himmels entſcheiden zu laſſen. Wer heute zuerſt glücklich auf der Gemsjagd iſt, der kommt morgen und wirbt um Dich; aber das Loos falle, wie Gott es fügen mag; kannſt Du verſprechen, daß Du dem in ſein Haus folgen willſt, der Dich fördert?" Elſi ſchien einen ſchweren Kampf des Herzens zu beſtehen; nach einigen Augenblicken aber ſprach ſie entſchloſſen: „Ja, das verſpreche ich, ſo wahr ich auf die Gnade Gottes hoffe!" Dabei ſah ſie ſo fromm gen Himmel, und reichte darauf jedem der Brüder eine Hand. — Es war allen, als ſollte das Herz ihnen ſpringen; Keiner vermochte zu reden. Wälty und Rudi hielten Elſi's Hände feſt und drückten ſie herzinnig. Endlich ſprach dieſe zuerſt: „Ich will Euch Beiden auch den Hut zur Jagd ſchmücken." Sie zog die Hände ſanft zurück, brach zwei ſchöne Roſen vom Stock, und ſteckte eine an eines Jeden Hut. Drauf reichte ſie zum Abſchied Jedem die treue Rechte; ſie ſahen einander an, wie ſelten Menſchen ſich anſehen. Wälty ging zuerſt, nachdem er den Vater umarmt hatte; Rudi hielt noch immer Elſi's Hand; er konnte ſie nicht laſſen. Da ſtürzten ihm plötzlich die Thränen aus den Augen, Elſi bebte und ſank in die Kniee, er fing ſie auf, legte die Ohnmächtige in des Vaters Arme, und ſtürzte fort. —

Schweigend klimmten die beiden Brüder das Gebirge hinan. Als ſie über die grünen Höhen hinaus waren, und an den Fuß der eigentlichen Felſen kamen, hatten ſie den Punkt erreicht, wo ſie ſich trennen mußten.

Hier hielt unſer begleitender Erzähler inne. „Sehen Sie dort drüben," ſprach er zu mir, „eine kleine Oeffnung in dem Felſen?" und deutete mit der Hand hin. „Ja wohl," erwiederte ich, „ſie gleicht einem Thore." — „Richtig; es iſt dort ein Gang und eine kleine Kapelle in den Stein gehauen, die wir das Wildkirchli nennen. Sie wird von vielen Fremden beſucht. Wenn Sie jetzt der Richtung meines Fingers folgen wollen, ſo kann ich Ihnen die Stelle zeigen, wo die Brüder ſich trennten. Von dem Wildkirchli rechts ſehen Sie eine Schneeſpalte, dann eine zweite und eine dritte. Jetzt erblicken Sie eine ſchwarze Schlucht. Dies iſt die Oeffnung der Felſen, an welcher der Sentisſee liegt, deſſen Becken von himmelhohen Klippen umſtarrt, mit ewig eiskaltem ſchwarzen Waſſer gefüllt iſt, das nie ſteigt und nie fällt. Jenſeits der Schlucht, wie die furchtbaren Felſenthürme emporſtarren, die alle ſchon zum eigentlichen Stock des Sentis gehören, bemerken Sie eine grüne Matte, die ſich hoch zwiſchen die Felſen hinaufzieht, und zuletzt unmittelbar an den Schnee grenzt, der dort in der Schlucht vom Winde zuſammengetrieben iſt." — „Die Matte ſeh' ich ganz deutlich mit dem Fernrohr; ich kann die Windſtriche auf dem Schnee unterſcheiden; rechts in der obern Ecke liegen zwei ſchwarze Felsblöcke." — „Ganz recht," rief mein Begleiter, „eben an dieſen Felsſtücken ſtanden unſere Freunde, denn dort iſt der Punkt, wo die Pfade, die ſie nahmen, auseinandergehen. Ich fahre nun fort zu erzählen:"

(Die Fortſetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'ſchen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die zusammengewachsenen Siamesen.

Digitized by Google

No.ro 17. Dritter Jahrgang 1830. (65)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Die zusammengewachsenen Siamesen.

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XVII.

Es ist in den gelesensten deutschen Blättern so oft und viel von den zusammengewachsenen Zwillings-Knaben die Rede gewesen, daß wir glauben dürfen, eine ausführliche Beschreibung dieser höchst seltenen Erscheinung in der Natur werde unsern Lesern willkommen seyn.

Bevor wir aber zu der Erklärung der beigegebenen Abbildung schreiten, wollen wir doch einige Worte über ihr Vaterland Siam und über das Volk der Siamesen selbst vorausschicken.

Siam liegt nämlich in Südasien, im östlichen Theile Ostindiens, unter dem 10.-20. Grad nördlicher Breite, und enthält etwa 6000 □Meilen mit 2 Millionen Einwohner. Nur ein Theil des Landes, das lange Thal zwischen den hohen Gebirgen, durchzogen von dem Hauptstrome Menam u. a. Flüssen, ist angebaut und bevölkert zu nennen. Das übrige weite Land ist das ungestörte Revier der wilden Thiere, Tiger, Elephanten, Krokodille, Büffel und ganzer Rudel von großen Affen, die hier ihr Wesen treiben, und nur selten dringen Reisende in das Innere dieser Wildniß. Die Flüsse des Landes sind fischreich, überschwemmen mehrere Monate lang die Thäler und lassen dann einen Schlamm zurück, der dem Wachsthume des Reis und des Zuckerrohrs, so hier unangebaut wuchern, sehr förderlich ist.

Zwei siamesischen Bergen schreibt man eine ungeheure magnetische Kraft zu und behauptet, daß sie die Magnetnadel auf 30 Meilen weit anziehen. In den dichtesten Waldungen Siams wächst das vortreffliche Rosenholz, das, ein bei uns sehr geschätztes und theuer bezahltes Rauchwerk liefert.

Die Farbe der Einwohner von Siam ist dunkler als die der Hindostaner, und nur auf ihren Wangen schimmert einige Röthe durch. Ihr Gesicht ist breit, besonders um die Backenknochen; die Stirne läuft spitz zu, fast wie das Kinn, die Nase ist kurz und stumpf; die Augen sind klein und das Weiße derselben fast gelb. Die Ohren, so von Natur schon groß sind, zerren die Siamesen, zu einer widrigen Größe, indem sie es für Schönheit halten. Ihr Haar ist schwarz, doch nicht wollig, sondern lang und struppig. Ihre Zähne wissen sie künstlich zu schwärzen. Reis, den sie in der Schaale der Kokusnuß kochen, und den sie für ihren Magen darin gar machen, bevor die Schaale verbrennt, macht ihre Hauptnahrung aus. Ferner genießen sie Fische, auch Eidechsen und Ratten, Heuschrecken und Gewürm, selbst faule Eier sind ihnen nicht zuwider. Ihre Kleidung ist äußerst leicht; die Kinder laufen bis zum 5ten Jahre nackend herum. Sie tragen Mützen, gehen barfuß, und nur die Vornehmen unter ihnen tragen spitzige Schuhe.

Die Siamesen sind sehr reinlich und baden sich oft. Wegen der lang anhaltenden Ueberschwemmungen erbauen sie ihre Häuser auf 10 — 15 Fuß hohen Bambuspfählen, zu welchen eine Treppe hinauf führt. Diese sehr reinlichen Häuser haben nur ein Stockwerk und die Wände sind von Bambusrohr geflochten; ihre Fahrzeuge

Digitized by Google

bestehen in ausgehöhlten Baumstämmen. Merkwürdig ist noch, daß die Siamesen die Erde für viereckig halten, auf der der Himmel wie ein Gewölbe ruht. In der Mitte der Erde denken sie sich einen hohen Berg, der den Himmel trägt und um welchen Sonne, Mond und Sterne sich drehen.

Wie wir aus der Vergleichung dieser Beschreibung der gewöhnlichen Siamesen mit der Abbildung unserer monströsen Zwillinge sehen, haben die Letzteren in ihrem Aeußeren weiter nichts Ausserordentliches oder Ungewöhnliches. Beide Knaben sind von mittlerer, wohlgebildeter Statur, ihre Köpfe jedoch ausgezeichnet groß und die Stirne höher, aber nicht so breit als sonst bei jungen Leuten ihres Alters gewöhnlich ist. Züge und Ausdruck sind chinesisch und bei Beiden auf den ersten Blick ziemlich gleichförmig, doch bei näherer Besichtigung treten die Eigenthümlichkeiten jedes Einzelnen mehr hervor und man findet dann kaum noch weitere Aehnlichkeit, als auch sonst bei Zwillingen gewöhnlich ist. Ihre Kleidung ist, wie wir sehen, die ihres Vaterlandes. Die Substanz (das Band) durch welches sie zusammenhängen, befindet sich in der Gegend der Herzgrube und ist mit natürlicher Haut bedeckt. Man gewahrt daran deutlich eine Narbe, die von Wegnahme der Nabelschnur herrührt, sonst ist sie jedoch frei von Flecken und Malen und bietet weiter nichts Ungewöhnliches dar. Die schwertförmigen Knorpeln des Brustbeines sind bei Beiden auswärts gebogen und durch Bänder miteinander vereinigt, welche eine Art Gelenke bilden, die sehr verschiedene Bewegungen zulassen. Durch immerwährendes Zerren an diesen Bändern, welches natürlich beinahe jede Bewegung des Paares begleiten muß, sind die äußeren Bedeckungen derselben, deren Länge anfangs gewiß sehr unbedeutend war, beträchtlich ausgedehnt worden und haben nach und nach jene Größe erlangt, welche wir nach Maaßgabe unserer Abbildung auf 2 Zoll in der Breite, 4 Zoll in der Dicke und etwa 3 — 5 Zoll in der Länge schätzen müssen. Die Masse ist zähe, einer bedeutenden Ausdehnung fähig und hat ihnen dadurch die auf der Abbildung sichtbare Stellung zum Gehen möglich gemacht. Wenn die Knaben sich dicht gegeneinander wenden, und somit diese Masse nicht anspannen, so bleibt davon fast nichts sichtbar, als nur die etwas ausgebogenen schwertförmigen Knorpeln wie sie durch eine Haut zusammenhängen. Die innere Concavität dieser Knorpeln kann man deutlich fühlen; Pulsation ist darin nicht wahrnehmbar, und die Haut, so das Ganze bedeckt, scheint nach und nach unempfindlich geworden zu seyn.

So körperlich aneinander gefesselt, haben diese seltsamen Brüder, gesund und wohl, bereits das 18te Lebensjahr erreicht, und die vollkommene regelmäßige Ausbildung dieser Jünglinge, der freie behende Gebrauch aller ihrer Glieder und Organe verdienen hauptsächlich Bewunderung, um so mehr, wenn man bedenkt, daß diese Unglücklichen als Kinder von ihren Eltern verlassen wurden, und ihr Daseyn unter tausend Beschwerden und Unfällen hinschleppen mußten. Dem Capitän Coffin aus Siam, der sie später nach England brachte, verdanken wir es, daß uns auch über ihr inneres geistiges Seyn etwas Näheres aus den Beobachtungen gelehrter Männer bekannt geworden ist.

Die beiden Brüder (Chang und Eng genannt) die hinsichtlich ihrer Bewegungen, der Art und Zeit ihrer Nahrungs- und andern körperlichen Bedürfnisse von einem Willen, einem Instincte beseelt zu seyn scheinen, haben doch kein gemeinsames Empfindungsorgan (wie man etwa glauben könnte). Gelüste und Neigungen sind bei beiden Brüdern zwar dieselben, Temperament und Gemüthsbeschaffenheit zwar sehr entsprechend, aber dennoch sind es zwei Seelen, zwei Willen, die nur, — gleich den für sich bestehenden abgeschlossenen Körpern dieser Brüder — freundlich miteinander vereinigt sind. Daher man auch mit vollem Rechte annehmen und durch viele Beispiele beweisen kann, daß gleich wie die Bewegungen und Bedürfnisse ihrer Körper, so auch die oft gleichzeitige, übereinstimmende Aeußerung ihres Willens, einzig und allein Sache der Angewöhnung sind.

So äußert sich z. B. bei ihnen die Lust zum Gehen, Schlafen und Essen, und selbst das Bedürfniß der natürlichen Entleerung zu gleicher Zeit. Dagegen hat man dem Einen ins Ohr geflüstert ohne daß der Andere etwas davon hörte; man hat flüchtige Salbe auf die Nase des Einen angewandt, ohne daß der Andere eine Empfindung davon hatte. Kneipte man den Einen in den Arm, so spürte der Andere nichts davon. Auch empfand, als man blos

Digitized by Google

den Einen zu Essen gab, der Andere bald Hunger. Auch Arznei wirkte nur auf den Einnehmenden, und bei ganz ruhigem wachen Verhalten des Einen, konnte der Andere sehr gut schlafen, und ist daher die Behauptung, der Schlaf des Einen sey durch den des Andern bedingt, ungegründet.

Als man jedoch einst mit einer Nadel gerade in die Mitte des sie verbindenden Körpers einstach, sagten Beide, daß sie einen Schmerz empfänden; diese Gemeinschaftlichkeit der Empfindungen scheint sich aber nach mehreren gemachten Versuchen nur ungefähr ¼ Zoll weit von dem Mittelpunkt der verbindenden Substanz nach dem Leibe jedes Knaben hin zu erstrecken; über diesen Raum hinaus war die Empfindung nur noch für Den wahrnehmbar, auf dessen Seite der Stich angebracht wurde; der Andere fühlte durchaus Nichts davon.

Wenn wir diese Angaben, die als zuverlässig verbürgt sind, genau betrachten und bedenken, daß die Knaben z. B. ihre völlig freie Bewegung (indem sie laufen, springen und klettern können) eigentlich der Natur abgezwungen haben, daß sie theils aus Bedürfniß und Nothwendigkeit und zuletzt aus lebenslanger Gewohnheit gelernt haben, eines Sinnes, eines Willens zu seyn, und wir ferner noch bedenken, welche Aehnlichkeit in Temperament, Gemüthsbeschaffenheit, Leidenschaften bei Brüdern überhaupt und bei Zwillingen insbesondere in hohem Grade Statt findet, so müssen auch wir sehr geneigt werden zu urtheilen: daß die beiden Brüder körperlich und geistig jeder für sich vollkommen ausgebildet sind und daß sie weiter kein Lebensorgan, keine Empfindung gemeinschaftlich besitzen, als die vorhin angeführte Stelle im Mittelpunkte der sie verbindenden Substanz. Auch glauben wir daher daß eine Trennung dieser Substanz vorgenommen werden könnte und würde solche gewiß nur dem sie begleitenden Führer oder Vorweiser Schaden bringen.

Indessen fühlen die Knaben sich in ihrer Lage nicht unglücklich, sie sind heiter und sich gegenseitig mit großer Liebe zugethan. Sie sprechen zwar sehr wenig miteinander, aber was sollen sie auch sprechen? sehen und hören sie doch immer beide dasselbe, ist der äußere Eindruck bei ihnen doch fast immer gleich, und ihren gegenseitigen Willen drücken sie leichter durch Geberden als durch Worte aus. Zu ihrer Unterhaltung dient zuweilen das Damenbret oder sie spielen Whist miteinander. Gutmüthigkeit ist bei ihnen hervorstechend, und gegen ihren Führer der sie mit vieler Menschenfreundlichkeit behandelt, zeigen sie sich dankbar und gehorsam, wie gegen Fremde höflich und immer freundlich. Auch an Witz und Verstand fehlt es ihnen nicht, und folgende kleine Anekdote mag dazu dienen, es zu beweisen. Als eines Tages Jemand der Anwesenden sie fragte: „Wißt Ihr auch, wo Ihr einst hinkommt, wenn Ihr sterbet?" — riefen sie aus: „O ja, da, da oben hin." „Wißt Ihr denn auch wohl, wo ich hinkomme, wenn ich todt bin?" „O ja! da unten hin," war ihre rasche Antwort; worüber Jedermann lachte.

Wir könnten unsern Lesern noch von mehreren, theils noch weit sonderbarern Doppelwesen erzählen, von denen in alten medizinischen Schriften häufig die Rede ist, doch sind sie weniger verbürgt, und die Erzählungen gränzen ans Fabelhafte; wir erwähnen daher nur, daß der Dr. Bartolinus mit eigenen Augen einen Mann gesehen haben will, dem ein anderer Mann unter der Brust quer herübergewachsen war, und der auf diese Art seinen Zwillingsbruder durch ganz Europa zur Schau trug.

Somit glauben wir, über die höchst merkwürdigen siamesischen Knaben das Wichtigste und Bewährteste gesagt zu haben, und fügen nur noch hinzu, daß sie jetzt noch in London gezeigt werden und nächstens nach Frankreich und dann auch wohl zu uns nach Deutschland kommen werden, wo wir dann Gelegenheit finden können, Manches in ihrer Eigenthümlichkeit näher und gründlicher zu erforschen.

W. C.

Die Gemsenjäger.

(Fortsetzung von Seite 64.)

„Nun Rudi," sprach Wälty, „ist der Augenblick da, wo wir unser Schicksal in Gottes Hand stellen. Einer von uns muß links, der Andere rechts um den Berg gehen; wenn wir kein Thier antreffen, so finden wir uns jenseits an dem Gemsbrun-

Digitized by Google

nen beim großen Stein wieder. Wer aber etwas antrifft, je nun, der mag seinen Schuß thun und die Beute nach Haus tragen; der später Kommende wird dann seinen Unstern schon von Weitem sehen. Jetzt aber laß uns loosen, wer rechts und wer links am See herumgeht." Das Loos entschied, Wälty soll sich links, Rudi rechts wenden. Schon hatten Beide einige Schritte gethan, als sie sich unwillkührlich noch einmal nach einander umsahen. Da war es ihnen, als wenn eine Stimme Gottes ihnen zuriefe; sie mußten einander wieder entgegen eilen, und umarmten sich so herzinnig, als hätten sie gewußt, daß es das letztemal seyn sollte. So war es aber.

Nach wenigen Schritten konnten sie einander nicht mehr erblicken, auch war nun an kein nochmaliges Umsehen mehr zu denken, denn, ungerechnet, daß der Jäger ein scharfes Auge auf alle Gegenstände haben muß, um die Gelegenheit einer Beute nicht zu versäumen, so befanden sie sich jetzt auch schon auf dem Gebiet des Gebirges, wo jeder Fehltritt Gefahr droht. Rudi's Pfad wand sich höher und höher, denn er suchte den Stellen, wo die Gemsen sich aufzuhalten pflegen, so schnell als möglich nahe zu kommen. Im Sommer aber suchen diese die höchsten Gipfel des Gebirges, um den Menschen so weit als möglich auszuweichen. Nur so tief steigen sie nieder, als sie müssen, um ihre Weideplätze aufzusuchen; und auch nur deßhalb, nicht weil sie die grimmige Kälte der sturmumbrausten Gipfel scheuen, kommen sie im Winter tiefer herab, da die Kräuter von denen sie sich nähren, droben auf den Bergen zu hoch mit Schnee überdeckt sind, als daß sie sie ausscharren könnten. In den tiefer gelegenen Wäldern dagegen findet das genügsame Thier noch immer so viele grüne Halmen unter der Schneedecke heraus, als es zur Fristung seines Lebens bedarf. Hoch hinauf also muß der verwegene Gemsjäger klimmen, wenn er seine Beute erreichen will. Nicht vor dem Schrecken des Abgrunds darf er zittern, nicht die stürzende Sturmlavine scheuen; ihm darf nicht bangen, wenn finstere Wolken ihm den Anblick der lieblichen Erde grau verhüllen, und ihm rings umher jeden Pfad verbergen, so daß der Geübteste oft nicht weiß, wohin er sich wenden soll, um wieder zurück zu bewohnbaren Gegenden zu gelangen. Nur in schrecklichen Gestalten droht ihm der Tod; entweder begräbt ihn die Lavine in ewige Nacht, oft ohne ihn gleich zu erdrücken, oder er stürzt in eine leicht mit Schnee überdeckte Eisspalte, wo ihn zwischen den kalten Wänden Verschmachtung und Erstarrung langsam tödtet; oder er versteigt sich auf eine Höhe, von der kein Rückweg ist, wo ihn der folternde Hunger aufreibt; das leichteste, was ihn trifft, ist Zerschmetterung in der schwindelnden Tiefe des Abgrunds, wo kein sterbliches Auge ihn wieder entdeckt, keine freundliche Hand ihm ein Grab bereitet. Aber in der Brust des Mannes ist die Kühnheit eingepflanzt, und mit der Gefahr wächst ihm die Lust, leichtsinnig hält er sich an den schwächsten Ranken der Hoffnung empor, und gibt nichts verloren, ehe nicht Alles verloren ist.

Rudi's Pfad war keiner der leichteren, es gehörte ein so geübter, gewandter Jäger dazu, als er war, um dort das gefährliche Spiel zu versuchen. Mit einem Auge muß er die windschnelle scheue Gemse verfolgen können, und mit dem andern doch sicher und scharf den Pfad betrachten, der ihn am Rande des Abgrunds über Felsstücke, eckiges Gestein und schlüpfriges Moos oder Gras immer höher und steiler emporleitet. Vor ihm klafft der Fels in breiten thurmtiefen Spalten auf; er muß sichern Sprungs hinüber, wenn gleich er jenseits nur eben so viel sichern Boden findet, daß die Spitze des Fußes Raum hat. Der bröckelnde Fels rollt unter ihm hinab; er muß nun um so viel schneller vorwärts, um nicht mit zu sinken. Und was er sieht und hört, wenn er den Boden auch morsch und wankend unter sich fühlt, kein Wölkchen darf ihm den Blick trüben, denn faßt ihn der leiseste Schwindel, so ist er verloren. Auf so gefahrvoller Bahn war Rudi etwa eine halbe Stunde aufwärts geklimmt. Jetzt näherte er sich einem Weideplatz der Gemsen, wo sie sich häufig zu halten pflegten.

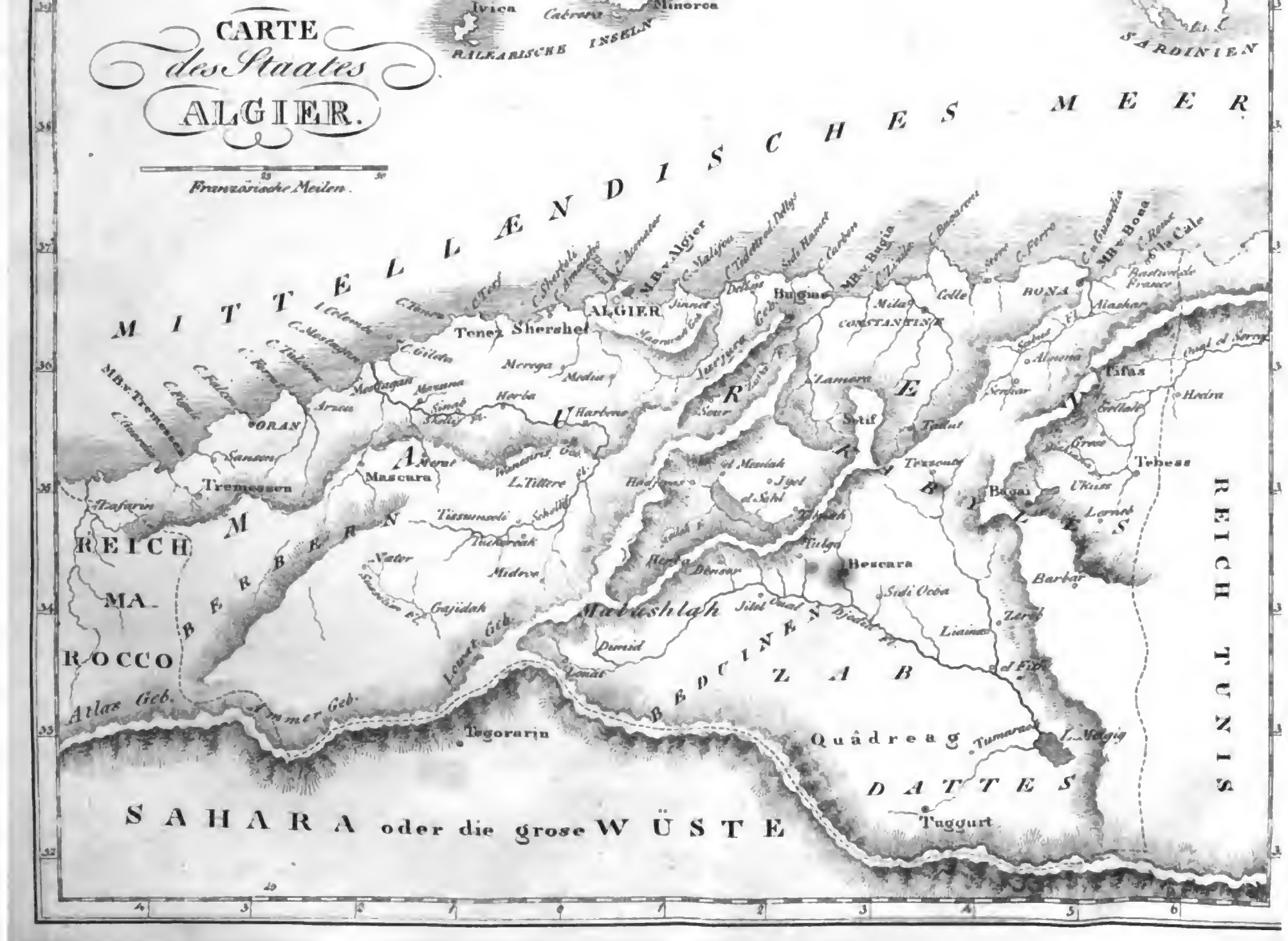
„Man kann die Stelle von hier aus sehen," rief hier unser Erzähler, und blickte scharf hinüber nach dem Sentis, „dort, wo eben die Wolke an dem Fels hinstreicht. Es ist ein graues Fleckchen, in Gestalt eines Dreiecks. Aber sehen sie nur, wie es gefährlich an dem äußersten Rande der Felsen hängt, und welchen Pfad man dort hinauf hat; denn die Steinwände, die von hier mäßig hohen Mauern gleichen, haben dort dreifache Thurmhöhe, und spalten sich steil bis auf den Grund."

Wir schauerten unwillkührlich zusammen, als wir hinüberblickten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google


CARTE
des Staates
ALGIER.
Französische Meilen.
MITTELLÆNDISCHES MEER
Ivica
Cabrera
Minorca
BALEARISCHE INSELN
SARDINIEN
ALGIER
Tenez
Shershel
Bugiae
CONSTANTINE
BONA
Tifas
Tebess
Bagai
Bescara
Sidi Ocba
Tuggurt
Quâdreag
Tegorarin
Mascara
Tremessen
ORAN
Mabushlah
Atlas Geb.
Ammer Geb.
Louat Geb.
BEDUINEN
ZAB
DATTES
SAHARA oder die grose WÜSTE
REICH MAROCCO
REICH TUNIS
BERBERN
MAURENKABYLES

No.ro 18. Dritter Jahrgang 1830. (69)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Der Raubstaat Algier.

(Mit Abbildungen.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XVIII.

Wir haben in Nro. 5. des Jahrgangs 1829 dieses Blattes eine Ansicht und Beschreibung der Stadt Algier gegeben, und damals bereits bemerkt, daß Frankreich eine seiner Flotten vor dieser barbarischen Raubstätte aufgestellt habe, um angemessene Genugthuung für die erlittenen Beschimpfungen und Ungerechtigkeiten zu fordern.

Jetzt ist, nach einer zwei Jahre langen fruchtlosen Belagerung, endlich der Moment gekommen, wo Algier seinen Lohn empfangen und zur ernsthaften Rechenschaft gezogen werden soll.

Schon sind Schiffe und Truppen aller Art in Frankreich gerüstet und des Befehls zur Abfahrt in Toulon gewärtig.

Es könnte daher wohl für viele unserer Leser interessant seyn, wenn wir, jetzt wo die Entscheidung der Sache stündlich näher rückt, und täglich die Zeitungen neue Nachrichten darüber bringen, noch einmal nach Algier zurückkehren, es mit möglicher Umgehung einer Wiederholung des bereits Gesagten, uns zunächst auf Beschreibung der Kultur, der Geschichte, des statistisch-militärischen Zustandes dieses Staats, und was etwa sonst noch, ohne streng politisch zu seyn, auf den jetzt beginnenden Krieg Bezug haben könnte, beschränken.

Wir übergehen also Alles, was Lage, Größe, Beschaffenheit und Einwohner des Landes betrifft, wie auch die Beschreibung der Stadt und ihres Hafens, die wir besonders schon ausführlich mit Abbildungen gegeben haben, und wovon sich Manches dem Leser durch Anschauung der jetzt beifolgenden Karten und Pläne ins Gedächtniß zurückrufen wird.

Zunächst in Betreff wissenschaftlicher Bildung, ist es hiermit in Algier gar schlecht bestellt; nur Wenige können ihre Muttersprache fertig lesen oder schreiben; wissenschaftliche und Kunst-Kenntnisse sind daher fast gar nicht vorhanden. Wissenschaften, wie Philosophie und Physik sind kaum dem Namen nach bekannt. Manche andere, wie Medizin und Mathematik sind nur dürftig und oberflächlich verbreitet. Ein wenig Rechnen, Gestirn-Kenntniß und einige Lehren und Grundsätze der Navigation sind bei Schiffern schon ausserordentliche Fähigkeiten, und auch hierin sind die meisten so unvollkommen, daß oft die geschicktesten Corsaren-Capitäne nicht im Stande sind, Land- und Seekarten gehörig zu benutzen; auch vom Gebrauch des Compasses haben sie keine gründliche Kenntnisse, daher sich die Algierer auch selten aus dem mittelländischen Meere hinaus wagten. Die dasigen Astronomen wissen höchstens den Stand der Sonne in der Ekliptik anzugeben, nicht aber einmal Sonnen- und Mondfinsternisse zu berechnen, auch auf Verfertigung der einfachen Kalender verstehen sie sich nicht, daher man sich hier auch gewöhnlich des in Constantinopel jährlich erscheinenden bedient. In der Geschichte herrscht gänzliche Unwissenheit. Einige historische arabische Handschriften, die Besitzthum von Privatpersonen sind, enthalten größtentheils nur Bruchstücke aus der

Digitized by Google

algierischen Geschichte seit Barbarossa, die Geschichte des Propheten u. dgl. Ihre Poesie liefert nichts Ausgezeichnetes; ihre Musik ist unharmonisch und eintönig, besteht aus ohrbetäubenden Blasinstrumenten und Trommeln. In den Werken der Malerei und Bildhauerkunst herrscht zwar einiger Geschmack, aber sie sind ohne alle Harmonie und beschränken sich fast einzig auf Darstellungen der leblosen Natur und des Pflanzenreichs. Auch die Gesetze der Perspective sind unbekannt und es fehlt überhaupt den hiesigen Künstlern, wie dem ganzen Volk, durchaus an Erfindungsgeist. Oeffentliche Bildungsanstalten zur Verbreitung der Wissenschaften und Künste sind gar nicht vorhanden, und selbst die öffentlichen Bibliotheken zu Tremesen und Constantine existiren nicht mehr. Die übergroße Sinnlichkeit und angeborene Trägheit in dem Charakter dieses rohen Volks, würde indessen auch alle Bemühungen und Anstalten zum Fortschreiten der Bildung nutzlos machen, und so lange ihre Existenz, wie bisher, durch Räubereien gesichert ist, werden sie kein Bedürfniß zu Fleiß und nützlicher Beschäftigung fühlen.

Das schändliche Gewerbe der Seeräuberei ist der Haupterwerbzweig von Algiers Bewohnern. Zu diesem Zwecke werden jährlich mit Genehmigung der Regierung eine Anzahl Corsaren ausgerüstet. Von allen eingebrachten Prisen erhält die Regierung ein Achtel des Werthes und der Sclaven. Ehrlicher Handel, Ackerbau, Viehzucht und Handwerke werden zwar auch getrieben, aber gegen den Seeraub sind sie Nebensachen und von diesen allein könnten sie bei ihrer Trägheit nicht leben. Bedeutende oder auch nur eigentliche Fabriken und Manufacturen findet man nicht. Ihre hauptsächlichsten Fabrikate sind: schöne Fußteppiche, wollene Bettdecken, guter Saffian und Töpferwaaren. Der Binnenhandel oder vielmehr Tauschhandel ist unbedeutend und meistens, wie auch der beträchtlichere Seehandel, in den Händen der Regierung und der Juden. Die vornehmsten Produkte und neben den genannten Fabrikaten, einzigen Gegenstände der Ausfuhr sind: Sclaven, Federvieh, Häute, Wolle, Straußfedern, Wachs, Getraide, Oel, Tabak, Wein, Citronen u. s. w. Wiewohl die Zahl der Einfuhrartikel, die hauptsächlich in Gewehren, Munition, Eisen, Kupfer, Holz, Masten, Tauen, Segeltuch, Specereien, Farben, Leinen, Spiegel ꝛc. besteht, weit größer, als die der Ausfuhrartikel ist, so übersteigt der Werth dieser den Werth jener doch fast um 1½ Millionen Piaster, (1 Piaster ist 37 kr.) und die Handelsbilanz steht sehr zum Vortheil des Staats. Haupt-Handelsplätze sind: Algier, Bona, Arsen, Bugia, Tedellis, der beste Hafen ist zu Oran. Andere wichtige Städte sind: Tlemsee, Mascara, Tenez, Mostagan, Constantine, Bescara, Mila u. a. m.

Die Staatsverfassung von Algier ist militärisch republikanisch zu nennen, die von einem gewählten Oberhaupt, dem Dey, mit unumschränkter Gewalt gehandhabt wird. Selten aber bleibt so ein Dey lange oder bis an seinen Tod in dem Besitz dieser höchsten Gewalt; oft sind Rückstand des Truppensolds, langer Friede, Mangel an Gelegenheit zum Rauben Grund genug, die unruhigen Truppen zum Aufstand zu reitzen, und so seiner Herrschaft, wie auch nicht selten seinem Leben ein Ende zu machen. Sein Hofstaat ist nicht so glänzend, als man ihn von dem Herrscher eines so sinnlichen Volkes vermuthen sollte. Die obersten Hofchargen sind: der Cusinero grande (Oberkoch), unter dem die ganze Hofhaltung steht; die beiden Casnadaren (Kammerherrn) und der Dragoman (Dolmetscher), welcher fast aller Sprachen mächtig seyn muß.

Fast ohne allen Einfluß und nur als Organ seines Willens steht dem Dey der Dovane, Divan (oder Staatsrath), der aus den Ministern und 24 Aga Baschas besteht, zur Seite In wichtigen Fällen, wie deren jetzt vorhanden seyn möchten, werden auch die alten Agas, die Boluk Baschis und Oldask Baschis zu den Berathungen gezogen und dann zählt dieser Divan oft 700 Mitglieder.

Die Angesehensten im Staate sind nach dem Dey die eigentlichen Minister, die diese Würde lebenslänglich bekleiden. Diese sind: der Hadsnagi oder Cadenaggi, Finanzminister, zugleich Ober-Polizei-Director und eigentlicher Premier-Minister. Der Aga, Kriegsminister und Oberanführer aller Landtruppen. Der Vigilhadgi oder Michelacci, Marineminister, dem alle

Digitized by Google

Rais oder Corsaren-Capitäne untergeordnet sind, an deren Spitze zwei Groß-Rais oder Admirale stehen. Die vier Codgis, Hodgis oder Hojas, Staats-Secretäre, welche die Berechnung aller öffentlichen Ausgaben und Einnahmen unter sich haben. Von den übrigen Staatsdienern sind noch bemerkenswerth: der Großdoletro oder Oberrichter, der Mezovard, Polizeimeister. Der Chekel Beled, Aufseher über die öffentlichen Bauten, der Betlemetgi oder Pitremelgi, welcher gegen Erlegung eines bedeutenden Pachts rechtmäßiger Erbe aller gesetzmäßig erblosen Nachlassenschaften ist, jedoch niemals heirathen darf, damit sein Nachlaß dem Staate heimfallen kann, und ohne dessen Vorwissen auch kein Todter zum Stadtthore hinaus darf. Ferner noch die zwölf Chiaur oder Staatsboten, welche unmittelbar unter dem Dey stehen, dessen Befehle sie allen Einwohnern ohne Unterschied selbst verkünden und zugleich an ihnen executiren. Diese Chiaur werden als heilig und unverletzlich betrachtet, sind daher auch meist unbewaffnet und tragen als Abzeichen ein grünes Kleid, spitzigen Turban und ein carmosinrothes Band um den Leib.

Die Statthalter in den drei übrigen Provinzen des Reiches Algier, welche außer dem Gebiet der Stadt Algier, Mascare, Titeri, Constantine sind, führen den Titel Bey, haben fast souveräne Gewalt, eigenen Hofstaat und müssen am Hofe des Dey einen Vigil oder Agenten halten, jedoch auch alljährlich ansehnliche Geschenke und eine bestimmte Summe in die Staatskasse senden, und alle drei Jahre persönlich erscheinen, um Rechenschaft von ihrer Amtsführung zu geben.

Auch hier in Algier gilt wie bei allen Mahomedanern der Koran als bürgerliches Gesetzbuch und sind daher die mahomedanischen Theologen (Ulemas) zugleich Rechtsgelehrte, Ausleger des Korans. Die Civiljustiz wird von Kadis verwaltet. Die Criminaljustiz ist rasch und streng, und selten entgeht ein Verbrecher seiner Strafe, denn Jedermann ist verpflichtet, bei Ausübung der Gesetze hülfreiche Hand zu leisten.

Der Finanzetat des algierischen Staats läßt sich zwar nicht genau angeben, nach mehreren zuverlässigen Quellen jedoch übertreffen die Einkünfte die Ausgaben in einer Summe von mehr als 700,000 Piaster, wenn wir die ersteren auf 1,300,000 und die letzteren auf etwa 600,000 Piaster anschlagen. Die Hauptquellen der Einkünfte bestehen in dem Tribut der algierischen Provinzen von 390,000 Piaster, den Abgaben und dem Tribut der christlichen Mächte 185,000 Piaster, Strafgeldern und Confiscationen 20,000 Piaster, Geschenken von Fremden und Eingebornen 30,000 Piaster ꝛc. Hauptausgaben sind für die Armee und Staatsbeamte 450,000 Piaster, Marine 85,000 Piaster, Artillerie und Fortifikation 11,000 Piaster und mehrere andere. Dieser sonach entstehende jährliche bedeutende Ueberschuß wird regelmäßig in den Staatsschatz Hasena gelegt, der im Innern des Forts von Alcazava in Algier aufbewahrt wird, und nur in äußerster Staatsnoth (wie etwa jetzt vorhanden seyn dürfte) angegriffen werden darf. Beträchtlich ist dieser Schatz ganz gewiß, die Angaben darüber sind sehr verschieden, einige behaupten er enthalte 10 — 20 Millionen andere wollen 50 — 70 Millionen Piaster darin vermuthen, und so wollen wir denn den Mittelweg ergreifen und ihn auf 35 Millionen Piaster und den Werth des Eigenthums der Kaufleute und Großen des Reichs auf 15 Millionen Piaster schätzen, was in jedem Falle zureichen wird, die etwaigen Kriegsunkosten Frankreichs zu decken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gemsenjäger.

(Fortsetzung von Seite 67.)

„Leise, um die scheuen Thiere nicht aufzuscheuchen, schlich Rudi, an die Felsen geschmiegt, einher; er wußte, daß dort eine Klippe sey, auf der die Gemsen ihre Vorhut auszustellen pflegen, die mit den hellen Augen, dem scharfen Geruch und leisen Ohr weit umherspäht, ob sich ein gefährliches Wesen naht. So wie sie etwas der Art bemerkt, pfeift sie gellend auf, daß es weit durch die Berge schallt, und dann flüchtet das ganze Rudel windschnell auf die hohen Gipfel und in die Felsspalten, wohin ihnen Niemand nachfolgen kann. Um die Witterung des Thiers zu täuschen, zerrieb Rudi Alpenkräuter, damit der Wind den frischen

Digitized by Google

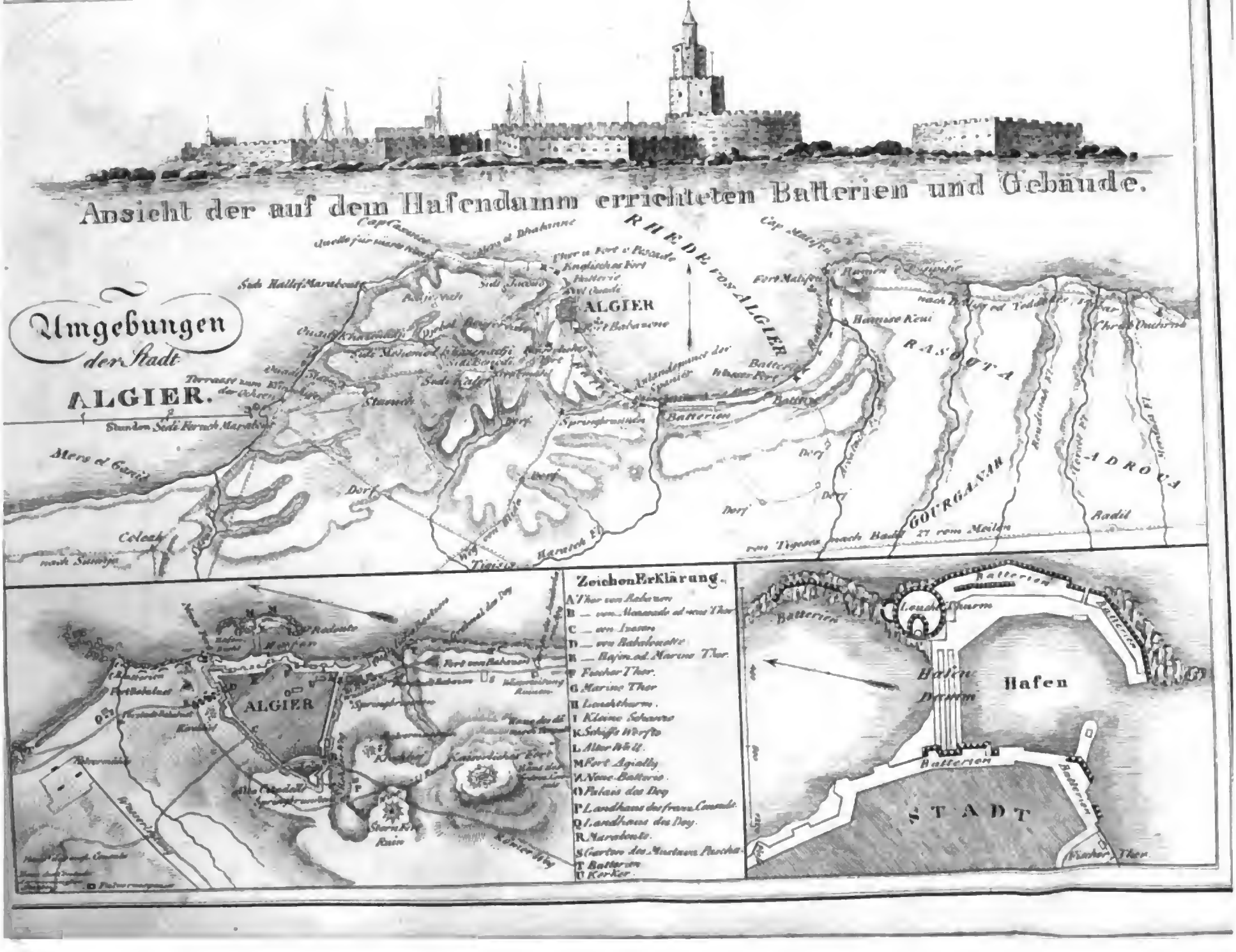
Geruch derselben der Gemse entgegenführe. Dabei wird sie eher vorwärts gelockt als verscheucht. Die List gelang; nach wenigen Augenblicken sah er eine Gemse das kluge Köpfchen mit den gekrümmten Hörnern über den Fels hervorstrecken; bald sprang das ganze schlanke Thierchen herauf, und schien umherzuspähen, wo die fruchtbare Alpe wohl liegen möge, von der der duftige Geruch herüberwehte. Rudi stand hinter den Fels geschmiegt, unbeweglich. Er wollte die Gemse noch etwas näher kommen lassen, da die Schußweite selbst für den gübtesten Schützen noch unsicher war, und ein einziger unvorsichtiger Schuß ihm das ganze Rudel verjagt, ihm vielleicht die Hoffnung der Beute für den ganzen Tag entzogen hätte. Vorsichtig hüpfte das Thierchen in kleinen Pausen, während welcher es immer aufhorchend stutzte, und die Nüstern witternd dem Winde entgegenstreckte, von einem Felsstück zum andern sorglos am gähnenden Abgrund dahin. Jetzt war sie ihm nahe genug, er legte an; das Herz schlug ihm laut, denn welchen Schuß war er im Begriff zu thun! Da dachte er seines Bruders, es trat ihm schwarz vor's Auge, die Hand zitterte ihm; der nie fehlende Schütz, mit dem scharfen Adlerblick, sah sein Ziel unbestimmt vor sich flimmern; eben wollte er abdrücken, als ein ferner Schuß erdröhnte, und sich mit vielfachem Echo gegen die Felsen brach. Das war Wälty's Büchse! Die Gemse sprang scheu zurück, und verschwand, Rudi ließ matt den Arm sinken. — Thränen stürzten aus seinen Augen, der Bruder hatte schon getroffen, — denn er fehlte nie, das wußte er, — Elsi war verloren!

Eine Zeit lang stand er, auf die Büchse gestützt, stumm und starr, wie ein Steinbild, an die Felswand gelehnt, und überlegte, ob er sich die Kugel durch die Brust jagen, oder einen Schritt vorwärts thun sollte, um dem unermeßlichen Schmerzgefühl in seiner Brust mit einem Male ein Ende zu machen. Endlich ermannte er sich. „Vorwärts will ich, und weiter jagen," rief er, „bis ich todesmatt niedersinke, oder ein Gratthier auf die Schultern laden und nach Haus tragen kann; dann habe ich doch das Meinige gethan." Kaum hatte er diesen Entschluß gefaßt, und klimmte wieder aufwärts, als er ein dumpfes Krachen vernahm. Sein geübtes Ohr erkannte sogleich, daß es eine Lavine sey, und schnell blickte er rings umher, um zu sehen, von welcher Seite sie herabkomme. Der erste Blick war aufwärts; da sah er gerade über seinem Haupte den blitzenden Staub in der Schneespalte aufsprühen. So traurig ihm das Leben schien, so natürlich war es doch, daß der plötzlich drohende Tod ihm einen heftigen Schreck bereitete; die Natur trat in ihre alte Rechte wieder ein. Zugleich aber verließen ihn die Besinnung und Gewandtheit des geübten Hochjägers nicht. Rasch beurtheilte er nach welcher Seite die schnellste Rettung sey, und sprang nun mit gewandter Schnelligkeit den gefährlichen Pfad aufwärts, bis an einen starken Felshacken, der sich über den Pfad hinausbog, und so Schutz gewähren mußte. Kaum aber hatte er diesen erreicht, als hinter ihm mit furchtbarem Geprassel die Staublavine niederdonnerte. — Es ist dies eins der schönsten Schauspiele unseres Hochlandes. Eine geringfügige Veranlassung reicht hin, im Sommer eine mit dünner Eisdecke überzogene Schneemasse in Bewegung zu setzen. Am Tage nämlich, so lange die Sonne den Schnee bescheint, schmilzt die Oberfläche desselben, aus der sich Nachts eine Eisrinde bildet. Wenn diese nun auf einem steilen Abhang liegt, wird sie leicht zu schwer; ein Raubvogel, der sich darauf setzt, ein Donnerschlag, hier aber vermuthlich der Büchsenschuß, reicht hin, die Masse in Bewegung zu setzen. Ein kleines Stück löst sich, verschiebt ein größeres, und dieses reißt schon eine bedeutende Masse Schnee nach sich. So wächst die Lavine von Felsen- zu Felsenabsatz immer gewaltiger. Zuerst warnt uns ein dumpfes Krachen in der Höhe der Berge; dann sehen wir blitzenden Staub aufsteigen; jetzt scheint ein immer breiter werdender silberner Wasserfall von Felsen herabzustürzen, denn das zersplitterte Eis und der lockere Schnee bilden einen dichten Staubregen von blitzenden Krystallen und Schneeflocken. Die Cascade wird immer mächtiger, sie reißt Steine und Erde, ja bisweilen große Felsstücke und Bäume mit sich herab. Schießt sie in unsrer Nähe vorüber, so betäubt ein furchtbarer Donner das Ohr, wir sehen in eine blitzende, funkelnde Wirbelwolke von Schneeflocken und Eisspitzen hinein, und fühlen uns von einem kalten Staubregen benetzt, der als die äußerste feinste Hülle, das Ganze der stürzenden Masse umgibt, und vom Zuge der Luft seitwärts getragen wird. — So ging es Rudi.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google


Ansicht der auf dem Hafendamm errichteten Batterien und Gebäude.
Umgebungen der Stadt ALGIER.
RHEDE von ALGIER
ALGIER
Cap Matifou
Fort Matifou
Batterien
RASOUTA
GOURGANAH
ADROUA
Radil
Mers el Ganid
Coleah
Dorf
Zeichen Erklärung.
A Thor von Babazon
B — von Alcassade od neue Thor
C — von Azesen
D — von Babalouette
E — Hafen od. Marine Thor.
F Fischer Thor.
G Marine Thor
H Leuchtthurm.
I Kleine Schanze
K Schiffs Werfte
L Alter Wall.
M Fort Agially
N Neue Batterie.
O Palais des Dey
P Landhaus des franz. Consuls.
Q Landhaus des Dey.
R Marabouts.
S Garten des Mustava Pascha.
T Batterien
U Kerker.
ALGIER
Hafen
Hafen Damm
STADT
Batterien
Leuchtthurm
Fischer Thor

No.ro 19. Dritter Jahrgang 1830. (73)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1⅔ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Der Raubstaat Algier.

(Mit Abbildungen.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XIX.

(Fortsetzung von Seite 71.)

Algiers Landmacht ist für die Bevölkerung nicht unbedeutend, sie besteht aus ungefähr 10,000 Mann türkischer Infanterie (Goldash) dem Kern der Truppen als tapfern tüchtigen Schützen und aus etwa 6,000 Mann trefflicher maurischer Reiterei (Spahis). Im Kriege kann diese Armee auf 70 — 90,000 Mann durch irreguläre ungeübte Truppen verstärkt werden. Die Artillerie ist in ganz schlechtem Zustande und besteht meistens aus 2 — 4 pfündigen Kanonen. Das Oberkommando über die Infanterie führt der Aga, die übrigen Generäle heißen Aga del Campo. Jeder Soldat der Armee kleidet und bewaffnet sich selbst nach Willkühr, keine Uniform ist vorgeschrieben; nun kann man sich denken, was das für ein Ganzes giebt. Was jeder als Bewaffnung haben muß, ist ein kurzer Säbel, ein Paar Pistolen, eine Flinte und bei der Reiterei über dies noch eine Lanze.

Die Seemacht Algier's war zu keiner Zeit weder furchtbar noch beträchtlich. Im Jahr 1816, wo sie aus etwa 14 eigentlichen Fahrzeugen von 12 — 44 Kanonen und ungefähr 60 kleinen Kanonenschaluppen (wovon 30 die Rhede von Algier nie verlassen durften) bestand, ward sie von den Admiralen Exmouth und van der Capellen fast gänzlich zerstört, so daß sie sich seitdem nie recht emporschwingen konnte und so auch jetzt nicht mehr als 14 größere Kriegsschiffe, im Ganzen mit 340 Kanonen, und nebenbei noch etwa 40 Kanonenschaluppen besitzt. Die Besatzung jener größern Schiffe besteht gewöhnlich aus 150 bis 250 Mann, die der kleinern aus 40 bis höchstens 80 Mann.

Dies wäre nun eine kurze Uebersicht der physisch-statistischen Beschaffenheit des Landes, wie es jetzt ist, wo es gefährlich bedroht wird; betrachten wir nun dasselbe, indem wir seine Geschichte durchgehen, wie es sich zu einem Staate gebildet hat.

Die Geschichte Algiers oder vielmehr der Berberei, führt uns in die graueste Vorzeit, und müssen wir sie um eine Uebersicht zu gewinnen, in die alte, mittlere und neue Geschichte theilen. Die erstere zerfällt wieder in die vorrömische und römische Zeit und knüpft sich hauptsächlich an die Geschichte der damaligen Hauptstaaten Aegypten und Karthago (880 v. Christo). Wichtiger und bekannter wurde die Berberei in der römischen Periode, wo erst die genauere Eintheilung Nord-Afrikas erfolgte. Diese Theile waren: Marmarica, der sandige Tummelplatz nomadischer Horden, Cyrenaica das fruchtbare griechische Colonienland. Ferner das mächtige Gebiet von Karthago, das heutige Tripolis und Tunis, so damals in regio Syrtica, regio Byzacena und regio Zeugitana getheilt war. Weithin an der ganzen Küste Nordafrikas erstreckten sich Colonien der Karthaginenser, und ihre Sprache, Religion, Kultur und Sitten wurden dort einheimisch. Hinter diesen Kolonien lag Numidien, Mauritanien Cäsariensis und Tingitana (das jetzige Algier, Fez und Marocco) nicht eigentlich bewohnt, sondern nur durchschwärmt von nomadischen Stämmen und daher unzugänglich der Kultur. So

Digitized by Google

sah es aus in dem nördlichen Afrika, bis es später das Schicksal des alten Karthago theilen mußte und dem mächtigen römischen Reiche einverleibt ward. Es blieb römisch, bis im Jahr 395 (n. Christo) die Vandalen den Römern die ganze Provinz Karthago wegnahmen und den Untergang des alten Karthago schrecklich rächten. Hundert Jahre später aber vertrieb Justinians tapferer Feldherr Belisar die weichlich gewordenen Vandalen wieder daraus. Nordafrika ward jetzt wieder ein Theil des griechisch-römischen Reichs, des morgenländischen Kaiserthums, doch hatten die römischen Kaiser jetzt keine eigentliche Gewalt mehr darüber, viele Theile der Berberei hatten sich unabhängig gemacht, Gothen hatten sich angesiedelt, Römer-Juden waren aus Aegypten eingedrungen, und durch die Araber, mit denen sich zugleich eine andere Religion (der Islam) und andere Kultur und Sitten verbreiteten, gewann die Berberei vollends eine ganz andere Gestalt. Die Araber, als Besitzer von Mauritanien wurden unrichtiger Weise Mauren genannt und unter diesem Namen finden wir in der Geschichte, daß sie oft und viel von verschiedenen Völkern angegriffen wurden, und sich mörderisch um den Besitz ihrer Herrschaft wehren mußten. Dennoch reichte sie nur von 712 — 755, wo der Staat in sich selbst verfiel, indem mehrere Glieder der herrschenden Dynastie ihr eigenes Reich stiften wollten. Bagdad war die Residenz des ganzen Reiches, bald aber entstanden, gegen das Jahr 800, Tunis und Fez als besondere Staaten. Zweihundert Jahre später auch Marocco. Diese bekriegten sich nun untereinander, wurden auch abwechselnd von Türken und Spaniern angegriffen, bis sie im Jahr 1533 förmlich unter die Botmäßigkeit der Türken kamen. Dies geschah auf folgende Weise:

Zwei Töpfersöhne von der Insel Lesbos, Horuk und Schereddin Barbarossa, verwegene Seeräuber, verschafften den Türken Algier, eroberten von hier aus Tunis und Tripolis und nur Fez und Marocco widerstanden ihnen, indem ein fanatischer Betrüger Mehmed der Scherif (d. i. Abkömmling des Propheten) hier eine neue Dynastie gegründet hatte, aus welcher Muley Soliman abstammt, der seit 1797 noch bis jetzt über die Reiche Fez, Marocco, Sus, Tremesan, Tafilet (etwa 13,000 Q.M. und 14 Millionen Einwohner) unumschränkt regiert.

So kam die Pforte in den Besitz des Reichs Algier. Horuk Barbarossa blieb in einer Seeschlacht gegen die Spanier, und sein Bruder Schereddin, der mit türkischen Truppen Tunis eroberte, und sich gegen den Angriff Karl V. im Jahre 1541 tapfer behauptet hatte, regierte nun diese Provinzen als Pascha oder türkischer Vicekönig. Seit jener Zeit üben diese Staaten, Algier, Tunis und Tripolis, das schändliche Gewerbe der Seeräuberei, stehen als Seeräuber unter dem Schutze der Pforte, und sind deßhalb schon in so mannichfache Kriege mit Frankreich, England und Holland verwickelt worden. Seit jener Zeit auch, existiren noch immer, als eigentliche Landmacht, türkische Truppen in Algier, die unter dem Befehl ihres eigenen Dey stehen; im Jahr 1710 aber wurden die Titel Pascha und Dey in einer Person vereiniget, die jetzt unter dem Namen Dey von Algier sowohl über die Truppen als das Land regiert. Wie Tripolis an Tunis, und Tunis an Algier Tribut zahlen muß, so muß auch der jetzige Dey von Algier dem Großherrn von Constantinopel als Oberschutzherrn jährlich noch immer bedeutende Geschenke machen, aber gänzlich unterthan ist er der Pforte nicht mehr, und seine Macht hat sich, namentlich in neuerer Zeit, immer mehr und mehr über den Divan erhoben.

Im frechsten Uebermuthe erhebt Algier sich auch jetzt, uneingedenk seiner Schwäche und der vielfachen Demüthigungen, die es in den Jahren 1815 und 16, wo Amerikaner und Holländer seine Flotte schlugen und seine Hauptstadt bombardirten, erlitten hat; es hat aufs neue das Völkerrecht schändlich mit Füßen getreten und einen mächtigen Herrscher, ein großes edles Volk frecher Weise beleidigt.

Frankreichs König, Frankreichs Volk sind die Beleidigten, die den edlen, großen Entschluß gefaßt haben, glänzende Genugthuung, für die, ihrer Flagge angethane Beschimpfung, von diesem Raubstaate zu fordern, den Dey von Algier für seinen frechen Uebermuth durch einen vereinigten Land- und Seeangriff zu züchtigen, und wo möglich den Barbaresken überhaupt, eine für die Interessen Europas minder drohende Gestalt zu geben.

Digitized by Google

Es wird nicht uninteressant seyn, einige officielle Erläuterungen über Frankreichs Zwist mit Algier hier anzuführen. Frankreich nämlich, das seit mehreren Jahrhunderten an der Küste von Afrika (unweit Bona) ein weites Gebiet und eine wichtige Niederlassung besaß, bestimmt die Korallenfischerei zu schützen, welche es auf einer Strecke von mehr als 60 Lieues auszuüben das Recht hatte, ward in Ausübung dieses seines Rechtes von dem Dey von Algier gehindert, indem er diese französische Niederlassung zerstören ließ. Algier verwarf es ferner, sich dem allgemeinen Völkerrechte zu fügen, und das Seeräubersystem aufzugeben; es gieng noch weiter, es plünderte mehrere französische und römische Schiffe, trotz der eingegangenen Verpflichtung, diese Flaggen zu respectiren, bestimmte willkührlich verschiedene Zölle und Abgaben, zuwider den bestehenden Verträgen und sandte endlich im Jahr 1814 den General-Consul des Königs von Frankreich gewaltsam zurück.

Es brach einige Jahre später auf anmaßende Weise mehrere mit Frankreich abgeschlossene finanzielle Uebereinkünfte, und der Dey von Algier ließ auf entehrende Weise häufig seinen Unmuth an den französischen Gesandten und Consuln aus.

So z. B. erwartete er einst mit Ungeduld Antwort auf ein an den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten erlassenes Schreiben, und fragte mit Ungestüm den französischen Generalkonsul, der zu ihm in die Audienz gekommen war, ob diese Antwort für ihn noch nicht gekommen sey; als der Generalkonsul erwiederte: er habe noch keine erhalten, gab ihm der Dey mit einem Fliegenwedel, den er in der Hand hielt, mehrere Schläge, und befahl ihm, sich zu entfernen. Die französische Regierung, von dieser Insulte benachrichtigt, schickte dem Konsul den Befehl zu, Algier zu verlassen. Als er abgereist war, befahl der Dey sogleich dem Gouverneur von Konstantine, die französischen Niederlassungen in Afrika, namentlich das Fort Lacalle, zu zerstören, das, nachdem es die Franzosen geräumt hatten, vollständig geplündert und vom Giebel bis zum Grunde in Trümmer verwandelt wurde. Damals, im Jahr 1827, fing die Blokade an, die seit dieser Zeit, ohne zu irgend einem Resultate zu führen, Frankreich jährlich mehr als sieben Millionen kostet. Im Julius 1829 glaubte die Regierung des Königs, die Unwirksamkeit dieses Repressionssystems erkennend und auf entscheidendere Maaßregeln denkend, um den Krieg zu endigen, doch ehe sie ihren Entschluß faßte, dem Dey gegenüber noch einen letzten Schritt thun zu müssen. Ein Bevollmächtigter ward nach Algier gesandt; er trug Frankreichs gerechte Reklamationen dem Dey bis in seinen Pallast. Der Dey weigerte sich, ihm Recht wiederfahren zu lassen, und als der Bevollmächtigte sich aus dem Hafen entfernen wollte, gaben die nächsten Batterien, auf ein von dem Schlosse selbst, in dem sich der Dey befand, ausgegangenes Signal, plötzlich Feuer auf das Parlamentairschiff. Das Feuer dauerte eine halbe Stunde, bis das Schiff, das ihn trug, sich ausserhalb der Kanonenschußweite befand. Dieß ist die Reihe der Klagen, dieß ist das treue Bild des Zustandes der Dinge, der jetzt den König zwingt, zu den Mitteln zu greifen, welche die Vorsehung in seine Hände legte, um die Ehre seiner Krone, und die Privilegien, das Eigenthum, ja selbst die Sicherheit seiner Unterthanen zu sichern, und endlich Frankreich und Europa von der dreifachen Geißel zu befreien, welche die civilisirte Welt unwillig ist noch zu tragen, von der Seeräuberei, der Sclaverei der Gefangenen, und den Tributen, die ein barbarischer Staat allen christlichen Mächten auflegt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Gemsenjäger.

(Fortsetzung von Seite 67.)

Dicht an ihm vorbei, und zum Theil noch über ihn hinweg, schoß und sprühte der silberne glänzende Strom; in wenig Augenblicken aber war die Gefahr vorüber, und er sah nur noch die nachrollenden Steine, und hörte das schollernde, donnernde Getöse der stürzenden Masse, welches dumpf aus dem Abgrund neben ihm heraufschallte. Er trat jetzt wieder hervor. Aus einer Gefahr, die unvermeidlich den Tod zu bringen schien, war er eben auf die glücklichste Art gerettet worden; das gab ihm das lebendige Gefühl, Gott wolle ihn noch zu Freuden und Nutzen erhalten wissen, und so schritt er muthig vorwärts, entschlossen, mit allen Kräften noch jetzt das Aeußerste

Digitized by Google

zu wagen, um den Preiß zu erringen, wiewohl er wenig Hoffnung dazu hatte. Mehrere Stunden durchkletterte er das felsige Gebiet des Gebirges, und wanderte über die gefährlichen Schnee- und Eisfelder hinweg, aber ohne etwas zu entdecken. Die scheu gewordenen Gemsen hatten sich zu tief in die kühlen Klüfte verborgen. Jetzt brannte der Mittag mit versengender Hitze gegen die nackten Felsklippen; denn selbst in dieser Höhe ist an den, der Sonne ausgesetzten steilen Wänden um die Mittagszeit oft eine unerträgliche Hitze. Er setzte sich im Schatten eines Felsstücks nieder, und genoß die Kost, die der Gemsjäger stets bei sich führen muß, weil einfallendes böses Wetter ihn oft zwingt, sich einen Schlupfwinkel zu suchen, um die Nacht auf der unwirthbaren Höhe auszuhalten. Als er über die Gegend hinabschaute, und die Zahl der im tiefen Thal zerstreuten Hütten überblickte, unter denen er auch die erkennen konnte, wo Elsi wohnte, wurde ihm das Herz so schwer, so sehnsüchtig, daß er sich kaum zu lassen vermochte. „Ach," dachte er, „wie fügt Gott doch so traurige Dinge! Wir haben uns Alle lieb, und wollen Alle unser Bestes, und doch können wir nicht glücklich werden. Denn meinen Wälty kenne ich, wenn er meinen Schmerz sieht, kann er nicht froh seyn, und wenn ihn Elsi noch so sehr liebt!" So trauriger Gedanken voll, blickte er in die weite Ferne hinaus. Es stiegen leichte Wölkchen am Horizont auf; zwar war es windstill, doch wehte aus Abend her ein ganz leiser Luftzug, der das Gewölk heraufführen konnte. Die Schwüle des Tages ließ ein Gewitter vermuthen, auch hatte die Luft, selbst in dieser Höhe, wo sie sonst so rein und erfrischend weht, etwas beklemmendes, so daß kein Vogel sich sehen ließ, und Alles in tiefer einsamer Stille ruhte. Die glänzenden, blendendweisen Schneegipfel ragten starr und stumm in die dunkelblaue Luft empor, die Felsen standen schroff, rauh und unwirthbar rings umher, kein Hälmchen grünte hier, kein Baum bewegte die Zweige mit lispelndem Geräusch, kein Insect summte; Alles war unbeweglich und schwieg. Noch nie hatte Rudi die wunderbare Gewalt dieser regungslosen Stille in den hohen Regionen des Gebirges so gefühlt, als in diesem Augenblick; es war ihm, als könne Gott hier oben jeden leisen Wunsch des Herzens, jeden pochenden Schlag der Brust vernehmen. Er fühlte, daß ihm der Allgütige nahe war, und dadurch kam ein festes, frommes Vertrauen in seine Seele, das ihn mit Kraft durchdrang, Alles zu ertragen, was Gott auch senden möge. — Nach kurzer Ruhe brach er auf, und klimmte noch höher in die Felsen hinauf; wiederum vergingen zwei Stunden, ohne daß er etwas antraf. Endlich nahte er dem höchsten Weideplatze; mit aller Behutsamkeit und Vorsicht schlich er näher. Durch ein verwegenes Klettern wußte er den Punkt, auf welchem die Vorhut stehen mußte, zu umgehen, so daß er diese von oben herab durch eine Felsenspalte erblicken konnte. Der Schuß war schwer, aber möglich; Zeit hatte er nicht mehr zu verlieren, da die Sonne sich schon zu neigen begann. Jene erste Beklemmung konnte jetzt, da Rudi bereits Wälty's Schuß gehört hatte, nicht mehr statt finden, daher zitterte ihm die Hand nicht, das Auge blieb hell, er legte an, zielte scharf, ein Druck — und das Thier stürzte. Pfeilschnell floh jetzt die erschreckte Heerde der übrigen Gemsen über das Schneefeld dahin, und hallend dröhnte der Schuß durch die Felsklüfte. Rudi aber stieg vorsichtig die gefahrvollen Klippen hinab bis zu der Stelle hin, wo das erlegte Wild lag. Er erreichte sie glücklich, band dem Thier die Füße zusammen, und lud es auf die Schulter, um es heimzutragen. Es war aber auch die höchste Zeit zur Rückkehr, denn die Wolken in Westen waren heraufgekommen, und ein schweres Gewitter schien im Anzuge. Noch hatte Rudi den Punkt nicht erreicht, wo er am Morgen den ersten Schuß thun wollte, als er in der Ferne schon das dumpfe Rollen des Donners vernahm, welches sich schauerlich murmelnd durch die vielen Thäler fortpflanzte. Die Sonne trat hinter die schwarze Wand der Gewitterwolken und vergoldete majestätisch den Rand derselben; ein breiter dunkler Schatten fiel jetzt auf die Felswand und bedeckte bald das ganze Gebirge. Rudi verdoppelte seine Schritte, denn er kannte die Gefahr, die es bringt, in diesen Schluchten von einem Ungewitter überfallen zu werden. Doch ließen die drohenden Strecken Weges, die beim Abwärtssteigen sich verdoppeln, und die Last, die er trug, ihn nur langsam fortkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

1, 2, 3, Algierierinnen in ihren Haus-Kleidungen. 4, Algierern auf dem Spaziergange. 5, 6, Maurische Vermaden.

7, 8, Juden aus Algier. 9, 10, Ansaessige Mauren. 11, Türke aus Algier 12, Maurischer Kaufmann.

Digitized by Google

No.ro 20. Dritter Jahrgang 1830. (77)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Der Raubstaat Algier.

(Mit Abbildungen.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XX.

(Fortsetzung von Seite 75.)

Als Haupthinderniße eines glücklichen Erfolges dieser von Frankreich beabsichtigten Expedition, sind nun von Manchen die natürliche Beschaffenheit des Landes, Klima, Wassermangel, Unfruchtbarkeit des Bodens und die Schwierigkeit der Landung angesehen worden. Aus der oben angegebenen, aus sichern Quellen geschöpften Beschreibung des Landes aber geht hervor, daß der Boden keineswegs dürr und unfruchtbar, das Klima im Allgemeinen mild und gesund, und keineswegs die Hitze so groß sey, als manche glauben, auch Wasser ist hinreichend vorhanden. Die angegebene Schwierigkeit der Landung hingegen, hat allerdings mehr seine Richtigkeit, und möchte wohl ein etwas schwer zu besiegendes Hinderniß seyn. Die Nordküste von Afrika ist im Ganzen zwar reich an Buchten und Plätzen, wo eine Landung möglich wäre; aber es ist wegen der Beschwerden des Landtransportes der Truppen und nöthigen Bagage, und der Unwegsamkeit des Landes dringend nothwendig, den Landungsplatz möglichst in der Nähe der Stadt Algier, wo die Hauptmacht des Feindes versammelt ist, und der Hauptangriff geschehen muß, zu suchen. Der Landungsplatz darf höchstens 4 Stunden links oder rechts von Algier entfernt seyn. Nun sind aber gerade in dieser Nähe von Algier die Ufer und Vorgebirge am allerschroffsten und ungünstigsten, und an allen Punkten, die eine Strecke der minder ungünstigen Küste beherrschen, stehen furchtbare Batterien aufgepflanzt. Hiezu kommt nun noch, daß gerade im Sommer, (namentlich im Juli) als zur Zeit, wo die Expedition vor Algier ankommen würde, fast ohne Ausnahme Nordwestwind weht, der das Meer an der Küste so fürchterlich aufwühlt, daß eine Ausschiffung rein unmöglich ist. Läßt nun dieser Nordwestwind, wie wohl anzunehmen ist, auch einen oder ein paar Tage nach, so ist dies doch von keinem Belang, und reicht diese kurze Zeit der Stille nicht hin, um 30 — 40,000 Mann, viele tausend Stück Pferde und Geschütz und was sonst nothwendig, auszuschiffen. Die Ausschiffung wird im Vertrauen auf längere Windstille vielleicht begonnen, durch den Sturm aber plötzlich unterbrochen; ein kleiner Theil der Armee ist dann auf dem Lande dem Feinde Preis gegeben und der größere schwebt auf den Wellen in Gefahr mit seinen Schiffen zerschellt, an die Küste geworfen oder vom Sturm zerstreut und verschlagen zu werden.

Es ist daher nicht zu läugnen, daß die Expedition nach Algier und namentlich was die Landung dort betrifft, manchen Schwierigkeiten unterworfen seyn wird, und daß es wohl bedeutend vorsichtiger und besser gewesen wäre, wenn die Franzosen die ernsthaften Zurüstungen sechs Wochen früher getroffen hätten, daß die Zeit ihrer Landung nicht (wie jetzt der Fall seyn wird) in den gefährlichen Monat Juli gefallen wäre.

Jedoch wenn auch gar keine Mühseligkeiten, gar keine Hinderniße vorhanden wären, so wäre ja die Expedition auch gar zu leicht, und kein Ruhm für den Krieger dabei zu erndten. Die vie-

Digitized by Google

ten kräftigen Männer, die in edler Begeisterung, als Sache der Menschheit dieses Unternehmen leiten, werden indeß (man hat Proben und Ursachen dies anzunehmen) schon Rath wissen, auch dieses natürlichen Hindernisses Herr zu werden.

Eine genaue Betrachtung der beigegebenen Pläne und Ansichten von Algier und seinen Umgebungen gibt, besser als alle wörtliche Beschreibung, im Ganzen und Einzelnen dem Leser die beste Uebersicht über alle Bauten und Forts, wodurch die Algierer die natürliche Befestigung ihres Landes und ihrer Küste noch zu verstärken gesucht haben, und wir enthalten uns hierüber alles Weitern um so eher, da die Zeit und der Erfolg erst lehren können, welche der vielen Forts und Basteien hauptsächlich von Wichtigkeit seyn werden.

Die Beschreibung der Hauptstadt Algier lieferten wir im Wesentlichen in dem früher Gegebenen. Was der Dey zur Sichermachung der Küste neuerdings durch Batterien gethan hat, zeigen die Pläne; was er zur Befestigung der Stadt selbst und namentlich zur bessern Verwahrung der Landseite gethan hat, und noch täglich thut, und wie die Stimmung des Volks, darüber müssen wir einiges aus den Zeitungen nehmen, die zwar selten hierin einig sind. Es heißt in einigen der Dey lasse fortwährend neue Verschanzungen aufwerfen, immer mehr große Vertheidigungsanstalten treffen. Er habe sich in der Festung eingeschlossen und die Straße, die zu derselben führt unterminiren lassen, um den anrückenden Feind dann in die Luft zu sprengen; ferner in andern: der Dey nehme alle Kräfte zusammen der französischen Expedition einen warmen Empfang zu bereiten. Alle Befestigungen würden von europäischen Ingenieurs besichtigt und verbessert. Die Batterien nach dem Meere zu, seyen bereits unüberwindlich, des Deys Observationscorps betrage 85,000 Mann, wovon 30,000 Mann auf europäische Art neu organisirt und eingeübt seyen. Begeisterung, Enthusiasmus sey überall sichtbar, und Algier habe Proviant und Mittel genug, auf lange Zeit allen Streitkräften Frankreichs zu trotzen.

Die Berichte über den türkisch-russischen Kampf sind uns noch zu frisch im Gedächtniß, als daß man nicht die Uebertreibung und Unhaltbarkeit solcher Beschreibungen leicht erkennen könnte.

Begeisterung bei Seeräubern? bei einem Volke, das gar nicht weiß, daß es ein Vaterland hat, oder wenigstens das Wort Vaterlandsliebe gar nicht kennt, ein Volk, dem kein Gesetz, dem sein eigener Fürst nicht heilig ist, soll begeistert seyn? das wird doch wohl Niemand glauben wollen. — Das ist aber eher richtig, was ein anderes Blatt sagt: daß die 60 — 80,000 Mann Eingeborne, durch die der Dey sich zu verstärken dächte, den Franzosen gar nicht gefährlich seyn würden. Muthlos und ungeübt im Kampfe, vermöchten sie nicht, in gereihter Schlachtordnung Stand zu halten, und wenn ihre gewöhnliche Bezahlung auch nur einen Tag länger ausbliebe, würden sie den Dey, Dey, und Krieg, Krieg seyn lassen, und in ihre Daschkras oder Dörfer zurückkehren, wenn sie sich nicht gar bereden ließen, den Franzosen zu helfen, und ihre Wuth an der türkischen Miliz auszulassen, die sich seit Jahrhunderten zu Despoten des Landes aufgeworfen haben.

Mag nun dieß oder jenes die richtige Angabe, die glaubwürdige Vermuthung seyn, Zeit und Erfolg werden es bald lehren. Mag der Dey noch so trotzig in seinem Uebermuthe beharren, noch so viel Truppen zusammenziehen, mag er noch so viel Flinten unter sie vertheilen lassen, den Preiß für jeden Franzosenkopf von 50 auf 1000 Zechinen erhöhen, es wird ihm Alles nichts helfen, Alles wird vergeblich seyn. Daß, wenn es Frankreich mit der Sache Ernst bleibt, wenn keine andere Macht sich zu Gunsten der Raubstaaten in den Kampf mischt, Algier aufs Aeußerste gedemüthigt, wenn nicht ganz vernichtet wird, darüber waltet kein Zweifel ob. Der Kampf ist zu ungleich, als daß der Barbar, der Räuber, nicht dem civilisirten Volke, — das ihm entgegenzieht, seine verpfändete Ehre einzulösen und Rache zu nehmen für die freche Beschimpfung — unterliegen sollte. Die Sache des Rächers ist zu gerecht, als daß nicht ihm der Sieg gehören sollte. Die Erbitterung gegen dieses niederträchtige Räubervolk, hat bei allen Völkern Europas zu tief Wurzel geschlagen, als daß es ein Fürst, ein Staatsmann wagen würde, Parthei zu Gunsten der Barbaren zu nehmen. Die Schande der Unterjochung, der Tributspflicht lastet zu lange auf uns, das Maaß der Schandthaten und des Uebermuths

Digitized by Google

jener Barbaren ist schon zu voll, als daß wir nicht hoffen dürften, Gott, dessen gewaltiges Allmachtswort, oft zwar lange aber nie ganz ausbleibt, werde einschreiten, und Alles was für oder wider die gute Sache gethan ist und gethan wird, nur als Werkzeug Seines Willens ansehen, und es dann fügen wird, wie Er es in Seiner Allweisheit und Gerechtigkeit beschlossen hat.

Derselbe Sturm, der es der französischen Flotte so schwer macht zu landen, kann auch die festesten Bollwerke, Dämme und Thürme der Algierer zertrümmern, und die Mine, die der Dey zur Vernichtung des Feindes gegraben, kann sich zu seinem eigenen Untergange entzünden, und ihn und seine wilde Macht unter ihren Trümmern begraben.

Fort also mit allen Vermuthungen, allem Grübeln, wie es kommen kann, bald werden wir erfahren, wie es gekommen ist.

Frankreich wird seine zur Expedition bestimmte Flotte von etwa 60 Kriegsschiffen und 300 Handelsfahrzeugen vollständig und wohlgeordnet auslaufen lassen. Alles wird geleistet werden, was sich von Tapferkeit ehrliebender hochherziger Seeleute von Erfahrung und Talenten der Anführer und Chefs, wie sie Frankreich hat, nur immer erwarten läßt, und gleich wie wir erlebten, daß der unübersteigliche Balkan durch Besonnenheit, Muth und Ausdauer von den Russen überstiegen ward, so werden wir auch hören, daß die Franzosen landeten, wo es bisher unmöglich war, zu landen. Je älter die Welt wird, je mehr Möglichkeiten lernt sie einsehen, und ein großes Ereigniß spornt das andere.

Frankreich wird sich den beneidenswerthen Ruhm erwerben, die Raubnester, die Europa fürchten mußte, die seinen ruhigen Verkehr und Handel so lange hemmten, zerstört zu haben. In Frankreichs Geschichte wird es mit goldnen Buchstaben glänzen, daß es das Sclavenjoch von so viel Tausenden der Menschheit genommen habe, die bisher der Grausamkeit der Barbaren Preis gegeben waren.

Diese Ehre, dieser Anspruch auf Dank der gesammten Menschheit wird für Frankreich der wahre, edle, der ewige Vortheil dieser seiner Expedition seyn. Es wird ferner Gelegenheit haben, Millionen seines Volkes glücklich zu machen. Welche Quellen, welche Vortheile bietet zunächst ein Land wie Algier dem Ackerbau, dem Handel! Was werden Kultur und Industrie eines gebildeten Volkes aus einem Lande zu schaffen vermögen, das schon unter Barbaren üppig wucherte? Welche Wege werden den Wissenschaften, den Forschungen über das Innere Afrikas geöffnet? wenn ein gebildetes Volk in den Besitz jener Provinzen gelangt, wo bisher allem Edlen und Schönen aus Stumpfsinnigkeit seiner barbarischen Bewohner der Zutritt versagt war.

Frankreich wird endlich auch pecuniäre Entschädigung finden für die Opfer, die es hochherziger Weise der guten Sache brachte, und der Dey von Algier wird nur für die Sieger, für Frankreich so viele Millionen Piaster gespart haben.

Gott gebe — und er wird es geben — daß der Ausgang der Sache so sey, wie ihn der edle, beste Theil der Menschheit sehnlichst wünscht und hofft.

Die Gemsenjäger.

(Fortsetzung von Seite 76.)

Nach einer Stunde endlich war er dem Punkte nahe, wo er sich von seinem Bruder getrennt hatte, aber schon fielen große Tropfen herab, und ein gewaltiger Sturmwind erhob sich. Es wurde immer dunkler, die Wolken wälzten sich dicht um die Felsen her, der Donner blieb in einem unaufhörlichen Rollen, und rothe Blitze flammten durch das schwarze wogende Nebelmeer. Jetzt war die Gefahr groß, denn noch immer klaffte dicht neben dem Pfade der Abgrund, und der Sturm wirbelte so gewaltig, daß es Mühe kostete, sich aufrecht zu erhalten. Mit einem Male schienen alle Thore des Himmels sich zu öffnen, und goßen einen furchtbar mit Hagel untermischten Platzregen herab; wenn Rudi nunmehr nicht in wenigen Minuten die Matte erreichte, so war er verloren, denn bei solchem Wetter stürzen bald die zusammenrinnenden Wasserströme von allen Seiten durch die Felsenschluchten, und schwemmen Erde und Steine, ja oft ganze Blöcke mit sich herab, so daß ein Wanderer, den sie treffen, unfehlbar weit hinabgerissen wird. Rudi eilte daher

Digitized by Google

mit übermäßiger Anstrengung und kühner Gewandtheit vorwärts, und wagte die gefährlichsten Sprünge; so erreichte er endlich athemlos die sichere Matte, und sank erschöpft von der gewaltigen Arbeit zu Boden. Seine Seele war in der wunderbarsten Bewegung, er wußte nicht, solle er Gott danken, der ihn so sichtlich beschirmt und errettet hatte, oder solle er die Rettung nur für eine Verlängerung seiner bittern Schmerzen halten. Doch er hatte während des ganzen Weges immer einen dunkeln Drang in sich gefühlt, zu leben, und sich mit der äußersten Anstrengung aus der Gefahr zu retten; erst jetzt wurde es ihm klar, weßhalb. Er mußte Elsi noch einmal wieder sehen, einen herzlichen ewigen Abschied von ihr nehmen, und dann wollte er gern sterben.

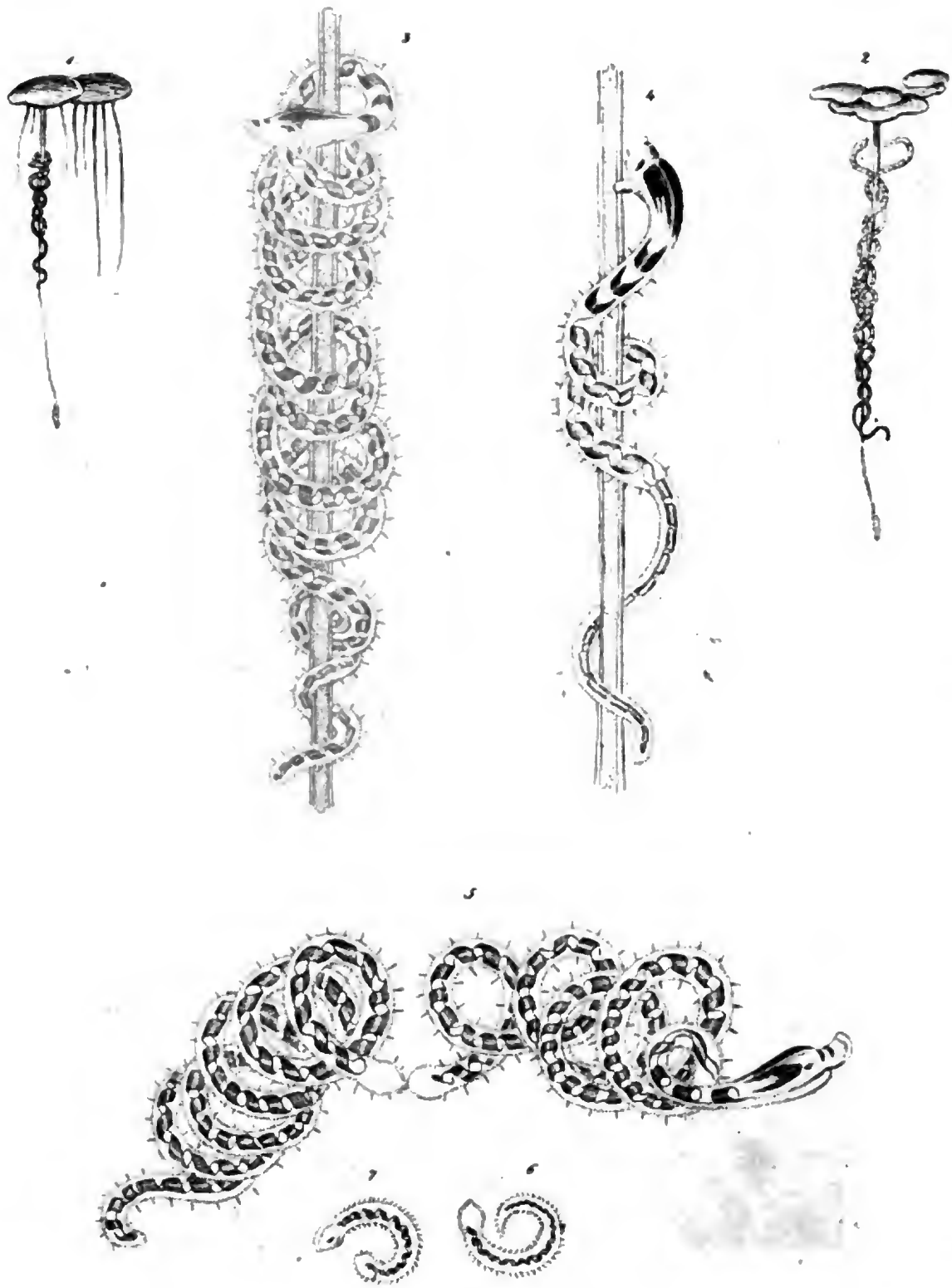
Das Gewitter ließ indeß nicht nach, und Rudi mußte eilen, seine Wohnung zu erreichen; in einer Stunde war er dort. Mit schwerem Herzen ging er auf die Hütte zu, denn, wie mußte ihm zu Muthe seyn, wenn er Wälty schon mit der Beute daheim traf! Still trat er in die Hausthür, setzte die Büchse leise ab, legte die Gemse daneben, und ging so ohne Zeichen der Jagd in die Stube. Er verwunderte sich, Wälty nicht zu finden; „ach gewiß," sprach er leise, „ist er schon drüben bei Elsi, und hat ihr das Zeichen gebracht. O, daß ich doch in dieser Nacht sterben könnte!" So setzte er sich trostlos in den alten Lehnstuhl seines Vaters, und sah starr vor sich hin. Das Ungewitter draußen dauerte fort; allgemach ward es völlig Nacht, und die hellen Blitze erleuchteten bisweilen die in Wolken und Nebel gehüllte Landschaft. Es war zehn Uhr, und Wälty kam noch nicht nach Hause. „Sie können sich nicht von einander trennen," dachte Rudi, und seufzte schwer auf. — Es schlug drüben in Appenzell eilf Uhr. Da konnte er es in seiner Einsamkeit nicht länger ertragen. „Das ist hart vom Bruder," dachte er, „daß er Dich heute so ganz vergißt." Dabei stand er auf, und ging hinaus nach Elsi's Hütte zu, um zu sehen, ob noch Licht dorten sey. Von weitem sah er es trübe durch die Fenster schimmern, und ging darauf zu; da kam ihm ein Mann entgegen. „Wälty, bist Du es?" rief Rudi. „Rudi," antwortete eine Stimme, „seyd Ihr endlich heimgekehrt?" Es war Elsi's Vater. „Wir hatten recht bange um Euch, wegen des fürchterlichen Wetters," fuhr er fort; schon drei Mal war ich an Eurer Hütte; aber da ich kein Licht sah, glaubte ich Euch immer noch nicht daheim." — „Ist denn Wälty nicht bei Euch?" fragte Rudi erstaunt. „Mit keinem Schritt gewesen," antwortete der Nachbar „So wolle Gott ihm gnädig seyn, daß er ein Obdach gefunden hat, denn daheim ist er auch noch nicht," rief Rudi, und vergaß im ersten Augenblick des Schreckens, daß nunmehr das Loos für ihn entschieden hatte. „Er wird in einer Sennhütte Obdach gesucht haben," antwortete der Vater; „aber hast Du denn etwas geschossen?" Jetzt traf es Rudi wie ein Blitzstrahl, daß er, der sich ganz verloren gegeben hatte, der Glückliche seyn sollte. „Ja," rief er, das hab' ich," — aber plötzlich stockte ihm die Stimme, denn er dachte an Wälty, und fühlte an dem eigenen Schmerz, den er erlitten, wie tief des Bruders Herz verwundet seyn müßte. „Geschossen hab' ich einen Gemsbock," fuhr er langsam fort. „Aber laßt uns davon nicht eher sprechen als Morgen; erst muß Wälty heimgekehrt seyn. — Ist denn Elsi noch wach?" — „Sie sitzt und spinnt, und spricht kein Wörtchen," sagte der Vater, „ach, ich glaube, die wird auch nie wieder froh." — „Grüßt sie doch herzlichst von mir," sprach Rudi, „und sagt ihr, sie möge sich schlafen legen, daß sie nicht krank wird. Gute Nacht, Vater!"

Die Landleute kehrten ein Jeder in seine Wohnung zurück. Rudi hatte das Herz voll tausend Sorgen, und die um den Bruder war nicht die kleinste. Denn er hatte die Schrecken des Wetters selbst droben erfahren, und wußte, wie gefährlich es dem war, der davon überfallen wurde. Nur konnte er nicht begreifen, daß Wälty nicht gleich nach seinem Schuß heimgekehrt seyn sollte; denn daß er, der geübteste Schütze weit und breit, gefehlt oder zur Unzeit geschossen haben sollte, konnte er sich durchaus nicht vorstellen, so groß war sein Vertrauen auf die Umsicht und Geschicklichkeit seines Bruders, der noch selbst zum Theil sein Lehrer in dem gefährlichen Waidwerk gewesen war. Er konnte sich daher nicht entschließen, sich zu Bette zu legen, sondern blieb in dem Lehnstuhl sitzend die ganze Nacht auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google



Die geschlängelte Nadel.

Digitized by Google

No.ro 21. Dritter Jahrgang 1830. (81)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Die geschlängelte Naide
(Wasserschlängelchen).
(Mit Abbildungen.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXI.

Wir geben heute aus der so viel Wunderbares umfassenden Naturgeschichte, eine jener Erscheinungen, die meistens nur dem Kenner, dem forschenden Freunde dieser herrlichen Wissenschaft bekannt seyn wird.

Die geschlängelte Naide nämlich, die in verschiedenen Gestalten und Lagen, natürlich und vergrößert, unsere Abbildung heute zeigt, gehört zu denjenigen nackten Würmern, die man Mollusken (Weichthiere) nennt, und erreicht gewöhnlich eine Länge von 2 Zoll. Der Körper dieses Thierchens ist, wie wir sehen, größtentheils durchaus gleich breit, dünn, etwas flach gedrückt, dabei schleimartig, weich, durchsichtig und in ziemlich gleichen Abständen an den Seiten mit büschelförmig stehenden weichen Borsten besetzt. Die vergrößerte Abbildung 3. läßt eine nähere Beschreibung zu. Wir sehen hier, daß wiewohl der ganze Körper fast von gleicher Breite, doch der Kopf etwas dicker, und das Ende des Schwanzes dünner und ziemlich stumpf ist. Unter dem Vergrößerungsglase erscheint die Naide äußerst schön gezeichnet.

Die Haut ist durchsichtig, von hellgelber Farbe, mit kurzen feinen Borsten besetzt, und am Kopfe und Halse hat das Thierchen schwarze Flecken, die auf der gelben Haut recht schön abstechen. Die übrigen mehr dunkeln Flecken, die man sieht, gehören nicht der Oberhaut an, sondern liegen in dem durchsichtigen Leibe und sind der cylindrisch gewundene Darm des Thieres, ausser welchem man weiter keine Eingeweide bemerkt. Sie leben in stillstehenden oder langsam fließenden süßen Gewässern fast überall in Europa, und nähren sich von weichen schleimigen Pflanzentheilen, theils von weichen schleimigen Theilen und Excrementen anderer kleinen Wasserthiere, und sie selbst dienen wiederum den Polypen zur Nahrung, von welchen sie nicht selten ganz verschlungen werden.

Wie das Thier überhaupt sehr beweglich und geschmeidig und mit seinem Körper alle möglichen Windungen vornehmen kann, so kann es auch, wie die verschiedenen Figuren der Abbildung zeigen, den Kopf bald spitz, breit, stumpf oder lang machen.

Den Mund, der sich unterhalb des Kopfes befindet und das Ansehen eines kurzen beweglichen Saugrüssels hat, kann die geschlängelte Naide ganz nach Gefallen länger und kürzer machen und dessen Oeffnung verengern und erweitern.

Fig. 1. unserer Abbildung zeigt die Naide in ihrer natürlichen Größe, wie sie sich um die Wurzel einer Meerlinse geschlungen hat. An einer solchen Wurzel bleibt nun das Thierchen so lange hängen, bis es derselben allen Nahrungsstoff ausgesogen hat. Zuweilen schlingen sich auch zwei solcher Naiden um eine und dieselbe Meerlinsenwurzel und bilden dann eine Gruppe, wie Fig. 2. zeigt,

Digitized by Google

die aufs lebhafteste an einen Merkurstab erinnert, weßhalb man die Naide auch zuweilen Merkurschlänglein nennt.

Bewundernswürdig ist die ausserordentliche Lebenskraft und das Reproductionsvermögen dieses so einfach construirten Thieres. Man kann es quer durch in mehrere Stücke zerschneiden und in längstens 10 — 12 Tagen wird aus jedem dieser Stückchen wieder eine vollständige Naide. Ein abgeschnittenes Kopfstück frißt auch ohne Magen ruhig fort, ist munter dabei und ergänzt in einigen Tagen den Verlust seines Körpers.

Ein solches Kopfstück mit einem noch nicht völlig wieder herangewachsenen Hinterleibe sehen wir in Fig. 4. bei dem die Darmwindungen noch nicht so weit auseinander liegen.

Viel merkwürdiger und wunderbarer als diese Lebenskraft und dies Reproductionsvermögen ist noch die Fortpflanzungsweise dieser vielfach interessanten Thierchen. Zuerst schnürt sich die Stelle des Leibes nahe am Schwanze zusammen, und der Vordertheil des hinteren Stücks schwillt etwas an; dann trennt sich der innere Darm; die Einschnürung geht immer tiefer; endlich fangen beide Theile, die alte Naide und das von ihr zu trennende Stück an, Zusammenziehungen hervorzubringen, wodurch endlich beide Theile sich vollkommen trennen. S. Fig. 5

Das von selbst abgetrennte, einige Linien lange Schwanzstück fällt nun zu Boden, und erhält aus sich selbst nach 5 bis 6 Tagen einen Kopf; man sehe Fig. 6 u. 7, worauf es nun auch anfängt Nahrung zu suchen, und sich wie die Alten um eine Meerlinsenwurzel herumzuschlingen.

Im Herbste, wo die Meerlinsen sich unter's Wasser zu Boden senken, leben die Naiden wahrscheinlich an den Wurzeln der Meerlinsen auch im Winter fort. C.

Die Gemsenjäger.

(Fortsezung von Seite 80.)

Durch die große Anstrengung des Tages, verbunden mit der heftigen Bewegung seines Gemüths, war er jedoch so erschöpft, daß er von Zeit zu Zeit wenigstens, in einen unruhigen Schlummer versank, aus dem ihn das unaufhörliche Rollen des Donners indeß oftmals erweckte. Endlich graute der Tag; aber der Himmel wollte sich noch nicht aufhellen, sondern ein dichter Regen strömte noch immer herab, und die Berge waren in undurchdringliche Wolken tief eingehüllt. Rudi ging zum Nachbar hinüber, und fragte ihn, was er thun solle, da Wälty noch nicht zu Haus sey. Dieser rieth ihm, noch einige Stunden zu warten, ob der Bruder nicht jetzt käme, da ihn das Wetter gezwungen haben werde, die Nacht in einer Sennhütte zuzubringen. Alsdann aber wollten sie mitsamen auf die Berge steigen, und nachfragen. — Es wurde acht Uhr Morgens, Wälty kam nicht, der Regen ließ auch nicht nach. Jetzt hielt es Rudi nicht länger aus; ohne Elsi zu sprechen, vor der er sich fast scheute, holte er ihren Vater ab, und Beide stiegen auf die Berge. Oben theilten sie sich, und Jeglicher durchforschte auf seiner Seite alle Sennhütten, fragte alle Geishüter und andere Gebirgsbewohner, ob sie nichts von Wälty wüßten; keiner aber hatte ihn gesehen, und Niemand konnte auch nur die leiseste Auskunft geben. Jetzt wurde Rudi ernstlich bange. „Um Gottes willen," rief er, „wenn ihn das Wetter auf den Felsen überfallen hat, und er nicht so glücklich gewesen ist, dort schnell eine Höhle zu treffen, so ist das Aeußerste zu fürchten. Ich begreife nur nicht, warum er nicht in Zeiten heimgekehrt ist!" Die beiden Landleute wollten nun den Versuch machen, die Felsen zu erklettern, wo Wälty seine Jagd unternommen hatte, und forderten einige Sennen auf, sie zu begleiten. Doch Alle erklärten, es sey in solchem Wetter unmöglich, etwas zu unternehmen; höchstens Zeichen zu geben, könne man versuchen. Sie nahmen daher ihre Büchsen vor, und schloßen sich an die Suchenden an. Als sie an das Felsrevier gekommen waren, luden sie, und gaben kurz hintereinander drei Salven, daß rings die Berge davon wiederhallten. „Diese Schüsse," meinte Rudi, „kann man bis in's äußerste Thal hören; wenn er hier und in Noth ist, wird er uns gewiß antworten." Sie lauschten eine Minute nach der andern, es blieb still. Nur den Regen und die Berg-

Digitized by Google

wasser hörte man rauschen. „Hier ist Niemand," sagte endlich ein Hirte, „aber laßt uns noch einmal versuchen." Sie luden zum zweiten Mal, und stärker; doch Alles blieb still. Eben so bei der dritten Salve. „Auf dem ganzen Stock ist gewiß und wahrhaftig keine lebendige Seele aufzufinden," sprach einer der Hirten, „denn sonst müßten wir Antwort haben. Wer in der Noth steckt, hält den Büchsenschuß eines andern Jägers für ein Hülfszeichen, und antwortet; solche Signale wie die unsrigen aber versteht ein Kind, geschweige ein Gemsjäger, wie der Wälty. Er ist nicht hier!" — „Wie aber," sprach ein Anderer, „wenn ihm das Pulver naß geworden ist, oder die Büchse?" — „Das glaub' ich nicht," erwiderte der Erste, „denn dafür sorgt ein Jäger zu gut, er weiß, daß dieß sein einziges Hülfsmittel ist." — „Vielleicht aber," sprach Rudi, „hört er uns doch nicht. Wer weiß wie sich der Schall nach der andern Seite des Berges in dem Regenwetter verliert, oder ob Wälty nicht gerade an einem donnernden Wildbache liegt. Ich dächte, Freunde, wir versuchten es, und klimmten eine Strecke weiter." — „Hier weiter, in dem Wetter? Bist Du toll, Rudi? und gerade über die Felsen am See hinaus, wo die Bahn noch viel gefährlicher ist, als auf der andern Seite? Du kannst ja keine fünzig Schritte steigen, ohne über ein Wildwasser zu müssen, was Dich hinabreißt, und dazu ist ein Sturmwind, daß man kaum stehen kann. Ueberdieß sind höher hinauf die Felsen gewiß verschneit, und dann ist vollends nicht fortzukommen." Rudi sah wohl ein, daß der erfahrene Gebirgsbewohner recht hatte, aber er beschloß dennoch, einen Versuch zu machen. „Ich gehe," rief er; „eine Stunde weit kann man wohl noch an die Wände hinankommen; bis es unmöglich ist, weiter vorwärts zu dringen, so lange muß ich es versuchen. Wer will mit?" Außer Elsi's Vater fand sich noch ein junger Hirte, der Muth genug hatte, das Wagestück zu bestehen. Sie nahmen alle Drei Büchsen mit, und schritten vorwärts. Doch wie der Senn es gesagt hatte, so fanden sie es; kaum waren sie eine Viertelstunde hinein in die Felsschluchten, als sie an Wildwasser kamen, worüber sie nicht hinweg konnten. Sie kletterten wohl eine starke Viertelstunde aufwärts daran empor, jedoch es war vergeblich, einen Uebergangspunkt zu finden. Sie mußten daher ihr Vorhaben aufgeben; da sie aber wenigstens einige tausend Schritte tiefer in die Berge gedrungen waren, so gaben sie nochmals drei Salven, die aber, wie die ersten, unbeantwortet blieben. So mußten sie denn unverrichteter Sache zu den Gefährten zurückkehren, und es blieb nichts übrig, als abzuwarten, bis der Regen sich gelegt haben würde, weil alsdann einige Stunden nachher sich die Wildwasser wieder zu verlaufen pflegen. Um zur Hülfe in der Nähe zu seyn, blieb Rudi in der Sennhütte, während Elsi's Vater wieder zu seiner Tochter hinabstieg, da er diese nicht so lange einsam und ohne Trost und Nachricht im Hause lassen wollte. Rudi begleitete ihn ein Stück Wegs, und ging dann traurigen Herzens zu den Sennen zurück, die wieder an ihr Geschäft gegangen waren. Dort setzte er sich in den Vorbau der Hütte, von wo aus er das Gebirge und den Himmel immer im Auge behielt, ob er sich nicht aufheitere. Es wurde ein Feuer angezündet, an welchem die bis auf die Haut durchnäßten Männer ihre Kleider trockneten, und dann setzten sie sich rings umher, indem jeder seine Geschäfte betrieb, wobei Rudi ihnen eifrigst zur Hand ging, damit ein Stück Arbeit gethan wäre, wenn man neue Nachsuchungen anstellen wollte. Indeß blieb das Wetter regnigt und trübe, wie zuvor, und es wurde überdieß so schwül, daß man voraussehen konnte, die Wasser müßten immer mehr wachsen, da der warme Regen den hochgelegenen Schnee am schnellsten schmilzt, und so gewaltige Wildfluthen herabbringt. Endlich, gegen Sonnenuntergang, theilte sich das Gewölk ein wenig, und vergönnte es den letzten Abendstrahlen, die Hütte mit schimmerndem Roth zu beleuchten. Nun aber war wieder die Nacht ein unübersteigliches Hinderniß, die Nachforschungen zu erneuern; jedoch wurde es hell und heller, die Sterne traten blinkend hervor, und so durfte man für den andern Tag heiteres Wetter hoffen. Der Morgen brach auch wirklich hell an; sogleich machten sich die Sennen mit Rudi auf den Weg. Allein bald sahen sie, daß die Wildwasser noch so stark waren, als gestern; die Masse des Regens und geschmolzenen Schnee's war zu groß gewesen; erst in einigen Stunden durfte man hof-

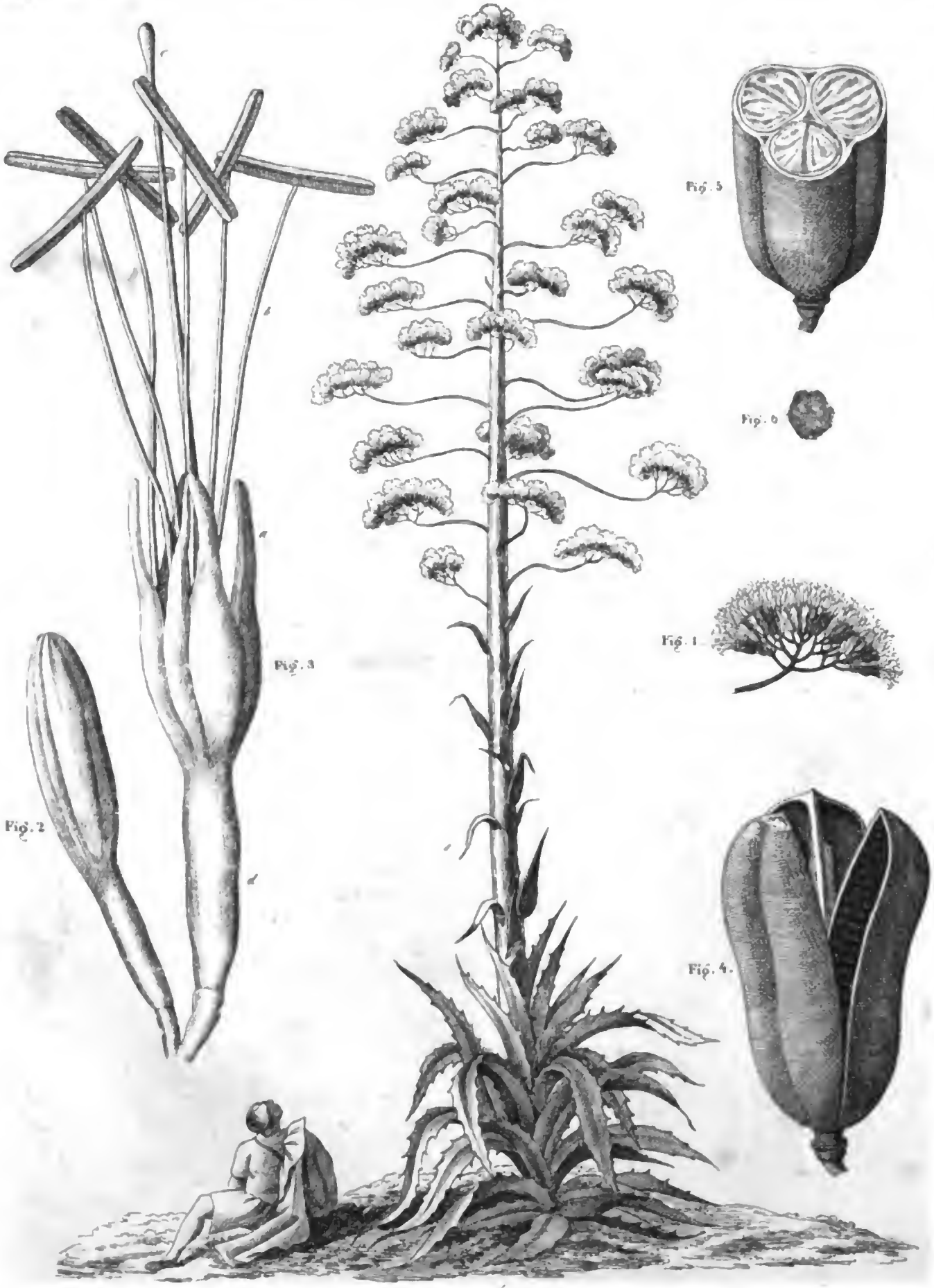
Digitized by Google

sen, daß die Ströme versiegt seyn würden. Indeß stieg die Sonne höher und höher, und brannte so heiß, daß man besorgt werden mußte, ein neues Gewitter werde heraufkommen. Und in der That, noch bevor die Folgen des erstern verschwunden waren, hörte man schon den rollenden Donner des zweiten, und die Wolken umzogen den ganzen Himmel. Mit derselben Wuth, wie das erste Mal, brach der Sturm aus den Schlünden des Gebirges hervor, ein wahrer Wolkenbruch stürzte herab, und die Blitze umflammten den ganzen Horizont. Es war unmöglich, irgend eine Nachforschung zu unternehmen. Dem Ungewitter folgte ein noch anhaltenderer Regen als der erste. — Drei Tage hindurch dauerte das Wetter! Kaum, daß kurze Zwischenräume eintraten, wo zwar der Regen aufhörte, aber doch der Himmel nicht hell wurde. Rudi verließ die Sennhütte nicht, und brachte die Zeit in düsterem Jammer hin, denn er liebte seinen Bruder aus dem treuesten Herzen. Als endlich am sechsten Tag die Sonne heiter emporstieg, und ein kühler Ostwind, die Dünste auftrocknend, wohlthätig wehte, da brach unser Freund in heiße Thränen aus, denn er wußte wohl, diese schöne Sonne könne sein Bruder nicht mehr sehen. Es blieb jetzt nichts mehr übrig, als den Leichnam des Unglücklichen aufzusuchen. Darin sehen die Bewohner des Hochgebirges eine heilige Pflicht; mit unermüdlicher Anstrengung widmen sie sich derselben, denn sie fühlen wohl, daß es der letzte Trost für die Hinterbliebenen eines Verunglückten ist, wenn sie seine Ueberreste den furchtbaren Felsschlünden entreißen, und mit christlicher Feier bestatten können, damit die Kinder und Verwandten doch in künftigen Tagen wenigstens durch das Grab eines theuern Menschen an ihn erinnert, und durch diese fromme ernste Mahnung zum Guten und Besten gelenkt werden. Es wurden daher dreißig Gebirgsleute versammelt, an deren Spitze Rudi und Elsi's Vater die traurige Nachforschung unternahmen. Sie verfolgten den Pfad, den Wälty genommen haben mußte; späterhin war zwar die Bahn, die er einschlagen konnte, unbestimmt, aber im Allgemeinen wußte man doch die Richtung, in der er gejagt hatte. Die Männer theilten sich also, und durchsuchten das Gebirge in drei verschiedenen Höhen, mit der Verabredung, einander, falls sie irgend etwas aufgefunden hätten, durch einen Schuß ein Zeichen zu geben, und sich zuletzt am Gemsbrunnen, bei dem großen Stein, zu treffen, wo sich Rudi und Wälty damals wiederfinden wollten. Der Gemsbrunnen aber ist ein klarer Gebirgsquell, der auf der Nordseite des hohen Sentis aus dem Schnee entspringt, und späterhin einen anmuthigen Wasserfall bildet; nahe bei demselben liegt ein gewaltiger Granitblock vereinzelt da, der unter dem Namen des großen Steins bekannt ist. Den ganzen Tag über suchten die Männer mit unermüdlichem Eifer; doch als sie Abends an dem verabredeten Punkt zusammentrafen, hatte Keiner auch nur die mindeste Entdeckung gemacht, die auf die Spur des Verunglückten hätte leiten können. Am nächsten Tage wurden die Nachsuchungen noch in mehreren Richtungen wiederholt; wieder vergeblich. Endlich am dritten Tage bot Rudi die doppelte Anzahl von Männern auf; die ganze Seite des Berges wurde so hoch man ohne die dringendste Gefahr kommen konnte, durchsucht, und in der Tiefe durchsuchte man sogar die Ufer des Sentis-See's auf das Genaueste, um zu sehen, ob der Unglückliche etwa hinabgestürzt sey, und sein zerschmetterter Leichnam auf irgend einer Klippe liege. Doch Alles war umsonst, Wälty blieb verschwunden, und Rudi mußte traurigen Herzens heimkehren. Erst jetzt sah er seine Elsi zum ersten Male wieder. Sie trat ihm mit wehmüthiger Freundlichkeit entgegen; doch sie wußte nicht, was sie sprechen sollte, noch fand Rudi Worte, um die tiefen Bewegungen in seiner Brust auszudrücken. Sie saßen lange bei einander, und blieben stumm, endlich brach Rudi das Schweigen. „Wer hätte das gedacht, Elsi, daß ich Dich so wiedersehen sollte! Ach, wenn ich gewußt hätte, daß so der Ausgang seyn würde, lieber wäre ich droben vom Sentis in den See hinabgestürzt, als daß ich Wälty's Vorschlag angenommen hätte. Wie jammervoll mag der Unglückliche umgekommen seyn!“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google



Aloe.

Digitized by Google

No.ro 22. Dritter Jahrgang 1830. (85)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Die Aloe.

(Mit Abbildungen.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXII.

Das ursprüngliche Vaterland dieser Pflanze ist Afrika, man findet sie jetzt aber auch häufig in Amerika, Spanien, Sicilien und besonders auf der Insel Malta, wo sie wild auf Mauern und Dächern wächst.

Die gewöhnliche Aloe, von der wir zunächst zu sprechen haben, kömmt bei uns im Freien nicht fort, man pflegt sie in Gefäßen, und bringt sie den Winter über ins Gewächshaus.

In den Apotheken wird der verhärtete Saft, oder vielmehr das Harz der gewöhnlichen Aloe, das man aus den Blättern preßt, verkauft, und als Medizin gebraucht. Dies ist eine bittere widrig riechende Substanz, die auswendig glänzend schwarzbraun und auf dem Bruch zitronenfarbig aussieht. Die unter dem Namen Succotrinaloe bekannte, ist die feinste und beste. Eine andere, weniger gute Sorte, ist die Leberaloe, die schlechteste heißt Roßaloe, die nur sehr wenig Kräfte hat, sehr wohlfeil ist, und hauptsächlich zu Arzneien für Thiere und zur Abhaltung der Insecten von Naturalien ꝛc. gebraucht wird.

Die Aloe zählt sehr viele Gattungen; unsere Abbildung zeigt uns die große amerikanische Aloe, die, wiewohl sie dem äußern Ansehen nach, vieles mit der gewöhnlichen Aloe gemein hat, dennoch von derselben im Wesentlichen sehr verschieden ist, und ein eigenes Geschlecht ausmacht, das in der botanischen Sprache Agave heißt. Diese Agave Americana nun, die wir so prächtig blühend sehen, bringt man bei uns in Teutschland nur mit großer Mühe in Treibhäusern zur Blüthe. Sie ist hauptsächlich nur im südlichen Amerika einheimisch, kommt aber auch in Spanien und Portugall im Freien fort.

Ihre Blätter kommen unmittelbar aus der Wurzel hervor, stehen dicht neben einander, sind stachelig, und erreichen oft eine Länge von vier Fuß und darüber; der Stengel oder eigentlich der Stamm treibt oft 30 — 40 Fuß hoch, und ist sehr stark. Oben hat er viele Aeste, welche die Gestalt von Armleuchtern bilden, und pyramidenförmig in die Höhe laufen. An denselben sitzen die trichterförmigen Blüthen aufrecht auf Stielen, und verbreiten einen angenehmen Geruch.

Fig. 1. unserer Tafel zeigt eine dieser Blüthen vergrößert. Fig. 2. die geschlossene Blume. Fig. 3. die vollkommene Blume in natürlicher Größe, a. ist die Krone, b. sind Staubfäden, c. der Staubweg nebst Narbe und d. sind Fruchtknoten. Fig. 4. ist eine vollkommene Saamenkapsel. Fig. 5. eine quer durchschnittene Saamenkapsel und Fig. 6. ein Saamenkorn.

Digitized by Google

Irriger Weise glaubte man sonst, diese höchst merkwürdige Pflanze blühe nur alle 100 Jahre, aber die Erfahrung hat in neuerer Zeit gezeigt, daß es unverdrossener Mühe und großer Sorgfalt gelungen ist, sie, selbst bei uns in Deutschland, nach 20 — 30 Jahren zur Blüthe zu bringen. Immer aber gehört noch in Deutschland eine große blühende Aloe zu den Seltenheiten.

In Amerika braucht man die Aeste und Blätter dieser Riesenpflanze zu Umzäunungen. Aus dem Safte wird Zucker, Essig, Honig ꝛc. bereitet. Die Blätter geben Schindeln, Seile, Zwirne ꝛc. In Spanien röstet man sie im Wasser, läßt die Fasern ablösen und bereitet daraus eine Art Flachs, woraus man schon Handschuhe, Strümpfe u. dgl. verfertigte. Aus den Stacheln der Blätter machen die Amerikaner, Spieße, Nadeln und andere Werkzeuge.

Die Gemsenjäger.

(Fortsetzung und Beschluß von Seite 84.)

„Gott wird ihm in seiner letzten Stunde beigestanden haben," sprach Elsi fromm; „er wird im Himmel seyn, und sich des Lohnes freuen, den uns der Herr verheißen hat. Er hatte ein gutes liebes Herz — er war," — hier brach sie in heftige Thränen aus, und konnte nicht weiter sprechen. Auch Rudi weinte bitterlich, und gedachte des Todten, wie er gut und treu und redlich war, und kein Falsch in seiner Seele hatte. Nach einer Pause sprach Elsi weiter: „Was habe ich ihm nicht zu danken! Als ich droben den Fall that, und Niemand in der Nähe war, so daß ich vielleicht auf dem einsamen Berge die Nacht hätte in Schmerzen liegen, ja verschmachten müssen, wenn solch' ein Wetter mich betraf, als ihn dort oben überfallen hat, — da war er mein Retter! Kein Auge hatte mich gesehen; nur er, von der fernen Alpe herüber, sah mich fallen, und eilte herbei. Und jedes seiner Worte war ein sanftes Heilmittel, so kamen sie aus einer guten Seele! Gott mög' es ihm ewig lohnen, wir aber wollen für ihn beten." — „Das wollen wir," sprach der Vater, „und Gott wird uns erhören." — So saßen sie, und gedachten des Verlornen, und weilten bei ihrem Kummer. —

Indeß vergingen Wochen und Monden. Der Herbst kam heran, und entfloh; die Herden wurden zu Thal getrieben, und der traurige, einsame Winter begann, ohne daß ihnen Ruhe und Trost wieder zurückgekehrt wäre."

Hier hielt unser Begleiter inne, die Geschichte hatte ihn selbst tief erschüttert; aus seinen Zügen sprach eine mehr als gewöhnliche Theilnahme. Wir Alle saßen und schwiegen. Indeß war die Sonne tiefer und tiefer gesunken, und beleuchtete mit sanftem röthlichem Schein die friedlichen Matten. In den malerisch darauf zerstreuten, mit Gebüsch umkränzten Hütten schimmerten die hellen Fenster im Gold der Abendsonne; die Herden hingen an den Triften und das Geläute ihrer Glocken erklang mit friedlichen Tönen durch die abendliche Ruhe. Auf überhängendem Fels spielten die munteren Ziegen, und in der Ferne ließ sich eine angenehme Männerstimme vernehmen, die den Kuhreigen sang, dessen weiche Melodie verhallend in den weiten Windungen der Thäler erstarb. Alles, was wir je von der Lieblichkeit der schweizerischen Landschaften gehört hatten, wodurch uns in der Ferne und in der Jugend das Herz sehnsüchtig gehoben und der mächtige Drang erweckt worden war, jenes paradiesische Land kennen zu lernen, belebte sich jetzt in uns mit der Frische der Gegenwart. Wir waren im Anschauen des lieblichen Bildes, das der Himmel mit dem reinsten Blau umspannte, verloren, und der wehmüthige Anklang, den die Erzählung in uns geweckt hatte, wurde durch die friedliche, beruhigende Natur um uns her sanft gemildert.

Nach einer Pause, in der Niemand gesprochen hatte, fuhr der Erzähler fort:

„Rudi verlebte nun den traurigsten Winter; er sehnte sich nach dem Frühling, nicht weil er sich seiner Lieblichkeit zu freuen hoffte, sondern weil alsdann die erhöhte Thätigkeit des Landmanns ihn hinaus in's Freie, auf die Senten rief, wo er bei dem eifrigen Wirken und Schaffen nicht mehr starr, nur seinem stummen Schmerz nachhängen konnte. Auch empfand er einen unbezwinglichen Drang,

Digitized by Google

wieder die höchsten Felsen zu erklimmen, und das gefahrvolle Weidwerk zu üben, als wenn seine Seele jener starken Erschütterungen bedürfte, um neben ihrem Schmerz noch andere Empfindungen zu hegen. Endlich kehrte der Lenz zurück. Neues Grün umkleidete die Matten, der Schnee schmolz von den Bergen, und stürzte in brausenden Wildbächen und donnernden Lavinen herab. Die Höhen wurden nun wieder lebendig, der Senne fuhr zu Berg, und trieb die freudigbrüllenden Herden gegen die Alpen hinauf; die Hütten droben öffneten sich, und die frohe Thätigkeit darin begann auf's Neue. Rudi brachte die meiste Zeit droben zu; nur selten kam er herab, um sein reiches Erbe drunten in Ordnung zu erhalten. Aber nicht wie sonst führte ihn sein Weg an Elsi's Fenster vorüber, oder an der Alpe hin, wo sie oft in ihres Vaters Sennhütte weilte, und Mägde und Knechte mit freundlicher Aufmunterung in Arbeit erhielt, sondern er wählte einen weiten Umweg und stieg am steilsten Abhang hinauf und hinab, um ihr nicht zu begegnen. Nur aus weiter Ferne blickte er dann und wann von der Höhe seines Berges hinunter in's Thal nach ihrem Garten, oder hinüber nach den Alpen, wo sie bei des Vaters Herde weilte. Aber die Entfernung war so groß, daß er nur ihre Gestalt an der Kleidung unterscheiden, nicht ihre lieblichen, jetzt blassen und traurigen Züge erkennen konnte, ja selbst der Schall der Stimme vermochte nicht hinüber zu dringen.

Auch das hohe Gebirge war nunmehr wieder offen. Rudi nahm die Büchse auf die Schulter und brachte ganze Tage in jenen unwirthbaren Höhen zu. Am liebsten ging er denselben Weg, den er am Tage jener Jagd genommen hatte, setzte sich auf denselben Ruhepunkt nieder, und ließ die traurigen Bilder der vergangenen Zeit an sich vorübergehen. Ach, er fand leider nur, daß sie, je näher sie der Gegenwart kamen, immer düsterer wurden; diese selbst aber schien am traurigsten von allem zu seyn, und jeder kommende Tag schwerer zu ertragen, als es der fliehende gewesen war. Eines Morgens verließ er mit der dämmernden Frühe die Sennhütte. Er ging bis auf jene Matte zu den Felsblöcken hinan, wo er Wälty zum letzten Male gesehen hatte. Jetzt wollte er den gewöhnlichen Weg rechts einschlagen, als er auf einmal still stand, sich besann und dann sich links wendete. Ein dunkler Trieb des Lebens-Ueberdrusses mochte ihn bewegen, die Seite zu wählen, wo Wälty verschwunden war. „Vielleicht," dachte er, „kehrst auch Du nicht wieder zurück; mag es seyn, denn was soll ich im Leben?" So nahm er denn den Weg über die furchtbaren Felsen, die den schwarzen Sentis-See himmelhoch umstarren. Als er etwa dreiviertel Stunden größtentheils aufwärts geklimmt war, befand er sich gerade über dem See. Zu seiner Rechten stieg eine so steile Felswand empor, daß sie fast überzuhängen schien; zur Linken gähnte die schwindelnde Tiefe des Abgrundes, auf dessen Grunde der kalte schwarze See sein felsiges Bett hatte. Der Pfad war so schmal, daß zwei einander Begegnende sich unmöglich hätten ausweichen können; die Stelle schien Rudi fremdartig; er entsann sich nicht, jemals hier vorbeigekommen zu seyn. Auf die Büchse gelehnt, beugte er sich über den Rand des Absturzes hinaus, und blickte in die Tiefe. Senkrecht unter seinen Füßen lag der See, so ruhig, daß die Felswände sich darin spiegelten, und unter ihnen der Widerschein des Himmels zu sehen war. Es schien, als sey hier ein Felsenthor mitten durch den Erdboden gesprengt, und jenseits erblicke man schon wieder den fernen Schimmer eines neuen Lichtes. Selbst der gefahrgewohnte, lebensüberdrüssige Gemsenjäger schauderte unwillkührlich, als er in diesen Abgrund hinabsah. Nicht der Tod, aber die Gestalt des Todes kann den Muthigsten erschüttern. Hier hinabzustürzen, von Klippe zu Klippe zerschellend, in grauser Verstümmelung und Zerschmetterung den Boden zu erreichen, vom See verschlungen zu werden, oder auf den schroffen Felszacken zerrissen hier und dort hängen zu bleiben, den Adlern des Gebirges zur eklen Beute, so daß auch keine Spur von unsern irdischen Ueberresten zu entdecken ist, die trauernde Angehörige bestatten und ihnen einen Grabstein, oder ein schwarzes Kreuz setzen könnten, damit es unsern Freunden oder Kindern ein Gedächtniß wäre, daß auch wir dereinst lebten, uns mit ihnen freuten, ihnen wohlthaten. — Von solchen Vorstellungen muß auch

Digitized by Google

das muthigste Herz erschüttert werden. Alle diese Bilder gingen an Rudi's Seele vorüber, als er, über die schauerliche Kluft gebeugt, in die Tiefe hinunterstarrte. Und doch, mit einem Schritt vorwärts, allem herzzerreißenden Gram ein Ende machen zu können — noch mehr, wie vor dem Abgrund, bebte seine fromme christliche Seele vor diesem Gedanken zurück. Er richtete sich auf und verfolgte seinen Weg weiter; jeder Schritt vorwärts überzeugte ihn, daß er ihn noch nie gewandelt sey; doch konnte er sich nicht entsinnen, wo er von den bekannten und gewöhnlichen Pfaden abgewichen seyn mochte, was wissentlich so leicht kein Jäger wagt, da es selten frommt, und auf's Mindeste einen vergeblichen Weg verursacht, indem man bald nicht weiter vordringen kann, und nun Schritt vor Schritt zurück muß. Indeß beschloß Rudi, den Pfad zu verfolgen, so lang es ginge. Er zog sich immer dicht am Rande des Abgrundes hin, hob sich aber steil und steiler in die Höhe. Plötzlich wandte er sich um einen Felsvorsprung, und stieg von dort an beinahe senkrecht aufwärts, so daß es Rudi bedenklich wurde, ihn zu verfolgen, indem er befürchtete, nicht zurück kommen zu können, da das Abwärtssteigen immer viel schwieriger und gefährlicher ist, als das Aufwärtsklimmen; einige Zeit glaubte er indeß noch weiter vordringen zu dürfen, da er viel dorniges Gestrüpp sah, an welchem er sich, im Fall er umkehren müßte, halten könnte; auch schien es ihm, als nehme der Pfad höher eine viel ebnere Richtung. Er setzte daher den gefahrvollen, beschwerlichen Weg fort. Bald hatte er einen Felsabsatz erreicht, auf dem er ausruhte. Von hier überschätzte er noch einmal die Höhe vor sich, und blickte dann zurück. Es war schon jetzt sehr gefährlich, hinabzuklimmen. Indem er so stand, und die Augen spähend bald auf- bald abwärts schickte, bemerkte er, noch etwa eine Thurmhöhe über sich, auf einem vorspringenden Felszacken, eine Gemse, die als Vorhut dazustehen schien. Hier mußte also ein Waideplatz in der Nähe seyn, den er zwar nicht kannte, jedoch hatte er Ursache zu glauben, daß derselbe mit einem andern auf dem jenseitigen Rücken des Berges zusammenhängen werde, von wo aus sichere Pfade abwärts führten. Die Platte zu erreichen, wo die Gemse stand, schien ihm leichter, als den gefährlichen Weg zurück zu machen; er schwang sich daher kletternd höher empor, das Thier nicht aus dem Auge lassend, indem er, näher herangeklimmt, es zu erlegen hoffte. Jetzt sah er etwa zwanzig Fuß über sich wieder einen Felsabsatz, von dem er einen bequemen Schießstand hatte. Dahin arbeitete er sich also empor. Schon hatte er ihn mit der rechten Hand erreicht, und wollte sich eben hinaufschwingen, als plötzlich unter seinem fest aufgestemmten Fuß der Fels wich, und er sich vom Hinabsturze nur dadurch rettete, daß er schnell mit der Linken einen dürren Dornstrauch ergriff. Unter ihm aber lösten sich mehrere Steine, rissen andere nach sich, und stürzten mit donnerndem Gepraffel in die entsetzliche Tiefe hinab. Rudi hing jetzt nur mit den Händen angeklammert am Felsen, über dem Abgrund; ein kalter Schauer fuhr ihm durch alle Glieder. Doch verlor er die Besonnenheit des Jägers nicht, sondern hielt sich mit allen Kräften fest, bis er wieder in einer Lücke festen Fuß fassen konnte. Dann zog er sich mühsam aufwärts, und mit einem gewandten Schwunge war er auf der Felsplatte, die einen geräumigen Standpunkt darbot. Wer aber beschreibt seine Empfindung, als er an den Fels gelehnt eine Jagdtasche und eine Büchse erblickte, die er auf den ersten Blick für Wälty's erkannte. „Heiliger Gott!" rief er aus, „also von hier hat er sich hinabgestürzt!". Es wurde ihm schwarz vor den Augen, indem er mit diesem Gedanken in den furchtbaren Schlund hinab sah; er mußte sich gegen die Felswand lehnen, um nicht niederzusinken. Nach wenigen Minuten aber kehrte ihm die Besinnung zurück; er durchsuchte die Jagdtasche, um zu sehen, ob er etwas finden könne, was ihm nähere Auskunft über das Schicksal seines unglücklichen Bruders geben könnte. Doch fand er nichts als das Jagdmesser, Pulverhorn, Blei, ein Seil, welches Gemsjäger für gefährliche Fälle immer mitnehmen, und einen Spitzhammer, für den Fall, daß sie in einen glatten Absatz ein Loch schlagen müssen, um Fuß fassen zu können. Er untersuchte die Büchse; sie war zwar stark verrostet, doch hatte das Zündloch noch so viel Luft, daß man sehen konnte, sie war abgeschossen; auch stand die Pfanne noch offen, und der Hahn war abgeschnarrt, wie der Jäger das Gewehr unmittel-

Digitized by Google

bar nach dem Schusse einige Augenblicke zu lassen pflegt, bis der Rauch sich verzogen hat. Dies führte Rudi auf die Vermuthung, daß sein Bruder von hier aus den Schuß gethan haben mußte, den er gehört hatte, und wenn er die Zeit, in welcher er diesen Punkt erreicht haben mußte, überlegte, so stimmte auch dieser Umstand dazu. Was konnte aber hier anders sein Ziel gewesen seyn, als eben jene Vorhut, auf der auch jetzt wieder eine Gemse stand und lauschte? Indem Rudi nach dem Thiere hinaufblickte, glaubte er etwas Weißes sich bewegen zu sehen; es erhob sich gerade ein frischer Luftzug, und in der That wurde durch ihn ein weißes Tuch flatternd hin und her bewegt. Jetzt fiel es wie ein Lichtstrahl in Rudi's Seele: „Er hat von hier aus geschossen, sein Ziel getroffen, die Beute holen wollen, die Büchse und Jagdtasche, um leichter zu klettern, zurückgelassen, und ist dort verunglückt, oder hat keinen Ausweg finden können." Der Gedanke, daß Wälty sich absichtlich das Leben genommen habe, verschwand mit einem Mal aus seiner Seele. Das aufgesteckte Tuch war ein Nothzeichen, die zurückgelassene Büchse erklärte es mit einem Mal, weßhalb er nicht auf die Signale geantwortet hatte, kurz alle Umstände waren so augenscheinlich, daß Rudi nicht den geringsten Zweifel mehr haben konnte. Einen Augenblick stand er an, was er thun solle; dann aber war es ihm klar, daß er hinauf müsse, um Gewißheit, um Beweise zu haben. Der Gedanke an die Gefahr schreckte ihn zwar einen Augenblick; sein eigner Bruder hatte ohne Zweifel auf jener Stelle den Tod gefunden; doch die dunkle Vorstellung, daß Elsi's Besitz von diesem Wagestück abhänge, die besonnene Erwägung, daß er alle Vortheile bei sich habe, von denen der Bruder sich nur zu leichtsinnig entblößt hatte, überwogen sogleich jede Bedenklichkeit. Allein mit größester Vorsicht unternahm er das gefährliche Wagniß. Zuerst schoß er nach der Gemse auf dem Felsen, verfehlte sie jedoch absichtlich, um zu sehen, wohin sie flüchten würde. Sie verschwand in der Granitwand, so daß es augenscheinlich war, sie rette sich durch eine Felsspalte. Hierauf nahm Rudi aus der Jagdtasche des Bruders das Messer, das Seil, den Spitzhammer und das noch brauchbare Pulver, um mit allen diesen Gegenständen reichlicher versehen zu seyn, band sich hierauf die Büchse und seine eigene Jagdtasche so fest, daß sie ihm am Klettern nicht hinderlich seyn konnte, und machte sich nun auf den Weg. Dieser aber war in der That gefährlicher, als er schien, denn das Gestein war so verwittert, daß man fast nirgends mit Sicherheit festen Fuß fassen konnte, und stellenweise mußte man so hohe steile Absätze hinauf, daß Rudi voraussah, das Hinuntersteigen werde von der äußersten Gefahr seyn. Doch faßte er Muth und klimmte höher und höher, allein je weiter er aufwärts kam, je gefahrvoller wurde die Unternehmung. Bald sah er ein, daß wenn sein Bruder hier hinaufgestiegen war, er es nur in der Hoffnung gethan haben könnte, von der Platte oben einen besseren Weg vorwärts zu finden, denn hier war an eine Rückkehr nicht mehr zu denken. Nicht einmal umzublicken wagte Rudi jetzt, weil er wußte, wie sehr, trotz der Uebung und der Gewohnheit des Gemsjägers, der unmittelbare Blick in den Abgrund den Muth auch des Kühnsten erschüttert. — Noch eine kurze Reise, und das Ziel war erreicht; das Tuch flatterte über seinem Haupte, die Hoffnung erfüllte sein Herz mit wunderbarer Kraft. Mit unsäglicher Anstrengung arbeitete er sich an der immer schroffer werdenden Wand empor; jetzt erreichte er die Felsenplatte mit der Hand; noch einmal kühn aufgeschwungen und Fuß gefaßt, und er war droben. Es gelang. Erschöpft sank er, halb bewußtlos zusammen, und athmete schwer auf; erst nach einer Minute fand er die Kräfte wieder, sich aufzurichten und umher zu blicken. Der erste Blick richtete sich auf das in eine Felsritze geklemmte Tuch; es war Wälty's. Wo aber konnte er selbst seyn? Die Granitplatte, auf der Rudi stand, war etwa drei Schritte lang und breit, übrigens aber ganz nackt und unwirthbar. Nach keiner Seite führte ein Pfad weiter, sondern die Wand hob sich glatt und schroff himmelhoch dahinter empor. Nur eine Felsspalte öffnete sich darin, in die ein Mensch nur oben sich hineinzwängen konnte: jenseits derselben schimmerte aber zu seiner Freude das Tageslicht hindurch. Sogleich schmiegte er sich hinein; da stieß er im Dunkel an einen weichen Körper. Er zog

Digitized by Google

ihn hervor — es war Wälty! Nicht nur an der Kleidung erkannte er ihn, sondern in der scharfen, reinen, kalten Luft der Höhe war auch der Körper unverwest geblieben. Mit tausend Thränen, der eignen Gefahr vergessend, denn auch ihm stand ja das gleiche Loos bevor, auf der furchtbaren Höhe zu verschmachten, warf sich Rudi neben den Leichnam nieder, und betrachtete die stillen leidenden Züge des Bruders. Er schien nicht durch die entstellende Qual des Hungers, sondern mit ruhiger Ergebung in sein Schicksal, und mit der Hoffnung auf das bessere Jenseits gestorben zu seyn. Rudi erinnerte sich, daß er immer ein kleines Gebetbuch, mit welchem zugleich eine Schreibtafel verbunden war, bei sich getragen habe, und suchte darnach; er fand es in dem Seitentäschchen seines kurzen Jagdkollets, der gewöhnlichen Tracht der Gemsjäger. Voller Ahnungen öffnete und durchblätterte er es, und fand endlich auf einem der leeren Pergamentblätter am Ende desselben folgende Worte:

An meinen theuren Bruder Rudi!

„Gott hat entschieden zwischen uns, aber anders als wir dachten! Jetzt ist keine Rettung mehr für mich. Eure Zeichen hörte ich, aber ich konnte nicht antworten; ich weiß, daß ihr mich treulich gesucht habt. Mögt ihr meinen Körper finden, und wenn es möglich ist, bestatten. Ich erwarte jetzt geduldig meinen Tod; mit einem Sprunge könnte ich ihn rasch herbeiführen, aber ich will nicht als Selbstmörder enden. Ich fühle keine Qual; nur matt bin ich, und werde bald entschlummern. Die furchtbaren Wetter machen meine Rettung durch Euch unmöglich; Gott hat sie gesandt! — Lebe nun wohl! Tausendmal grüße sie, — sie — an die ich im Tode denke! Bruder, sey glücklich mit ihr, dieß ist mein letztes Wort an Dich, mein letzter Wunsch, mein letztes Gebet." Dein Wälty.

Als Rudi diese Zeilen gelesen hatte, brach er in heiße erleichternde Thränen aus; mit unaussprechlicher Rührung blickte er in das stille blasse Antlitz des Bruders, und faßte seine kalte Hand. Lange war sein Herz so bewegt, daß er sogar seine eigene Lage vergaß. Ein zufälliger Blick in den furchtbaren Abgrund neben ihm, erinnerte ihn erst wieder daran. Da durchbebte ihn ein Schauer des Todes; zurück, das sah er wohl, konnte nur ein Wunder ihn führen. Er versuchte daher jetzt weiter in die Felsspalte hinein zu kriechen, hinter der er das Licht schimmern sah. Da stieß sein Fuß wieder an etwas; er zog es in's Freie; es war ein todter Gemsbock, mit einer Schußwunde mitten in der Brust. Unfehlbar hatte diesen Wälty's Schuß erlegt. Mit wahrem Trost sah Rudi, daß dieses Thier übrigens unversehrt war, denn es diente ihm zum Zeichen, daß Wälty nicht den furchtbaren Qualen des Hungertodes unterlag, sondern an der langsamen Ermattung verschieden war, die in dieser Höhe einen erschöpften, ermüdeten Menschen bald überfällt und langsam einschläfert. Hätte ihn der Hunger gequält, so würde er sich von dem Fleisch der Gemse das Leben gefristet haben. Ohne auf einen andern bemerkenswerthen Gegenstand zu stoßen, drang Rudi jetzt bis an's Ende der Felsspalte vor; sie verengte sich zuletzt so, daß nur eine Gemse, aber unmöglich ein Mensch hindurch konnte. Heiliger Gott, jetzt sah er erst, wie leicht Wälty zu retten gewesen wäre! Ein starker Spitzhammer reichte hin, den spröden Stein so weit herauszuarbeiten, daß man durch die Spalte kommen konnte, und jenseits schien der Fels ersteigbar. Sogleich machte sich Rudi an's Werk. Er arbeitete mit eifriger Anstrengung mit dem Hammer ein Loch in den Stein, hierauf füllte er es mit Pulver, trennte einen Faden aus seinem Strumpf aus, den er mit zerdrücktem Pulver einrieb, und ihn als Zündfaden einhing, legte sodann glimmenden Schwamm an, und entfernte sich aus der Spalte. In weniger als einer Minute entzündete sich die Mine mit furchtbarem Krachen. Als der Staub und Rauch sich verzogen hatten, fand Rudi die Spalte so weit ausgesprengt, daß er ungehindert hindurch konnte. Jetzt sah er, daß er sich auf einem vorspringenden Felsen befunden hatte, hinter welchem sich eine, weder tiefe noch steile Kluft einsenkte, aus der er zum höhern Gebirgsstock aufklimmen, und so über das Joch des Berges hinüber, an die andere Seite desselben kommen konnte. In weniger als einer Stunde war er hinüber und auf einem Weideplatze jenseits, derselbe, in dessen Nähe er bei der verhängnißvollen Jagd des vorigen

Digitized by Google

Jahres den ersten Schuß versuchen wollte. Auf Pfaden, die einem Gemsjäger bei gutem Wetter durchaus nicht gefährlich scheinen, war er jetzt schnell wieder auf der grünen Matte, wo er den Bruder zum letzten Male gesehen hatte, und von dort eilte er, keine Ermüdung fühlend, in aller Hast auf die Senten, wo Elsi's Vater seine Sennhütte hatte. Schon von Weitem entdeckte er Elsi, und verdoppelte seine Eil; auch sie erkannte ihn, und da sie seine Hast sah, gieng sie ihm, ein Unglück befürchtend, schnell entgegen. Als Rudi sie erreicht hatte, konnte er anfangs kein Wort hervorbringen, endlich rief er: „Elsi! Gott wandelt wunderbaren Weg. Ich habe Wälty's Leiche, und bei ihm sein Gebetbuch gefunden! Hier lies, was er selbst im Tode geschrieben." Dabei reichte er ihr das offene Büchlein hin. — Elsi las, und sank weinend in seine Arme. — Der Vater, welcher auf der Sente war, und Beide gesehen hatte, trat hinzu; er segnete den Bund, den sie nun mit reinem Herzen schließen konnten. Und wenn gleich eine trübe Stimmung sich daran knüpfte, so wissen wir ja Alle, wie Gott es so weise geordnet hat, daß aus Leid endlich Freude wird, daß ein überwundener Schmerz in der Stimmung zuletzt ein Labsal werden kann. Und trostreich und völlig beruhigend mußte ihnen der Gedanke seyn, daß Gottes Huld stets auch da Segen verleiht, wo wir nur Leid und Schmerz erblicken; das Vertrauen auf den Vater also stärkte sie, denn sie hofften und glaubten fest, daß er Wälty's Leid ihm jenseits tausendfach vergütet haben werde. — Am nächsten Tage ging Rudi mit vielen Bewohnern des Gebirges hinauf zu dem Felsen, und holte Wälty's Leiche. Mit unsäglicher aber unverdroßner Mühe trugen die starken kühnen Gebirgsleute sie den steilen Fels hinauf und hinab, bis in's Thal. Dort wurde sie feierlich und unter großem Zulauf des Volkes bestattet, denn die wunderbare Geschichte war überall bekannt geworden. Zwei Monden später, an dem Tage, wo Wälty und Rudi jene ihr Geschick so merkwürdig entscheidende Jagd unternommen hatten, wurden Beide durch das Sakrament der Ehe verbunden." —

Hier schwieg unser Begleiter, und auch wir saßen stumm. — Die Sonne war nahe am Untergehen; schon glänzten die Häupter der Berge in feurigem Purpur, und die Schneegipfel umschlang ein rosiger Hauch. Wir brachen auf. Kaum eine halbe Stunde, und wir befanden uns im Thal. Da sahen wir an einem stattlichen, aber einfach ländlichen Hause links am Wege eine junge Frau sitzen, die einen Säugling auf dem Arm trug. Als sie uns erblickte, ging sie uns entgegen. Der schlanke Wuchs, das große blaue Auge und reiche blonde Haar, der edle und doch so herzliche Ausdruck der Züge überraschten uns; es war nicht möglich sie nicht zu erkennen. „Gott grüß Euch, Herr Pfarrer," sprach sie mit anmuthiger Freundlichkeit und erquickendem Wohllaut der Stimme, indem sie unserm Begleiter die Hand reichte. „Schön Dank, meine Elsi, antwortete er, und wir standen still und betrachteten die holde Erscheinung mit einer wunderbaren Mischung der Gefühle. „Das ist Elsi, mein Beichtkind," sprach der Pfarrer. „Ich habe ihre Ehe eingesegnet. — Die Herren sind fremd, gute Elsi, sie kommen, unsere Berge zu sehen; wir haben einen weiten Weg gemacht. Erquickest Du uns wohl mit einer Schale Milch?" — „Herzlich gern," antwortete sie, und eilte in's Haus. Indem trat ihr Mann aus der Thüre; eine kräftige, hohe Gestalt, ein Gesicht voll Ausdruck der Biederkeit und des Muthes. Auch er hieß uns mit einfacher schweizerischer Herzlichkeit willkommen, und lud uns zum Sitzen auf die Hausbank ein. Elsi brachte bald in einem großen Deckelglase frische Milch, und kredenzte sie, da Rudi sie dazu aufforderte, auf's Freundlichste nach Schweizer Art, indem sie einige Tropfen trank, und mir dann das Glas mit einem anmuthigen: „Wohl bekomm's dem Herrn!" reichte. Nie erfrischte mich ein Trunk mehr als dieser. — — Wir mußten leider bald von dem traulichen Ort, den wohlwollenden, herzlichen Leuten, die uns, ohne daß sie es ahneten, durch ihr Geschick so tief bewegt hatten, scheiden; denn nur zu selten hat ein Reisender Muße genug, um zufälligen, das heißt, nicht im sogenannten Reiseplan berechneten Beschauungen Zeit zu widmen, wären sie auch noch so anziehend. Es ist eine Thorheit, daß man nicht wenigstens bisweilen anders, mit unbestimmten Vorsätzen reist, und dem glück-

Digitized by Google

lichen Zufall eine Hand bietet, die er ergreifen könnte. Freilich aber eben wenn man sie bietet, und auf ihn wartet, zeigt er sich nicht, um sie zu fassen.

Wir schieden mit einem herzlichen Händedruck, und die wohlwollendsten Wünsche für unser Bestes begleiteten uns. Indem wir gingen, sagte uns der Pfarrer: „Dort steht der Rosenstrauch, von welchem Elsi damals den Brüdern die Abschiedsrosen pflückte, denn sie wohnt hier mit Rudi in ihres Vaters Hause." Da wandte ich mich um und bat um die Erlaubniß, mir eine Rose pflücken zu dürfen. Elsi aber sagte: „O, ich will dem Herrn die allerschönste brechen," gab den Säugling ihrem Manne, und eilte mit anmuthig schnellen Schritten an den Strauch, von dem sie eine liebliche Rose brach, und mir darauf den Hut abforderte, um sie daran zu befestigen. Während sie mit freundlicher Umsichtigkeit damit beschäftigt war, sah sie so glücklich und so holdselig aus, daß ich mich einer freudigen Rührung, ja einer Thräne nicht erwehren konnte, indem ich daran dachte, mit wie schmerzlichen Empfindungen dies reine Herz noch vor kurzer Zeit hier zwei Rosen gebrochen hatte. Weich' ein Segen ruht auf einer schuldlosen Seele! — Elsi war fertig; sie reichte mir noch einmal die Hand — ich ging. Die Rose prangte drei Tage auf meinem Hut; erst als sie ganz welk geworden war, nahm ich sie ab, und legte sie in die Schreibtafel. Gute Elsi! sey so lange glücklich, als diese liebe Rose mir ein unschätzbares Andenken bleiben wird!

L. Rellstab.

Verschiedenes.

In der Themse bei London und in London giebt es jetzt fast gar keine Fische mehr. Seit 10 bis 12 Jahren scheint das Wasser der Themse durch die ungeheuere Masse von Unrath, den die Riesenstadt in den Fluß führt, ganz vergiftet zu werden. Sonst fanden wohl gegen 400 Fischer ihr Brod, und brachten manchen Tag 50,000 Fische auf den Markt; jährlich fingen sie gegen 3,000 köstliche Salmen; jetzt sind diese alle und jene fast ganz verschwunden. Aale, welche man in Schiffen mit durchlöchertem Boden von Friesland nach London einführt, suchen aus ihren Behältern herauszukommen, werden fleckig, wie Schlangen, und sterben schnell hinweg. Schon vor ein paar Jahren sah man, wie die Fische in Todesangst den Kopf aus dem Wasser empor hoben und sich aufs Gras ans Ufer zu werfen suchten. Jetzt ist aber nicht einmal ein solches Schauspiel wahrzunehmen.

Gewiß sind die Fliegen ein sehr unangenehmes Insekt; alle Mittel, sich davon zu befreien, sind bis jetzt fehlgeschlagen. Indeß haben die Fleischer zu Genf ein Mittel, sie von dem Fleisch, welches sie auslegen, zurückzuhalten. Dieß geschieht, wie man jetzt entdeckt hat, durch den Geruch des Lorbeeröls, der ihnen unerträglich ist. Riecht dieses Oel auch nicht angenehm, so kann man doch dadurch eßbare Gegenstände, so wie auch Möbels, vor diesen unangenehmen Insekten bewahren.

Aphorismen.

Schon der Versuch einer guten That ist eine gute That.

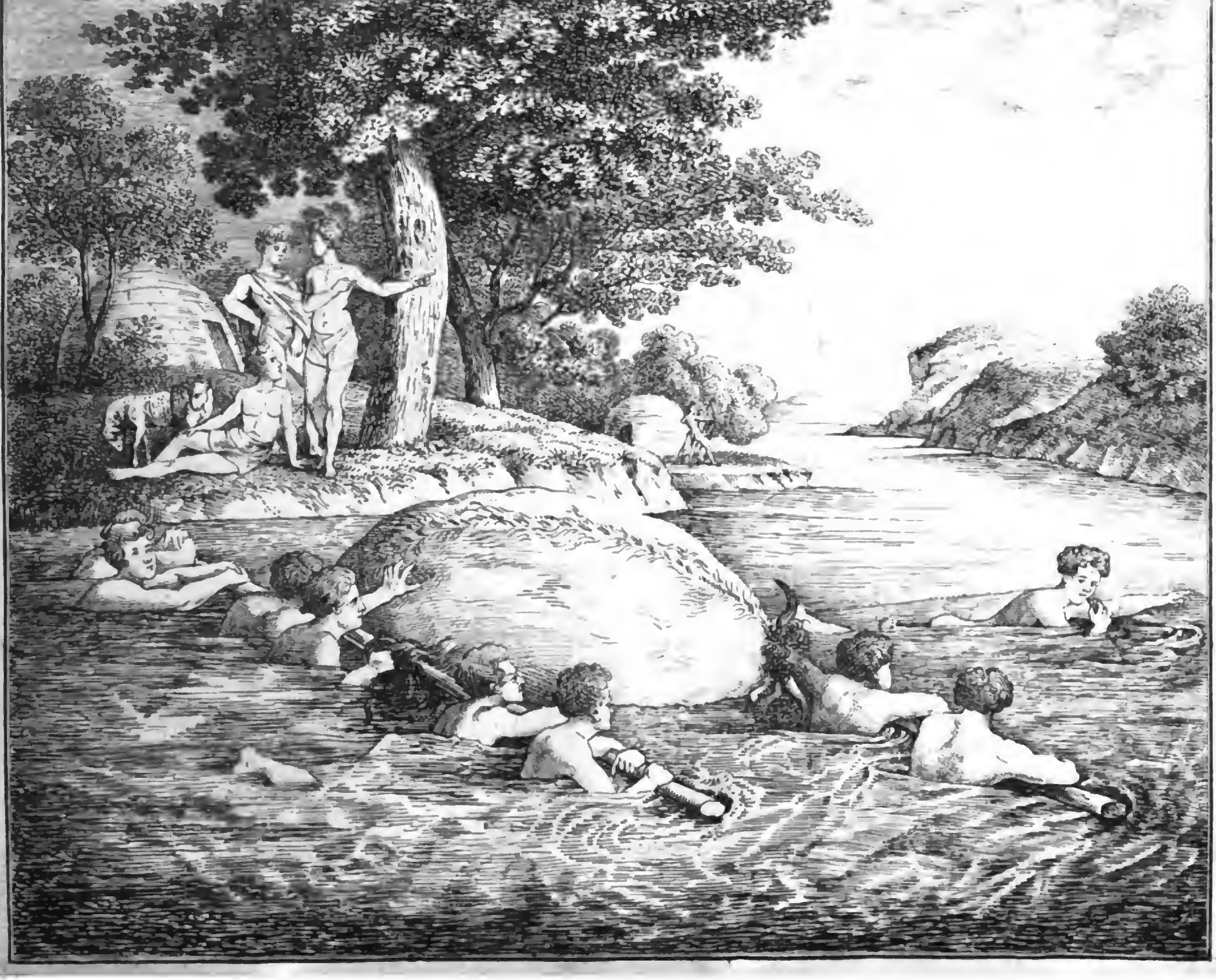
Wohlthaten sind der einzige Schatz, der immer mehr zunimmt, je mehr man von demselben ausgiebt.

Thue nichts in deiner Leidenschaft. Wer wird während des Sturmes vom Lande stoßen wollen?

Schweigen an rechter Stelle, beurkundet gute Erziehung; Bescheidenheit, Verstand, Wahrheitsliebe ein frommes Gemüth.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google



No.ro 23. Dritter Jahrgang 1830. (93)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Sonderbare Schifffahrt in dem Staate von Gingyre.

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXIII.

Eine eigene Art über Ströme zu setzen, zeigt die heute dem Unterhaltungsblatt beigelegte Zeichnung. Diese sonderbare Schifffahrt findet in dem kleinen Staate von Gingyre Statt, welcher auf der bis jetzt noch sehr wenig besuchten östlichen Küste von Afrika liegt.

Das Land, welches diesen Staat bildet, liegt längs den Ufern des Flusses Zebél, der seinen Ursprung in Boscham, im Bezirk des Königreichs Narea hat, und rauschend durch die Gebirge fließt, welche die beiden Länder trennen.

Nachdem dieser Fluß, der weit größer als der Nil ist, fast das ganze Reich von Gingyrien umkreiset, welches demnach fast eine Halbinsel bildet, verfolgt derselbe seinen Lauf bis nach der Küste von Melinda, wo er sich ins Meer stürzt. Wenn nun die Einwohner von Gingyrien ihn durchschiffen wollen, tödten sie eine Kuh, füllen in deren Haut ihre Habe, indem sie solche mit aller Kraft aufblasen, dann befestigen sie daran, wie an einer Sänfte, 2 Stangen, hängen sich zu zwei und zwei auf jede Seite, um so die Maschine im Gleichgewicht zu halten, und während vornen ein guter Schwimmer an einem Stricke zieht und zwei andere von hinten nachschieben, setzt die ganze Gesellschaft über die breitesten Flüsse.

Das ganze Volk der Gingyrier lebt in der Sclaverei und der König ist unumschränkter Herr über den Besitz seiner Unterthanen. Wenn er von fremden Kaufleuten irgend etwas Kostbares kaufen will, giebt er ihnen eine Anzahl Sclaven, wie sie sie dafür verlangen, und befiehlt sogleich seinen Dienern, solche nach deren Belieben aus den Söhnen und Töchtern der Einwohner zu wählen. Dies ist ein Vorrecht, das die Zeit geheiligt, und derjenige, so in den Verdacht käme, diese barbarische Handlung zu mißbilligen, würde dem Tode nicht entgehen.

Vaterländische Mährchen.

3.

Das Suggenthal.

„In's Suggenthal oder in's Glotterthal?" So lautete die inhaltschwere Frage unsers Kutschers, als wir an einem der schönsten Sommermorgen zur Zähringervorstadt von Freiburg hinausfuhren. Bisher hatte noch Niemand daran gedacht, daß wenn man fortfahre, man doch wissen müsse, wohin; man hatte sich gegrüßt und gescherzt, und war unter dem lieblichen Morgenhimmel nur ein Herz und eine Seele. Jetzt fiel auf einmal die Frage vom Bocke herab, so recht wie ein Zankapfel mitten in die harmonische Gesellschaft hinein, und

Digitized by Google

diese fuhr auch augenblicklich auseinander, wie eine französische Deputirtenkammer, in eine rechte und in eine linke Seite. Jede wollte schon von Rechts wegen, um ihrer Stellung willen, ihre Meinung geltend machen, und unterstützte sie mit allen möglichen Gründen der Natur und der Kunst (nämlich der Kochkunst), der Oekonomie und sogar der Politik. Denn die äußerste linke Seite konnte es nicht bergen, daß in einem dieser Bad- und Gasthäuser ein gewisser vornehmer und schon darum serviler Ton herrsche, während in dem andern vom Keller bis zum Speicher, und vom Speise- bis zum Tanzsaale, die liberalen Prinzipien bereits Anerkennung und Aufnahme gefunden hätten. Je genauer der streitige Gegenstand erwogen wurde, desto verwickelter zeigte er sich und desto weniger fand eine Parthie sich geneigt der andern nachzugeben. Ohnehin hätte es die größte Schwäche verrathen, von seiner Meinung abzugehen, da das Hauptpanier beiderseits von einem Mädchen geführt wurde, welches zu den lieblichsten seines Geschlechtes gehörte, und nur den einen Fehler hatte, mit seiner Gegnerin von denselben Eltern abzustammen. Ich war in der peinlichsten Lage von der Welt, denn mir war die Einrichtung des Ganzen übertragen worden; ich hatte Frieden und Freude zu bezwecken gesucht, und nun flogen Augen- und Lippenpfeile rechts und links. Zwar war ich selbst noch nicht angegriffen worden, ich konnte nur so Manches nebenbei merken; aber doch mußte ich jetzt meine ganze Mitte zusammennehmen, um mich zwischen den Ultra's zu behaupten, und begann also wie folgt:

„Die ganze Verhandlung, meine Geehrtesten! wie sie hier gepflogen wird, scheint mir gegen die Galanterie zu verstoßen, welcher wir doch alle huldigen sollen; es handelt sich nämlich hier um zwei Schwestern." Kaum hatte ich dieses Wort ausgesprochen, so senkten sich plötzlich zwei Lockenköpfchen, die kaum noch so stolz hervorgeragt hatten, und über zwei schon ohnehin erhitzte Gesichtchen flog eine noch etwas dunklere Röthe. Die Augen der übrigen Anwesenden spielten unstät hin und her, und es kam mir vor, als hörte ich ganz im Stillen das beliebte englisch-parlamentische: hört, hört! und ich fuhr also schon etwas ermuthigt fort:

„Unstreitig handelt es sich hier um zwei Schwestern, und zwar um zwei sehr lobenswürdige, welche ganz die Huldigung verdienen, die ihnen von jeder Seite zu Theil wird; ich meyne nämlich das Suggenthal und das Glotterthal. Beide sitzen nämlich recht traulich ihrem guten alten Vater, dem ehrwürdigen Kandel, zu Füßen, und spenden des Segens und der Freude so viel, als ihnen möglich ist. Daß sie nebenbei nach Aussen einander den Rücken zukehren, daß die eine rechts, die andere links schaut, jede eifersüchtig auf ihre Anbeter ist, die ältere auf ihren Besitz, die jüngere auf den Erwerb zählt, soll uns dabei nicht irre machen; vielmehr sollen wir uns dadurch veranlaßt finden, auch gegen diese Schönen die Regeln des Anstandes zu beobachten, und nicht eine vor den Kopf zu stoßen, während wir der andern die Hand küssen. Ich schlage also vor, bei der einen den Kaffee zu nehmen, und uns von der andern mit einem Gläschen Glotterthäler bewirthen zu lassen, so wäre unser Streit ausgeglichen und wir führen unter den Panieren beider Damen weiter."

Es wäre unpolitisch gewesen, einen lauten Beifall für meinen Vorschlag erwarten zu wollen, ich nahm daher das kurze Stillschweigen für Genehmigung, gab dem Kutscher einen Wink, und hinüber flogen wir, der rauschenden Elz entlang, der Enge und der ersten nämlich der Kaffeeschwester, dem Suggenthale zu. Da ich jedoch einmal das Wort hatte, und jedem ferneren Ausbruche des Kriegs zuvorkommen wollte, machte ich mir den Waffenstillstand zu Nutzen, und gab mein Mährchen zum Besten, das ich mir für einen solchen Fall zur Seite gelegt hatte. Hat, dachte ich, ein Mährchen, welches der große Demosthenes auf der Rednerbühne zu Athen vortrug, einige tausend Griechen zur Ruhe gebracht, warum sollte ich es nicht mit dem meinigen in einer kleinen deutschen Gesellschaft wagen, welche schon von den Ammen her eine besondere Vorliebe für diese Milchkost eingesogen hat. Also muthig mit dem kleinen Friedenstifter heraus.

„In uralter Zeit sah es mit dem Suggenthal ganz anders aus, als heut zu Tage. Mehr als sechzig Erzgruben wurden daselbst betrieben, und wundersam glänzte beim Lampenschimmer das Erz

Digitized by Google

in den verschlungenen Gängen. Hunderte von Bergleuten stiegen auf und ab, und wenn es Sonntag oder Kirchweih war, konnte man sich nicht satt hören an der köstlichen Musik, nicht satt sehen an dem Gold und Silber, und nicht satt trinken an dem besten Weine; denn die Leute waren üppig und prunkliebend, wie es alle sind, welche schnell zu Gold kommen und schnell davon los werden müssen, damit wieder neues Platz hat. Am tollsten aber gieng es in dem Schlosse her, wo die Edelfrau, wie eine Fee Melusina mit ihrer wunderschönen Tochter den Sitz hatte.

Was man nur Kostbares und Seltenes in allen Landen auftreiben konnte, wurde hier zusammengebracht. Wenn die Edelfrau einen Fremden empfieng, so wurde er, ob Sommer oder Winter, in eine Laube gebracht, die ganz von köstlichen Metallen geflochten war. Die Stämme waren von Silber, die zitternden Blättchen von Gold; wenn sie zusammenschlugen, so tönte es so himmlisch, wie von fernen Glöckchen. Auf den Zweigen saßen Vögel, welche zu singen anfiengen, Blumen eröffneten sich und hauchten süße Wohlgerüche aus, und Diamanten glänzten darauf als Thauperlen. Oft sah man auch die Mutter mit ihrer Tochter und ihren Frauen mit einem goldnen Kegelspiele sich ergötzen. Was ihr aber am meisten Freude machte, war ein Becken vom reinsten Krystall, welches auf vier goldenen Säulen über ihrem Bette ruhte, und worin die niedlichsten Goldfischchen sich bewegten, während bunte Kanarienvögel in einer abgesonderten Glaskugel mitten unter den Fischen umherzuhüpfen, mit ihnen zu spielen und aus dem Wasser hervor zu singen schienen. Die Edelfrau war so sehr in dieses ihr Gelüste verliebt, daß sie jeden Morgen stundenlang den Thierchen zusehen und zuhören, und die Vorhänge ihres Schlafgemachs richten lassen konnte, daß einzelne Sonnenstreifen da und dort hinfielen und das kleine Zauberwerk durch die Farbenpracht des Lichtspieles erhöhten. Was aber der Edelfrau einzig lästig fiel, war das fortwährende Ausleeren und Wiederfüllen des Beckens, und sie kam daher auf den Gedanken, ob es nicht möglich wäre, eine lebendige Quelle dahin zu leiten und versprach sogar ihre Tochter demjenigen, welcher den Versuch glücklich machen würde. Sie hatte freilich dabei noch einen andern und viel wichtigern Zweck; denn es gebrach dem Thale ganz an Wasser und die Arbeiten konnten wegen diesem Mangel bei weitem nicht so gefördert werden, als es sonst möglich gewesen wäre. Kaum war diese Gesinnung der Edelfrau bekannt geworden, so zeigte sich auch schon ihr Obersteiger, der junge und kecke Reinbold willig, ihr Folge zu leisten. Mit unsäglicher Mühe zog er einen Kanal von der sogenannten Platte bei St. Peter über alle Bergrücken, weit über zwei Stunden in das Thal herab und brachte so die lebendige Quelle in das Becken. Jedermann war ausser sich vor Verwunderung über das Riesenwerk, und mancher wohlerfahrene Mann flüsterte seinem Nachbar bedenklich in die Ohren: „da hat der (Gott sey bei uns!) mitgeholfen, der auch in Regensburg durch das Kirchengewölb hindurchgefahren ist; die Zeit wird's schon lehren!" Aber unser Reinbold schritt so wohlgemuth hin und her, und warf seinen Kopf noch höher als man es bisher von ihm gewohnt gewesen war. Als aber zum erstenmal die Quelle in das Becken sich ergoß, und die Fischchen noch fröhlicher hin und herschwammen und die Vögelchen noch lustiger ihr Liedchen ertönen ließen, trat der Obersteiger zuversichtlich zur Edelfrau hin und erinnerte sie an ihr Wort. Sie leistete auch keinen Augenblick Widerstand; denn der Reinbold hatte so etwas Zwingendes in seinem Blicke, als wäre in ihm noch ein Mächtigerer als in der Edelfrau und ihrer Tochter. Sie legte also beider Hände ineinander und ließ ein Hochzeitmahl zurichten, köstlicher als es Grafen oder Fürsten in damaliger Zeit aufzubringen vermochten. Aber kein redlicher Mann hatte Freude oder nahm Antheil daran, denn Reinbold war wegen seines Hochmuths und seiner schlechten Streiche verhaßt, und die Edelfrau galt allgemein für ein Weib mit dem es nicht richtig stehe, und die man in der Waldpurgisnacht wohl anderswo als in ihrem Bette finden dürfte. Aber in's Gesicht war ihr Jedermann höflich und unterthänig, denn sie war gleich mit Strafen aller Art bei der Hand, und schwang wohl selbst auch die Geisel über einen armen Unglücklichen. Man diente ihr nur, um geschwind viel Geld zu bekommen, und sich

Digitized by Google

dann damit, wie mit einem Raube, davonzumachen. Aber es war kein Segen in dem Gelde, die Vernünftigern ließen sich dadurch warnen, aber die Leichtsinnigen kehrten zurück, und fielen nach und nach völlig in die Fallstricke des Bösen.

Jetzt ging es in dem Schlosse hoch her, die Musik tönte Thal auf und Thal ab, die köstlichsten Speisen dampften theilweise unberührt, und der Wein floß in Strömen. Da führte es den ehrwürdigen Pfarrer jenseits des Berges diesen Weg. Er wäre gern dem Getümmel ausgewichen, aber es war nicht möglich, denn man hatte ihn zu einem todtkranken alten Manne berufen, welcher in dem obersten Häuschen des Thales wohnte, und jede Stunde seiner Auflösung entgegen sah. In dieser Familie allein, die aus dem Vater und zwei Kindern, einem Sohne und einer Tochter bestand, lebte noch die alte Gottesfurcht, und hatte man sich von den Verführungen des Thals rein erhalten. Deshalb berief man auch den Geistlichen, was sonst hier nicht mehr Sitte war. Vor diesem gieng nun, denn er trug die letzte Wegzehrung des Kranken, ein Knabe her, und die einsamen Töne des Glöckchens stachen ganz seltsam gegen die rauschende Musik des Hochzeitfestes ab. So eben stand Reinbold mit seiner Braut und ihrer Mutter an dem Fenster, als der widerliche Ton seine Ohren traf und der Geistliche mit seinem Begleiter vorüber ging. Unten im offenen Hofe wirbelten die Paare durcheinander, von denen doch einige beim Anblick der Vorübergehenden zu stutzen und sich wenigstens auf einen Augenblick zu mäßigen schienen. Denn es ist auch für das verwildete Gemüth sehr ernst, wenn ein einsames Sterbestündchen so warnend in das Gebraus einer wilden Freude hineintönt. Aber Reinbold ergrimmte, sobald er diese kleine Störung vernahm und rief zu den taumelnden Gästen hinab: „Was habt ihr Anstand, hat nicht jede unserer Kühe an ihrem Hals eine solche Schelle hängen?" Beifällig lächelten Braut und Mutter dem hochmüthigen Redner zu, und von dem Hofe herauf erscholl ein lauter und vielstimmiger Beifall. Rauschender erhob sich von neuem die Musik und wilder rasetен die Tänzer.

(Der Beschluß folgt.)

Die Macht der Gewohnheit.

In London zeigt gegenwärtig ein gewisser Austin die sonderbarste Gesellschaft von Thieren, die man bis jetzt gesehen hat. Es sind deren 17 in einem Käfig beisamen, der ungefähr 5 Fuß in's Gevierte groß ist. Da sieht man Katze und Maus, Habicht und Kaninchen, Eule und Meerschwein, Taube und Staar, jedes auf seine eigenthümliche Weise das Leben genießen, so weit es die Beschränkung des Raums gestattet — der Schwache ohne Furcht, und der Starke ohne Begierde, zu schaden. Die in der Gesellschaft herrschende Zufriedenheit und Zuneigung spricht sich in einer Menge von artigen Erscheinungen aus.

Das Kaninchen und die Taube jagen sich scherzend die Strohhälmchen ab, aus denen sie ihre Nester bauen wollen. Der Sperling setzt sich bald auf den Kopf der Katze, bald zwischen die Ohren der Eule; Mäuse spielen sorglos in Gegenwart ihrer natürlichen Feinde, des Habichts und der Katze. Wer muß bei dem Anblick dieser sonderbaren Gesellschaft nicht die Macht der Gewohnheit und einer verständigen Zucht bewundern! Seit siebzehn Jahren, versichert der Eigenthümer, war es sein mühevolles Geschäft, so das ungleich Geartete allmählich zu versöhnen. Es gelang ihm besonders dadurch, daß er die Thiere ganz jung zusammen brachte und sie immer reichlich mit Nahrung versorgte. So kommen die wilden Triebe der Raubthiere nie zur Thätigkeit und ihre Natur erreicht eine künstliche Milde, zu deren Ausbildung auch ihre Umgebungen beitragen, denn alle Wünsche und Genüsse sind auf ihren kleinen Käfig beschränkt.

Dies ist ein Beispiel, und zwar ein kräftiges, was durch eine Erziehung zu erreichen ist, wobei die Macht der Gewohnheit, richtig geschätzt und durch eine verständige Gewohnheit befestigt, am meisten geeignet ist, zur Verhaltungsregel zu werden. Der Grundsatz ist derselbe, ob er auf Kinder oder Thiere angewendet wird.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Ansicht von Neapel.

Digitized by Google

No. ro 24. Dritter Jahrgang 1830. (97)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1⅔ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Neapel.

(Mit Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXIV.

Neapel, (italienisch Napoli) die Hauptstadt des Königreichs beider Sicilien, ist eine der größten und schönsten Städte Europas, und weltberühmt wegen ihrer beispiellos schönen Lage, die es zum Wallfahrtsorte aller Künstler, aller Freunde der Kunst und Natur gemacht hat.

Bevor wir aber unsere Leser zur Anschauung von Neapels Herrlichkeiten und malerischen Schönheiten führen, müssen wir ihnen doch einen kurzen Abriß des Landes selbst, des Volkes und seiner Geschichte geben.

Die Stadt Neapel ist so alt, daß ihr Ursprung sich in die Nacht der Fabelwelt verliert. Einige behaupten, daß Parthenope, d. i. Antlitz der Jungfrau, wie diese Stadt früher hieß, der Name einer jener Sirenen war, die, als sie dem Ulysses nicht folgen durfte, sich an diese Küsten begab und hier starb. Der Gründer Neapels nun, als er ihr Grab fand, nannte die neue Stadt nach dem Namen dieser Sirene: Parthenope. Andere schreiben ihre Erbauung dem Falerno, einem Argonauten, dem Herkules, dem Aeneas, Ulysses und andern zu.

Es gibt der Fabeln und Sagen über den Ursprung dieser Stadt zu viel, als daß man mit Bestimmtheit ihren Gründer angeben könnte; mit größter Wahrscheinlichkeit aber läßt sich annehmen, daß Neapel von den Griechen gegründet wurde, wofür der Name Neapolis, d. i. neue Stadt, am besten zu bürgen scheint.

In dem Lande Neapel gab es vor Alters sehr berühmte Städte und Fürsten. Schon 400 Jahre vor Christo sprechen die Geschichtschreiber von Neapel, als einer großen mächtigen Stadt. Zur Zeit der punischen Kriege leisteten die Neapolitaner den Römern bedeutende Hülfe und blieben ihnen immer zugethan. Als Neapel später eine römische Provinz ward, erhielt es sich, neben seiner Religion, auch die Sprache und Sitten der Griechen. Beim Verfall des römischen Reichs aber mußte es das Schicksal aller übrigen Städte theilen. Die Gothen bemächtigten sich des Landes, doch Belisar entriß es ihnen wieder auf's schnellste. Hernach ward die Stadt durch Totila zerstört, erholte sich indessen bald wieder und kam dann abwechselnd unter die Herrschaft der Normanen, Franken und Deutschen. Unter der Herrschaft der Deutschen war es, als der letzte Sprößling der Hohenstaufen, Conradin von Schwaben, ein Enkel Kaiser Friedrichs II und rechtmäßiger Erbe von Neapel und Sicilien, im Jahr 1267, dem vom Pabst Clemens IV begünstigten Karl von Anjou sein Erbtheil, mit Hülfe seines Jugendfreundes, des Prinzen Friedrich von Baden, entreissen wollte, er ward aber bei Tagliacozzo geschlagen, und hernach, mit seinem Freunde, grausamer Weise auf dem Marktplatze in Neapel hingerichtet. Später, unter spanische Regierung gelangt, wurde Neapel im Jahr 1736 das besondere Erbtheil Don Carlos, Sohn des Königs Philipp von Spanien, unter dessen Herrschaft es sich sehr wohl befand. Wiederum

Digitized by Google

vom Jahr 1806 bis 1817 unter fremde Botmäßigkeit gebracht, ward es endlich seinem rechtmäßigen Herrn, dem König Ferdinand IV wiedergegeben, dessen Sohn jetzt, seit 1825, unter dem Namen Franz I regiert.

Der Ueberblick der Geschichte dieses wildbewegten Landes bietet, wie wir sehen, viel Großes und Interessantes dar, und gibt zugleich das beste getreueste Bild des Volkes selbst. Wild und unruhig, wie jeder einzelne Neapolitaner, war von jeher das ganze Volk. Aufstände, Empörungen fehlen in keinem Jahrzehend seiner Geschichte. Die Stadt Neapel für sich allein schon ist historisch merkwürdig geworden, durch den Aufruhr, den Masaniello, zwar nur ein gewöhnlicher Fischer, aber ein Mann von Muth und Beredsamkeit, im Jahr 1647 mit großem Anhang gegen das spanische Joch stiftete. Masaniello ward Gouverneur, trat dann, nachdem er den Druck des Landes gemildert, in seinen vorigen Stand zurück; hatte aber dennoch immer großen Anhang unter dem Volk, so daß ihn der Vicekönig fürchtete und aus dem Wege zu räumen beschloß. Er lud ihn daher einst zum Mahle ein, ließ ihm Gift unter den Wein mischen, das ihm Raserei zuzog, in welcher er blindwüthend durch die Straßen Neapels lief, seine besten Freunde erschoß und so endlich den Tod erlitt. Später erst ward die Schandthat des Vicekönigs im Volke bekannt. Die Wuth gegen ihn stieg auf's neue, und Masaniellos Name wird noch jetzt als der eines Märtyrers für die Freiheit in Neapel hoch verehrt. In einer neuen Oper: die Stumme von Portici von Auber, die sich großen Beifalls erfreut, ist diese Geschichte mit dichterischer Freiheit verwebt und trägt sehr viel zur Vollendung des schönen Ganzen bei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vaterländische Mährchen.

3.

Das Suggenthal.

(Beschluß von Seite 96.)

Der ehrwürdige Pfarrer aber eilte, als ob ihm der Boden unter den Füßen glühte, dem Sterbehäuschen zu, und verrichtete doch sein sonst trauriges aber hier erhebendes Geschäft. Denn es erhebt wahrlich nichts mehr, als den müden alten Mann von der Erde zufrieden Abschied nehmen und die Verklärung eines bessern Jenseits über seinem Gesichte schweben zu sehen. Dann eilte der Pfarrer wieder nach Hause, aber den weiten Weg über das Gebirg, um ja nicht mehr den Taumelnden im Thale zum Anstoß zu werden. Der alte Mann aber schien eine Zeit lang ruhig zu schlummern und die Kinder knieten mit gefalteten Händen neben seinem Strohlager, da schlug er unerwartet die Augen wieder auf und befahl dem Sohne, am Fenster zu sehen, was wohl für Wetter sey. Der Sohn kehrte mit der Antwort zurück, es sey der schönste wolkenlose Abend und die Sonne neige sich allmählig dem Untergange zu. Da schloß der Vater die müden Augen wieder, aber nur um sie nach einiger Zeit neuerdings aufzuschlagen und dieselbe Frage wie früher zu stellen. Dieselbe Antwort erfolgte, jedoch mit dem Zusatze, es fange an dünstiger zu werden, und es könnte vielleicht diesen Abend noch zu einem Gewitter kommen. Eine neue Pause des Stillschweigens erfolgte, als der Vater nochmals und weit dringender als bisher nach dem Wetter fragte, und die Antwort des Sohnes nun dahin ausfiel, es sammle sich ein kleines Gewölke um das Haupt des Kaiserstuhles, und scheine sich herüber gegen das Gebirg zu ziehen. Da befahl der Vater seinen Kindern, ihm jetzt unbedingt zu folgen und schnell die Hütte zu verlassen, weil es in Kurzem nicht mehr möglich seyn würde. Die Kinder aber, obschon sie die Gefahr nicht einsahen, denn sie hatten schon manches herbe Gewitter in ihrem Thälchen erlebt, schnürten doch die wenigen Habseligkeiten in einen Bündel zusammen und machten sich zum Abzuge bereit. Jeden Augenblick wurde der Vater dringender und sogar, was er sonst nie gewesen war, gebieterisch; bis ihn endlich der Sohn, obgleich gegen vieles Widerstreben, mit dem geringen Bettzeug auf die Schultern lud, und die Tochter mit dem Bündel Hausrath vor ihnen her ging. Auch einige Ziegen und ein alter Hund, die einzigen Schicksalsgenossen der armen Familie, folgten ihnen wie von höherer Hand herbeigeführt. Als sie aber im Freien waren, änderte sich plötzlich der ganze Anblick. Blutroth

Digitized by Google

gieng die Sonne in den schwarzen Wolkenbergen unter, welche sich jetzt immer näher und näher zogen und das Thal von allen Seiten zu umlagern schienen. Aber noch hielten sie sich zurück, bis die schnell Fortwandernden auf der Höhe des Lussen (in der Mitte des Kandels) angelangt waren, und dort ausruhen mußten. Zunächst um sie her war es still und feierlich, kein Lüftchen gerieth in Bewegung; dagegen kam das Gewölke zu ihren Füßen in vollen Aufruhr und stürzte in das Thal hinein, wie eine Schaar schwarzer Raubvögel auf einmal über ihre Beute stürzt. Unzählige Himmelsschleussen öffneten sich, es war kein Regen, welcher aus den Wolken hervorbrach, sondern ein ungeheurer Wasserstrom. Noch jubelte die Musik, wie verhöhnend in dem Thale, aber jetzt endete sie, und ein Schrei der Verzweiflung aus mehreren hundert Kehlen schlug bis an den Gipfel des Kandels hinauf. In wenig Minuten war das Gewitter vorübergegangen, man sah kein Thal mehr, sondern nur einen langen See, welcher nach und nach ablief. Das Schloß war verschwunden, von Pochwerken und Hütten war keine Spur mehr zu finden. Selbst die Leichname verloren sich unbeerdigt in die Menge von Schachten, aus welchen erst nach Jahrhunderten die gekrümmten Gerippe hervorgezogen wurden. Staunend und zitternd sahen die beiden Kinder in den Gräuel der Verwüstung hinab und wußten sich kaum zu fassen; der Vater in ihrer Mitte war leise und für immer eingeschlummert."

So erzählte ich, während wir in das freundliche Wiesenthal unter den Lauben von Obstbäumen einfuhren. Einladend winkte uns die eine Tochter des Kandels zu, und kredenzte uns die dampfenden Tassen. Dann gieng es das Thal hinauf, an den unheimlichen Schachten vorbei, über die Schloßmatte zum letzten Häuschen, und dann über den Lussen hinüber in das Glotterthal. Dort erwartete uns schon die andere Tochter des mächtigen Altvaters, geleitete uns zur reichbesetzten Tafel und bot die Pokale herum, angefüllt mit dem köstlichsten Weine des Breisgaus, welche wir mitten unter Genesenden und bereits Gesunden, auf das Gedeihen der beiden segenreichen Schwestern jubelnd leerten.

Eine Finke entdeckt eine Mordthat.

Anna Maria B..n, eine arme Waise, ein junges, hübsches Mädchen von 18 Jahren, diente bei dem Kaufmann B... in J...g im Citschen. Ihre Brodherrschaft war sowohl ihres Fleißes, ihrer Folgsamkeit und Treue, als auch ihrer sittlichen Aufführung wegen, sehr mit ihr zufrieden. Ihre schlanke Gestalt, ihre Jugendblüthe und die Anmuth, die ihre jungfräuliche Schüchternheit über ihr ganzes Wesen verbreiteten, zogen ihr zwar manche Anfechtungen zu; aber alle Versuche, sie von der Bahn der Unschuld und Tugend zu verlocken, scheiterten an ihrer Sittsamkeit.

Sie hatte eine Schlafkammer im Hintergebäude der Wohnung ihrer Brodherrschaft. Eines Morgens stellte sie sich nicht zu der gewöhnlichen Zeit ein; da sie auch nicht auf den wiederholten Ruf ihres Vornamens erschien, so glaubte die Gattin des Kaufmanns B..., sie sey vielleicht in der Nacht so erkrankt, daß sie ihr Bett hüten müsse. Sie ging also voll Besorgniß und in der menschenfreundlichen Absicht, dem Mädchen Hülfe zu leisten, nach deren Schlafkammer. Welch ein Anblick des Entsetzens! Sie fand das Mädchen, mit Blut befleckt, todt in ihrem Bette. Ein lauter Schrei des Schrecks rief die übrigen Hausgenossen herbei. Die Unglückliche war meuchelmörderisch erschlagen worden.

Die Nachricht von diesem Morde verbreitete sich sogleich durch die ganze Stadt, und erregte bei Allen, die das hübsche, unbescholtene Mädchen gekannt hatten, eine schmerzhafte Theilnahme.

Der Kaufmann B... machte augenblicklich der obrigkeitlichen Behörde davon Anzeige. Diese veranlaßte sogleich eine genaue Untersuchung über diesen schauderhaften Vorfall, um den Thäter auszumitteln, und die Leiche wurde vorschriftmäßig geöffnet. Bei der Oeffnung ergab es sich, daß die Unglückliche durch einen Schlag mit einem stumpfen Werkzeuge auf den Hinterkopf ermordet worden sey.

Die Vernehmung aller Bewohner in dem Hause des Kaufmanns B... und aller derjenigen, mit welchen die Ermordete in näherer Bekanntschaft gestanden hatte, gab aber dem Criminalrichter nicht den mindesten Aufschluß, wer wohl der Verbrecher gewesen seyn möchte; habsüchtige Absichten konnten indeß, aller Wahrscheinlichkeit nach, dabei nicht zum Grunde gelegen haben, da das Mädchen nichts als einige werthlose Wäsche, Kleidungsstücke und ein Paar Thaler ersparten Lohns besaß, alles dieß aber unberührt geblieben war; es sey denn, daß der Mörder, vor dem Raube, durch irgend ein ihm Gefahr drohendes Geräusch gestört und flüchtig ge-

Digitized by Google

worden sey, wovon man bei Criminal-Untersuchungen vielfache Erfahrungen gemacht hat.

Unter diesen Umständen wurde die Mordthat von Seiten des Criminalgerichts in den Zeitungen zur Kenntniß des Publikums gebracht, und demjenigen eine angesehene Belohnung zugesichert, der den Thäter dergestalt anzeigen könnte, daß wider ihn eine Untersuchung verhängt, er überwiesen und nach Vorschrift der Gesetze bestraft werden könnte.

Aber auch dieser letzte Versuch, den Verbrecher zu entdecken, war ohne Erfolg. Niemand meldete sich und es waren mittlerweile sechs Wochen verstrichen.

Nicht weit von dem Hause, wo die Mordthat verübt worden war, wohnte ein Bäcker. Dieser hatte einen neunjährigen Sohn, der einen Finken sehr zahm gemacht hatte, so daß er ihm, auf seinen Ruf, auf die Hand oder Schulter flog, und da er überdieß an den Flügeln etwas beschnitten war, in dem Zimmer frei umher flattern durfte. Der Knabe spielte einst mit diesem Vogel, fütterte ihn aus seinem Munde, und ließ ihn von der einen Hand zur andern flattern. Ein Bekannter seines Vaters, der diesen besuchen wollte, öffnete in diesem Augenblick die Thüre; der Vogel, durch diese fremde Erscheinung verscheuchtert, verließ die Hand des Knaben, und flog zum Zimmer hinaus. Dieser eilte ihm nach, um ihn wieder zu erhaschen. Vergebens, der scheu gemachte Vogel entschlüpfte ihm immer wieder, wenn er ihn gefaßt zu haben glaubte; doch war er an den Flügeln zu sehr gestutzt, um sich hoch in die Luft schwingen und das Freie gewinnen zu können. Der Knabe behielt ihn immer im Auge. So verfolgte er den Finken von einer Gasse zur andern, bis das Vögelchen sich endlich, um sich vor seinem Verfolger zu retten, in das Loch einer äußern Mauer eines kleinen Hauses flüchtete, das durch das Herausfallen eines Mauersteins entstanden war.

Jetzt versuchte es der Knabe, den Finken aus seinem Schlupfwinkel hervor zu ziehen. Er kletterte mühsam bis zu der Maueröffnung hinan und griff mit der Hand in das Loch, um seinen Flüchtling zu erhaschen, faßte aber, statt seiner, einen Hammer und fing endlich auch den Vogel.

Mit doppelter Beute beladen, kehrte er freudig in die väterliche Wohnung zurück. Er erzählte seinen Eltern, auf welche Art er wieder zu dem Besitze seines Finken gekommen sey, und zeigte ihnen zugleich den gefundenen Hammer.

Der Vater besah ihn genauer, erkannte ihn für einen, dessen sich die Maurer bei ihrer Arbeit zu bedienen pflegen, und entdeckte daran Spuren von Blut.

Dieß machte ihn stutzig. Durch eine plötzliche, ihm selbst nicht erklärbare Ideenverbindung erinnerte er sich an das ermordete Mädchen, und daß sie durch ein stumpfes Werkzeug getödtet worden sey. Darüber noch grübelnd, trat ein Soldat des dort sein Standquartier habenden Dragoner-Regiments in den Laden, um sich ein Semmel zu kaufen. Der Bäcker zeigte ihm den Hammer mit den Worten: den hat so eben mein Gottlieb gefunden.

Der Soldat betrachtete ihn genauer und sagte dann: der gehört ja meinem Kameraden, dem Dragoner S..., der die Maurerprofession erlernt hat. So! sagte der Bäcker, der sich mit vieler Geistesgegenwart zu fassen wußte: das ist mir lieb. Ich werde ihn wieder an ihn zurückgeben.

Der Soldat, nichts Arges argwöhnend, entfernte sich; und der Bäcker hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Hammer, mit der Anzeige, wie er dazu gekommen, und was er über dessen Eigenthümer erfahren, seiner obrigkeitlichen Behörde zu übergeben. Diese übersandte ihn unverzüglich mit der Anzeige des Bäckers und den verhandelten Untersuchungs-Acten über den Mord der Anna Maria B — n, an die Regimentsgerichte.

Der angebliche Eigenthümer des Hammers wurde verhaftet und in dem ersten Verhöre befragte man ihn: ob er diesen Hammer für den seinigen erkenne?

Kaum wurde er solchen, noch mit Blut befleckt, gewahr, so ergriff ihn ein Zittern, als durchschaure alle seine Glieder der heftigste Fieberfrost.

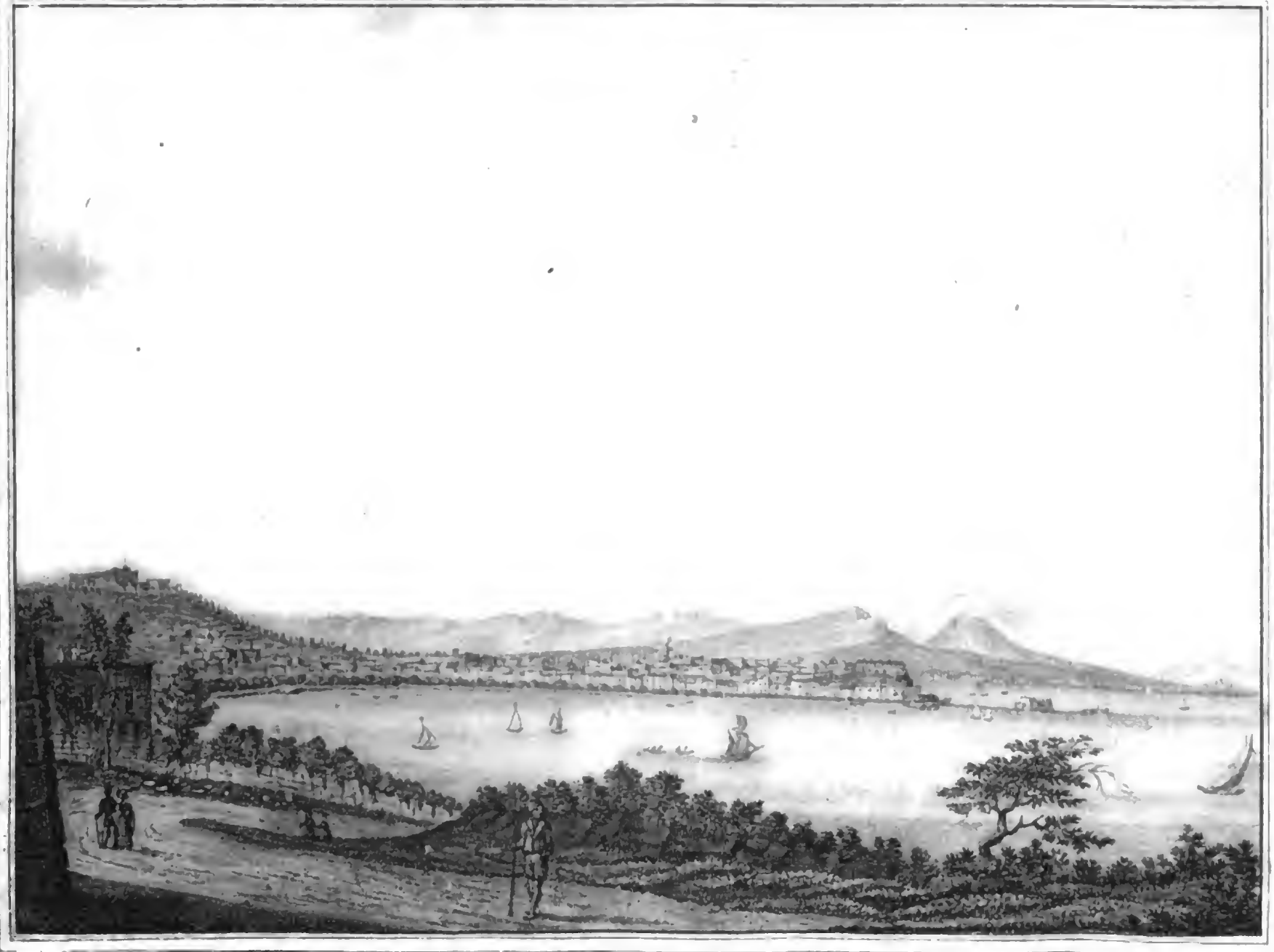
Ja, er gehört mir! stammelte er, und setzte dann im Tone der Verzweiflung hinzu: Ich will Alles gestehen! Er bekannte sich nun zu der scheußlichen Mordthat. Lange hatte er sich um die Gunst des Mädchens beworben, sie hatte ihn aber immer ernst und kalt behandelt und ihm gedroht, wenn er sie noch ferner verfolge, sich deshalb bei dem Regiments-Commandeur zu beschweren. Gleich darauf bekam er auf dessen Befehl, wegen eines Dienstvergehens, eine strenge Züchtigung; er bildete sich fälschlich ein, daß sie zu hart gewesen, und dieß deshalb geschehen wäre, weil das Mädchen ihre Drohung wahr gemacht hätte. Seine rohe Liebe verwandelte sich nun in Rache, hierzu kam noch Eifersucht, und er beging die blutige That.

Er büßte sie, nach dem Ausspruch des höchsten Orts bestätigten Kriegsgerichts, auf dem Hochgerichte mit dem Leben.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



Ansicht von Neapel.

Digitized by Google

N.ro 25. Dritter Jahrgang 1830. (101)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Neapel.

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXV.

(Mit Abbildung.)

(Fortsetzung von Seite 98.)

Wir wollen nun versuchen, den Eindruck, den das wahrhaft zauberische Bild von Neapel mit seinen Umgebungen auf uns gemacht hat, zu schildern. Wie man auf unserer Abbildung sieht, liegt Neapel im Hintergrunde eines großen herrlichen Meerbusens, Kratere genannt. Umgeben von der herrlichsten, großartigsten Natur, scheint die mächtige Stadt das Meer in seine Arme schließen zu wollen, und gewährt mit seiner unübersehbaren Masse von prächtigen Gebäuden und seinen vielen flachen Dächern den imposantesten Anblick von der Welt.

Von Westen nach Osten bedeckt Neapel, in einem Umfange von zwölf Miglien, oder 5 Meilen, eine Reihe mäßiger Hügel, und ist landwärts begränzt von dem Vorgebirge des Posilippo und dem Porte di Maddalena. Vor ihr breitet sich der reizende Meerbusen aus, und zwischen den Inseln Capri, Procida und Ischia, durch hin zeigt sich unserm Auge das majestätische Meer. Rechts liegt das Cap von Misen, links das Vorgebirge von Massa und gegen Morgen erblicken wir den rauchenden Vesuv, den unruhigen, gefährlichen Nachbar. In der Nähe Portici, erbaut auf den verschütteten Trümmern von Herculanum, westlich von der Stadt, liegt das Fort St. Elmo, und östlich am Fuße des Vesuvs fließt der kleine Fluß Sebeto, der einzige und daher sehr wichtige Fluß in der Nähe von Neapel. Er gibt durch Kanäle der Stadt ihr Trinkwasser, treibt mehrere Mühlen und ist mit einem Worte, ihr unentbehrlich. Bei dem großen Ausbruch des Vesuvs im Jahr 1779 ward er fast gänzlich verschüttet und ist seitdem bei weitem kleiner.

Durch sehr breite, unterirdische Kanäle, die von berühmten Baumeistern ausgeführt wurden, ward die Stadt zweimal überrumpelt; auch Belisar entriß sie den Gothen wieder, indem er durch diese Kanäle schlich.

Zu Hannibals Zeiten hatte die Stadt so hohe Mauern, daß dieser nicht wagte, sie zu belagern. Doch die jetzigen sind lange nicht mehr so hoch und die Stadt hat jetzt 6 Kastelle zu ihrer Befestigung.

Betrachten wir, nachdem wir das herrliche Ganze überschaut haben, die üppige Vegetation, die unerschöpflich gebährende Natur, so herrscht in Neapel und in seinen Umgebungen immerwährender Frühling. Die schönsten Blumen und mannigfaltigsten Gewächse entfalten sich mitten im Winter. Der Wachsthum und das Fortschreiten der Pflanzen sind fast immer dieselben und in ein und derselben Jahreszeit sieht man hier keimen, blühen und welken. Sicher ist keine Gegend Europas von der Natur so überschwenglich reich gesegnet, als Neapel, und keinem Bewohner der Erde wird es so leicht, seinen Unterhalt zu finden, als dem Neapolitaner, aber auch keiner ist so wenig fleißig, so wenig fähig zum Arbeiten, als eben dieser.

Digitized by Google

Um uns von der Richtigkeit dieses Satzes zu überzeugen, das Leben der Neapolitaner zu beobachten, und nun auch das Innere Neapels zu sehen, betreten wir die Stadt selbst.

Keine breiten, schönen Straßen, wie in unsern deutschen Hauptstädten sind, trifft man da; das Innere harmonirt überhaupt nicht mit dem prächtigen Aeußern dieser Stadt. Krumme, enge, dunkle Gassen bilden den größten Theil der ungeheuern Stadt, die mehr als 40,000 Häuser und 500,000 Einwohner in sich faßt. Der Größe nach, wenn wir London und Paris als die erste und zweite annehmen, ist Neapel die dritte Stadt in Europa. Große freundliche Plätze und geräumige Straßen von schönen Palläſten gebildet, gibt es nur wenige. Die schönste und zugleich lebhafteste Straße heißt Toledo, die diesen Namen von ihrem Erbauer Peter v. Toledo hat, der sie im Jahr 1540 anlegen ließ. Diese Straße ist sehr breit und nach der Schnur gebaut; sie enthält die schönsten Häuser und meisten Palläſte, ist auf beiden Seiten mit schönen Buden besetzt, und dennoch bleibt links und rechts Raum genug, um bequem zu reiten und zu fahren.

Selbst wer London, Paris, Hamburg und Leipzig zur Zeit der Messen gesehen hat, kann sich keinen Begriff von dem fürchterlichen Getümmel dieser wilden brausenden Bevölkerung machen. Solch ein Durcheinander, solches Geschrei von tausend Feilbietenden, Käufern, Streitenden, Reisenden, Betenden, findet man nirgends sonst. Aber wo ist auch irgendwo ein ähnlicher Müßiggang, in welchem Orte liegen wohl wie hier 60 — 80,000 Lazzaroni nichtsthuend, halbnackend, ohne Obdach Tag und Nacht auf der Straße? Wo tritt jede Verrichtung des menschlichen Lebens mit einer solchen Oeffentlichkeit ans Tageslicht wie hier?

Schwer ist es ein Gemälde alles dessen zu entwerfen, was hier auf öffentlicher Straße vorgenommen wird. Hier haben Schneider, Schuster, Schreiner ihre Werkstätten unter freiem Himmel aufgeschlagen. Hier sitzen Schreiber an ihren Pulten, und Bettelmönche predigen, auf Tonnen stehend, zu der sie mechanisch betend umstehenden Menge, und strengen sich fürchterlich an, das Geräusch der Handthierenden zu übertönen. Dort wird an großen Feuern gekocht und geröstet, Kinder werden gezüchtigt und angekleidet, auf jener Seite wird wild durcheinander gesungen, getanzt und im Hintergrunde liegt ein Haufe nackter Lazzaroni, die sich an ihren Maccaroni gütlich thun. Dazu Töne und Musik aller möglichen Stimmen und Instrumente, das Gewinsel und Geschrei der Betenden und Büßenden vor den Heiligenbildern, die Menge von Policinello und Pagliazzo und anderen Narren, die ihre Witze machen. Nur, wer sich zu diesem allem noch tausende von Wagen und Reitern hinzu denken kann, die diese ungeheure Volksmenge von allen Seiten nach allen Richtungen hin durchschneiden, kann sich einen richtigen Begriff von dem Wogen und Drängen dieser Straße machen, in der oft 50 — 60,000 Menschen zugleich verkehren.

Manchem unserer Leser möchten diese Angaben etwas übertrieben scheinen, und man kann sich in der That dieses unablässige Getümmel nur dadurch erklären, indem man bedenkt, daß Toledo die einzige geräumige und fahrbare Straße ist, die Neapel in Verbindung mit der Strada nuova seiner ganzen Länge nach durchschneidet, und somit fast alle übrigen Straßen, Aus- und Durchgänge Neapels in sich aufnimmt, und überdieß erwägt, daß der Charakter des Neapolitaners sehr schreiend und lärmend ist.

Ist der Fremde diese in der That unvergleichliche Straße durchzogen, hat er diesen Welt-Markt gesehen, so gibt es in Neapel freilich nichts mehr, was ihn im allgemeinen noch steigern könnte, aber doch immer noch des Großen und Eigenthümlichen genug. Wir gehen nun Toledo in der Richtung nach dem königlichen Schlosse zu Ende. Sie ist wie alle Straßen Neapels, mit Lavasteinen herrlich eben gepflastert und verengt sich allmählig bei dem Platze San Spirito architectonisch; schöne Gebäude hat sie eigentlich wenig, doch sehen fast alle Häuser mit ihren flachen Dächern und Balkons recht freundlich aus. Sie gleichen geräumigen Gartenhäusern, und durch die großen Glasthüren schaut man bis ins Innerste der Häuser und sieht das freie ungenirte Treiben der Hausbewohner.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Vaterländische Mährchen.

4.

Das Burgfräulein auf Wißneck.

Auf den Ruinen andrer Schlösser ziehen weiße Frauen um Mitternacht einher, und verbreiten, als Vorboten trauriger Ereigniſſe Furcht und Schrecken; das Fräulein auf Wißneck läßt ſich dagegen am hellen Tage ſehen, verweilt oft Stundenlang, wie ein heller Lichtſtreifen, mitten im Gebüſche oder in dem dunkeln Gemäuer, verſchwindet plötzlich und erſcheint wieder, und thut keinem guten Menſchen etwas zu leide. Wer aber mit beſchwertem Gewiſſen oder mit böſer Abſicht in ihre Nähe kommt, der hat gewöhnlich ſeine Unvorſichtigkeit ſehr zu bereuen. Ehe er es ſich verſieht, ſchlingt ſich das Dorngebüſch ſo feſt um ihn, daß er nicht mehr vorwärts kann, eine unerklärliche Angſt überfällt ihn, und zerriſſen an ſeinen Kleidern, blutend an Geſicht und Händen eilt er zurück, oder es wird vom Thurme Mauerwerk auf ihn herabgeſchüttet, und er ſteht in Gefahr lebendig begraben zu werden. Früher zeigte ſich das Fräulein öfter und half manchem Nothleidenden, wovon viel zu erzählen wäre; aber ſeit einigen Jahren hat man ſie nur noch hin und wieder, und wie in tiefer Betrübniß geſehen. Alte Leute meinen, ſie zeige ſich gar nicht mehr, wegen der Schatzgräber, welche ſie ſo empfindlich hätte ſtrafen müſſen. Ich will darüber nicht entſcheiden, denn wie könnte ich in das verborgene Herz eines ſolchen Geiſterweſens hineinrathen; ſondern nur getreu berichten, was ich gehört und geſehen habe.

Die Burg Wißneck liegt zu oberſt in dem lieblichen Kirchzartner Thale. Rechts an ihr vorbei zieht die Hauptlandſtraße nach Schwaben, und kein Reiſender geht vorüber, ohne ſich der romantiſchen Ruinen auf dem kleinen, mit Gras und Buſchwerk überzogenen Vorhügel zu erfreuen. Rückwärts von der Burg befindet ſich ein Brunnen, um welchen ſich zur Mittagszeit gemeiniglich die Heerden lagern und erquicken. Dort ſitzen auch die Hirten und ſchneiden Stäbe, oder verſuchen neue Stückchen auf ihren Pfeifen. Hie und da mag wohl ein Thalmädchen dadurch angelockt und herbeigezogen werden; dem Burgfräulein aber iſt dieſes Getöſe zuwider, und ſie läßt ſich nach dieſer Seite hin nicht blicken. Dagegen ſchien ein anderer Hirtenknabe ihr Liebling zu ſeyn, welcher ſich gewöhnlich von den übrigen abſonderte und in der bibliſchen Geſchichte oder einem andern Buche blätterte und las. Anfänglich zeigte ſie ſich ihm aus der Ferne, lächelte, als ſie den Knaben ein großes Kreuz ſchlagen ſah, wie es ihn ſeine Mutter gelehrt hatte, und verſchwand wieder. Nach und nach kam ſie etwas näher und der Knabe legte allmählig ſeine Furcht ab. Auffallend war es, daß ſie ſtets über eine gewiſſe Stelle nahe bei den Mauern hingieng, einige Augenblicke wie ſinnend dort verweilte, und dann ſich wieder ſchnell entfernte. Eines Tages dachte der Knabe, er wolle doch nachſehen, was es mit dieſem Stillſtehen für eine Bewandniß habe, merkte ſich den Ort und gieng nach einiger Zeit daſelbſt hin. Sieh da ſchien ihm etwas aus dem Graſe wie eine große Silbermünze entgegenzuglänzen, ſchnell bückte er ſich nieder, und hatte einen halben Thaler aus den Schwedenzeiten in der Hand. Hocherfreut und zugleich neugierig wühlte er mit ſeinem Stabe die Erde ein wenig auf, und es kam noch ein zweites und ein drittes Stück zum Vorſchein. Schon wollte er, der noch nie ſo viel Geld beiſammen gehabt hatte, voll Entzücken aufjauchzen, aber was ſah er, als er ſeinen Kopf emporhob? Das Burgfräulein, wie es leibte und lebte, dicht vor ihm. Freundlich lächelnd ſah es ſeiner Arbeit zu, legte aber, als er aufſchaute zwei Finger auf den Mund und verſchwand. Der arme Kleine war wie verſteinert, denn ſo nahe ſtand ſie noch nie vor ihm, und ſelbſt der alte Segen, den er geſchwind hermurmeln wollte: „Alle gute Geiſter u. ſ. w.“ blieb ihm in dem Munde ſtecken. Er wußte nun nichts angelegentlicheres als auch ſchnell fortzugehen, und wagte es noch lange nicht, in die Taſche zu greifen, weil er gelöſchte, oder gar noch glimmende Kohlen, wie es ſonſt geſchieht, hervorzuziehen beſorgte. Als er endlich mit aller Vorſicht die Unterſuchung anſtellte, ſo fand er, daß die Stücke richtig Silber geblieben ſeyen, und verwahrte ſie nun ſorgfältig, um ſie am nächſten Markttage nach Freiburg zu bringen und auszuwechſeln. Sie kamen in die Hände des Alterthumsfreundes, welcher dieſes Mährchen erzählt, und in dieſen Münzen einen ſchlagenden Beweis für die Wahrheit deſſelben vorlegen kann.

Digitized by Google

Der Knabe kam ganz glücklich nach Hause und wußte kaum, wo er seinen Schatz unterbringen sollte. Um so bereitwilliger trieb er jetzt seine Heerde auf die Waide und verweilte Tage lang bei dem alten Schlosse, aber so oft er auch über sein Büchelchen nach den Mauern hinschielte, so war es doch lange vergebens. Man könnte freilich sagen, er hätte nur an der ihm wohlbekannten Stelle nachgraben sollen, aber damit hatte es sein gutes Bewenden. Denn auch dieser Geisterspuck, so lieblich er war, hatte doch das eigene, daß die Erinnerung an Ort und Stelle sich augenblicklich wieder verwischte, und der Knabe den halben Berg hätte umwühlen können, bis er wieder zu dem Schatze gelangt wäre. Endlich schien sich doch das Burgfräulein ihres Lieblings wieder zu erinnern; er hatte nämlich einen Schulpreis gewonnen, und hielt das schöne rotheingebundene Buch so lange nach dem Schlosse hin und las so fleißig darin, daß des Fräuleins Herz von Stein hätte seyn müssen, wenn es nicht bewegt worden wäre. Kurz sie erschien auf einmal wieder, nickte sehr freundlich und winkte wieder auf die bezeichnete Stelle. Dem Knaben schien es, als fielen ihm die Schuppen von den Augen, er sah nun wieder, was er seither nicht mehr gesehen, übergab dem Hund die Wache über die Heerde, nahm den schönen Schulpreis unter seinen Arm, zog höflich den Hut ab und näherte sich unter vielen ehrfurchtsvollen Bücklingen wieder der Stelle. Richtig, auch jetzt gieng er nicht leer aus, vielmehr war der ganze Boden mit Silberstücken wie übersäet. Er that also einen tüchtigen Griff und wollte noch einen zweiten thun, da fieng plötzlich sein Hund an zu bellen. „Gewiß, dachte er, ist bei der Heerde etwas vorgegangen, ich darf mich nicht länger aufhalten;" und mit diesem Gedanken und nachdem er dem Fräulein noch eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, eilte er davon. Er sah nur noch, wie sie neuerdings die zwei Finger, fast ängstlich bittend, zum Munde führte, und rief vor sich hin: „Weiß schon, keiner Seele ein Wörtchen!" Als er bei der Heerde ankam, lag diese in größter Ruhe beisammen, und es schien, als hätte der Hund nur aus Muthwillen eine kleine Stimmübung vorgenommen, vielleicht auch einen Bekannten zu grüßen, der unten am Berge neben dem Führer hinter einer Ziegenheerde bedächtlich hertrabte. Zum erstenmal wurde der Knabe über seinen Spitz recht mißmuthig, und wies dessen Liebkosungen mit einem derben Stoße zurück.

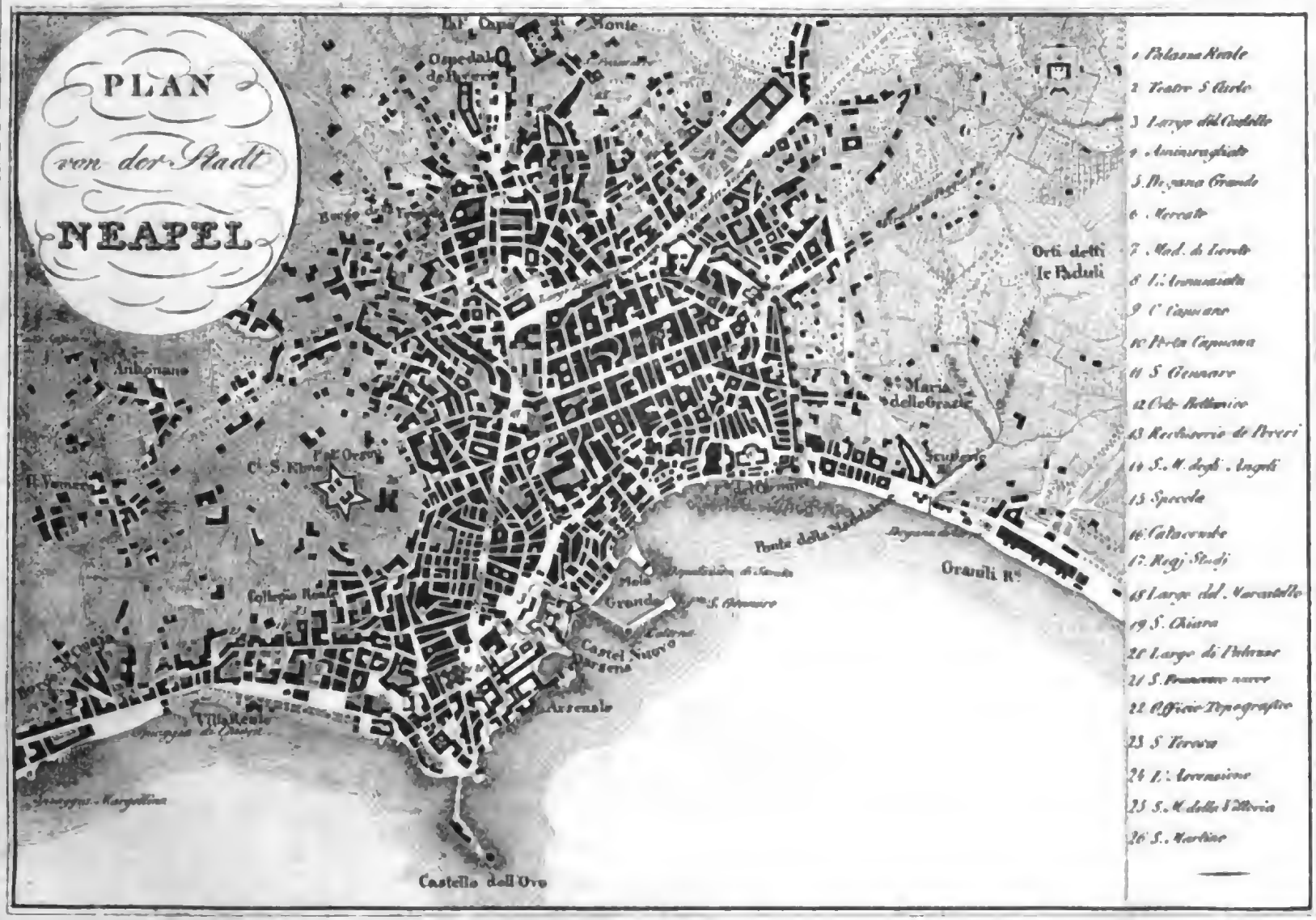
Jetzt zählte er sein Geld, es waren zwölf Stücke, für die er wenigstens wieder fünf oder sechs Thaler erwarten durfte. Bald verschwand deßhalb sein Unmuth und machte einer um so größern Munterkeit Platz. Auch Spitz wurde zu Ehren gezogen und nahm sein Unterkommando bei der Heerde wieder ein, welche sehr erstaunt war, ihn in Ungnade gefallen zu sehen. Früher als gewöhnlich, und mehr singend und tanzend als im Alltagsschritte ging es nach Hause. Ein so verändertes Betragen mußte seinen Mitdienstboten auffallen und den Verdacht bestätigen, welchen wenigstens einer unter denselben bereits geschöpft hatte. Dieser war der boshafte und neidische Knecht des Hauses, welcher nun beschloß, sich an den Knaben zu machen und demselben das Geheimniß zu entlocken. Er brachte daher während des Essens die Rede auf das Burgfräulein und dessen bekannte Freigebigkeit; zugleich fragte er ganz obenhin den Knaben, ob ihm, der doch täglich um das Schloß herum hüte, noch nichts zu Theil geworden sey? Vergebens folgte eine ausweichende Antwort, die Röthe, welche schnell das Gesicht des Knaben überflog, ließ kaum einen Zweifel übrig. Der folgende Tag war ein Sonntag. Auch dieser zufällige Umstand begünstigte den lauernden Betrüger, welcher den arglosen Kleinen in ein Wirthshaus brachte, und demselben so lange mit Wein zusetzte, bis er Alles rein ausplauderte. Auch die muthmaßliche Stelle mußte er dem Knechte möglichst genau angeben, und dann entließ ihn dieser mit einigen Schlägen, und nahm ihm noch überdieß den größten Theil des gefundenen Geldes ab. Bitterlich weinend kehrte der Knabe beim anbrechenden Dunkel nach Hause zurück, und sein Schmerz wurde noch vermehrt, als er zufällig auf die Schloßruine hinübersah und dort die Gestalt des Burgfräuleins erblickte, wie sie mit gehobenem Finger gegen ihn herabdrohte. Er wehklagte die ganze Nacht und fuhr am Morgen weit früher als gewöhnlich mit seiner Heerde auf den Burgplatz, um dort unter bittern Thränen das Fräulein um Verzeihung zu bitten. Er weinte Tage und Wochen lang vergeblich; schon lange ist er einer der schönsten Purschen im ganzen Thale geworden, und hat noch immer die Thränen in den Augen, wenn er von dem himmlisch-milden Fräulein spricht; aber gesehen hat er sie seither nicht wieder.

(Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google


PLAN
von der Stadt
NEAPEL
Ospedale de Pellegrini
Borgo de Vergini
Orti detti le Paduli
Ambrosiano
Pal. Orsini
Ch. S. Elmo
Il Vomero
Collegio Reale
Molo Grande
Ponte della Maddalena
Oraculi Rs
Castel Nuovo
Arsenale
Villa Reale
Castello dell'Ovo
1 Palazzo Reale
2 Teatro S Carlo
3 Largo del Castello
4 Anniunziata
5 Regina Grande
6 Mercato
7 Mad. de Loreto
8 L'Annunziata
9 Capuana
10 Porta Capuana
11 S. Gennaro
12 Orto Botanico
13 Ricchiorrie de Pezzeri
14 S. M. degli Angeli
15 Specola
16 Catacombe
17 Regj Studj
18 Largo del Mercatello
19 S. Chiara
20 Largo di Palazzo
21 S. Pietro
22 Officio Topografico
23 S. Teresa
24 L'Annunziata
25 S. M. della Vittoria
26 S. Martino

No.ro 26. Dritter Jahrgang 1830. (105)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer bildlichen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1⅔ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Neapel.

(Mit Plan.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXVI.

(Beschluß von Seite 102.)

Jetzt, nachdem wir an einer Menge Läden, Buden und Kaffeehäuser vorübergegangen, stehen wir auf dem freien halbrunden Platze vor dem königlichen Schlosse, einem der schönsten Gebäude Neapels, und über die niedrigen Gebäude des Arsenals (Dersena) hinaus öffnet sich unserm Blicke abermals ein herrliches Panorama. Ein Theil der Stadt ist uns sichtbar, eine Reihe schöner Dörfer und merkwürdiger Städte, wie Burra, Resina, Portici, Castellamare u. a., auch eine Menge schöner Landhäuser und Gärten bekränzen den weiten Meerbusen und spiegeln sich in seinem Glanze. Der rauchende Gipfel des Vesuvs, der hohe St. Angelo und die phantastische Gestalt der Insel Kapri zeigen sich uns wieder, und unzählige Barken und Gondeln durchkreuzen flaggend das Meer. Wir sehen die Prachtgärten Lucullis, die Gegend wo Virgil sang und begraben liegt; — Alles erhaben, groß und klassisch — aber es ist ja nicht einmal möglich, Alles zu sehen — wer könnte es denn wohl beschreiben? Ein ganzes Buch müßte man allein von diesen einzelnen Schilderungen füllen, und wir haben des Raumes zum Ganzen so wenig; — wir kommen an der Villa reale mit ihren Gängen und Boskets, den schönsten Spaziergängen Neapels vorbei, und betreten Chiaja, das freundlichste und vornehmste Viertel dieser Stadt.

In diesem liegt auch die Veste Castell del Uovo, das stärkste von allen, welches aber bei einem Erdbeben vom festen Lande losgerissen wurde, und jetzt nur mit dem Festlande durch eine Brücke in Verbindung steht.

Wir gehen etwas zurück an dem Theater St. Carlo vorbei, und gelangen auf den Largo del Castello, einem der brausendsten Tummelplätze der Lazzaroni. Fünf schöne Fontänen schmücken diesen, mit jungen Bäumen besetzten freundlichen Platz, der den Einwohnern Neapels in heißen Sommertagen die so nöthige Kühlung und Erfrischung darbietet.

An diesen Platz stößt die Veste des Castell nuovo, die für Nothfälle mit dem Pallast durch unterirdische Bogengänge in Verbindung steht, und zugleich zum Schutze des Hafens dient. Von hier betreten wir an dem Teatro Fondo und der Post vorüber den Molo (d. i. Damm) des Hafens. Hier zeigt sich uns ein zweites Toledo, wie wohl etwas kleinerer und anderer Art. Lazzaroni, Gaukler, Taschenspieler, Wunderdoctoren, Declamatoren treiben auch hier ihr Wesen. Hier lauscht das Volk, in malerisch bunten Gruppen gelagert, aufmerksam den Vorträgen der begeisterten Declamatoren und Sänger, und verliert kein Wort der hundertfältig gehörten Geschichten vom Helden Mastrilli und rasenden Rolando.

Schreiten wir jedoch weiter auf dem Molo fort und betrachten wir ihn näher. Der Hafen selbst ist klein und bildet ein Viereck von etwa 600

Digitized by Google

Toisen Länge, das somit nur für etwa 5 — 6 große Kriegsschiffe Raum haben würde; er ist durch mehrere Forts befestigt, die Karl II anlegen ließ.

Jetzt wollen wir noch, indem wir am Rande des Golfs hingehen, den geschichtlich berühmten Mercato besuchen, den Platz, von welchem alle unruhigen Bewegungen und Revolutionen ausgegangen sind und mehr oder weniger immer noch ausgehen, namentlich wenn der furchtbare Vesuv drohend und zürnend sein Riesenhaupt bewegt. Dieser Platz ist es, wo das Haupt des schuldlosen Conradin fiel, wo Masaniello den Sitz seiner ephemeren Herrschaft und Größe aufgeschlagen hatte.

Dieser Mercato ist der beständige Speise-Markt der Neapolitaner. Hier strömen die herrlichsten Erzeugnisse des glücklichen Bodens, der Campagna felice, in Menge zusammen. Hier landen von Sorrent her ganze Barken voll Melonen, Gurken und Kürbis, hier sieht man Trauben, Citronen, Mandeln, Feigen, Austern, Fische aller Art, Wildpret, genug Alles, was sich essen läßt, und alles dieß wird so sauber und appetitlich von den verschiedenartigsten, nationalen Verkäufern angeboten, daß es eine wahre Freude ist, dies unsäglich lebhafte und anziehende Bild zu betrachten. Hier auf dem Mercato steht die kleine Kirche Santa Maria del Carmine, welche die Mutter des unglücklichen Conradin, Margaretha von Oesterreich von dem Gelde erbauen ließ, das sie vergeblich zur Loskaufung ihres Sohnes bestimmt hatte.

Die Stadt Neapel wird polizeilich in zwölf Quartiere eingetheilt. Unter den bereits erwähnten 500,000 Einwohner sind wenigstens 40,000 obdachlose Bettler und Müßiggänger, 30,000 kann man als Kutscher, Diener, als Sclaven der Großen annehmen, 15,000 nähren sich als Schreiber, Agenten, Mäkler und diese einzige Stadt beschäftigt an 4000 Advokaten. Man zählt 130 schöne Kirchen, eine immer prächtiger und reicher an Bildern und Wundern als die andere, eben so viele Kapellen und Bethäuser. Wir heben von diesen die große Metropolitankirche mit 110 Säulen von afrikanischem Marmor und Granit, und die Kirche San Genaro mit ihren 2 Stunden langen Katakomben, besonders hervor. Ferner giebt es in Neapel zahllose Stiftungen, Armenhäuser, Hospitäler aller Art, 8 bedeutende Theater, eine Universität, 45 Buchdruckereien, viele Fabriken, doch keine von besonderer Bedeutung, und für eine solche Stadt von solcher Lage, hat Neapel nur mittelmäßigen Handel. Von den 6 festen Schlössern müssen wir noch St. Elmo als sehr bedeutend nennen, von dessen Höhe man auch zugleich über die Stadt hinaus eine der herrlichsten Fernsichten über das Meer und die naheliegenden Inseln genießt.

Die Männer in Neapel sind sehr kräftige Gestalten, braun und bärtig, von kriegerischem Ansehen. Die Frauen hingegen verlieren durch eben das Klima, das den Männern das Kraftvolle und Blühende verleiht, das Sanfte, Milde, das Charakteristische der weiblichen Schönheit, und sind daher nicht zu vergleichen mit den malerischen Erscheinungen Roms und der gemäßigteren Gegenden Italiens.

Der Charakter des Neapolitaners ist bei weitem nicht so schlimm, als ihn manche Reisende schildern, wiewohl er lange nicht so herzlich, so bieder und freundlich, wie der der Römer ist. Im Allgemeinen kann man ihn überhaupt nicht beurtheilen, man muß jeden Stand besonders betrachten. Der Reiche und Vornehme ist hier üppig und verwöhnt, besitzt weder Gemüth, noch umfassende Bildung, doch ist er natürlich und frei von lächerlichem Stolze. Der Mittelstand ist der beste, er ist arglos und gutmüthig, doch bigott und unwissend; der Pöbel dagegen ist diebisch, zum Betruge geneigt, abergläubisch und träge, und nur als enthusiastisch zu loben.

Leidenschaften jeder Art, Rachsucht, Spiel, Processe sind allgemein eingewurzelt, und führen fast täglich zu gräßlichen Vergehungen und Mordthaten.

Unthätigkeit ist der Wunsch Aller, wer frei von Geschäften in den Tag hinein leben kann, wird glücklich genannt. Abspannung und Erschlaffung aller physischen und psychischen Kräfte ist überall sichtbar, und die brennende Sonnenhitze trägt allerdings zum großen Theil hiervon die Schuld.

Was ein Deutscher in einem Tage macht, dazu braucht der Neapolitaner acht Tage, und der

Digitized by Google

nackte Lazzaroni gibt seinen letzten Heller her, um nur eine Strecke fahren zu können. In Gruben aufbewahrtes Eis und Fächer sind hier unentbehrliche Dinge.

Mancher unserer Leser denkt sich vielleicht, wie dies auch sogar in manchen Büchern fälschlich angegeben ist, daß die 60 — 80,000 sogenannte Lazzaroni alle Spitzbuben und Diebe sind; das ist keineswegs der Fall. Man muß darunter die niedere Volksklasse im Allgemeinen verstehen, die von täglicher Handarbeit lebt, es sind theils Fischer, Schiffer, Lastträger, Schuhputzer, kleine Waarenverkäufer, Miethkutscher, Mäkler, Gelegenheitsmacher ꝛc. und zum Theil ehrliche Leute, wiewohl doch meistens Gesindel und Müßiggänger. Zwar sind viele darunter, die sich zu Mord und Todtschlag brauchen lassen, aber gewöhnlich nähren sie sich denn doch redlich durch allerlei und oft sehr schwere Verrichtungen. Sie haben keine Wohnungen, brauchen auch keine, denn Neapels Himmel ist der Art, daß man sich nicht erkältet, wenn man die Nacht im Freien liegt, und da schlafen dann die Lazzaroni unter dem ersten besten offenen Thorwege oder Schuppen. Familienbande sind ihnen unbekannt, sie haben nur für sich allein zu sorgen, könnten aber auch schwerlich von ihrem kargen Verdienste noch Frau und Kindern etwas abgeben. Sorgenfrei, wie sie sind, und vor Verhungern schützt einer den andern, bilden sie einen fröhlichen Haufen, der nicht wenig zu dem Leben und Treiben Neapels beiträgt, und unter Lachen, Singen, Gaffen und Schreien schwindet ihnen ein Tag nach dem andern.

So sind diese Leute, die man Lazzaroni nennt.

Das Sprichwort über Neapel sagt: Vadi Napoli a poi mecori! Das soll heißen: Wer Neapel gesehen hat, kann ruhig sterben, es gibt auf der Erde nichts Schöneres mehr für ihn zu sehen. Das mag wahr seyn, aber schöner und vernünftiger noch ist es doch in jedem Fall, Neapel bewundernd zu sehen und lebend zu genießen. Und dieses wünschen wir Jedem unserer Leser.

W. C.

Vaterländische Mährchen.

4.

Das Burgfräulein auf Wißneck.

(Beschluß von Seite 104.)

Der arge Knecht dagegen glaubte um so zuversichtlicher, daß jetzt für ihn die Stunde des Glückes gekommen sey. Schon lange hatte er sich mit zwei Schatzgräbern in eine Bekanntschaft eingelassen, welche durch die Mittheilung, die er ihnen machte, den höchsten Grad der Vertraulichkeit erhielt. Gemeinschaftlich wurde das alte Gemäuer untersucht, und es ergab sich aus den Bewegungen der Wünschelruthe, daß an dem Orte, welche der Knabe zufällig bezeichnet hatte, ganz gewiß ein großer Schatz liegen müsse. Die nöthigen Vorkehrungen wurden schleunig gemacht. Das Gefäß mit Weihwasser und das Büchlein mit den Zauberformeln wurde in eine abgelegene Nische niedergelegt, wo es nach Jahren der Erzähler dieses Mährchens bei einem Besuche der Burg zufällig und mit traurigen Gefühlen wieder fand. Der Ort zu den verhängnißvollen drei Kreisen wurde abgesteckt, vierzehn Tage streng gefastet und endlich in einer dunkeln und schaurigen Herbstnacht der bedaurungswürdige Versuch vorgenommen. Es war den ganzen Tag über umwölkt und stürmisch gewesen, das Unwetter mehrte sich auf die Nacht und steigerte sich von Stunde zu Stunde. Schneidend strich der Wind durch das Gebüsch und trieb ganze Haufen abgestreiften Laubes vor sich her. Die wilde Dreisam rauschte stärker, und unheimlicher erscholl die Stimme des einsamen Uhu's in dem Walde. Jedermann verschloß sich in sein Häuschen und seine Hütte, und beschwerte sich über den schaurigen Abend; nur den drei Schatzgräbern war er ganz willkommen und je menschenleerer die Gegend wurde, desto mehr freuten sie sich. Endlich, als sie sich völlig sicher wußten, machten sie sich mit den Werkzeugen zum Graben auf den Weg und eilten dem alten Gemäuer zu. Die Wünschelruthe schlug neuerdings an, die Kreise wurden nach Vorschrift gezogen und die furchtbaren Beschwörungsformeln begannen. Der Mittelpunkt der Kreise befand sich an dem, durch Brand und Zeit zerspaltenen Gemäuer,

Digitized by Google

welches weit über ihre Köpfe heraufragte. Dreimal wurde das sogenannte Christoffelsgebet oder der Höllenzwang vorgelesen, die Erwartung der Unglücklichen war auf das Höchste gespannt; da kam plötzlich ein weit stärkerer Windstoß als alle bisherigen, das ganze Gebüsch schien lebendig zu werden und die Schatzgräber drehten voll Gierigkeit und Angst ihre Köpfe dahin, weil sie von daher das Geisterfräulein und die abzuliefernde Geldkiste erwarteten. Aber umgekehrt, die Laterne hinter ihrem Rücken wurde umgeworfen und ausgelöscht, ein furchtbares Brüllen donnerte in ihre Ohren hinein, und als sie sich entsetzt umkehrten, fühlten sie über ihrem Nacken die zottigen Tatzen des Höllenhundes, sahen wie er mit feuersprühenden Rabaugen sie anglotzte und den Rachen öffnete, sie zu verschlingen. In dem Entsetzen waren sie ihrer selbst nicht mehr mächtig und stürzten mit dem Geheule der Verzweiflung aus den Kreisen heraus, von welchem sie Rettung erwarteten. Wenig Augenblicke vergingen und alles sank in die tiefste Stille zurück; nur der Wind peitschte die Blätter umher nach wie zuvor.

Des folgenden Tages fand man alle drei bewußtlos um die Trümmer herum liegen, und konnte leicht errathen, was hier geschehen war. Zwei kehrten nicht mehr in das Leben zurück, der Dritte kam wohl wieder zu sich, aber ein dumpfer Wahnsinn hatte sich seiner für immer bemächtigt. Oft sah man ihn an der Landstraße, nicht weit von dem Schlosse, unter einem steinernen Kreutze sitzen und die Vorübergehenden um eine Gabe bitten. Er kehrte dem Orte seines Unglücks den Rücken zu, stierte gedankenlos vor sich hin, und sprach keine Silbe; auch soll seit dieser Zeit kein verständliches Wort aus seinem Munde gegangen seyn. Er murmelte nur abgebrochen vor sich hin und drückte den Huth in seine Stirne. Wenn aber zufällig sein Blick auf die Schloßruine fiel, fing er am ganzen Leibe zu zittern an und umfaßte unter Angstgeschrei das steinerne Kreutzbild, als wenn dieses allein ihm Schutz und Ruhe zu gewähren vermöchte.

Anekdoten.

Ein Verwandter des Herrn Jean de Gresle, ein taubstummer Jüngling, verwundete auf der Jagd einen Vogel, der ins Wasser fiel. Da er ihn nicht erhaschen konnte, entlehnte er einem Minimenbruder seinen Mantel, breitete ihn auf das Wasser aus, und stellte sich darauf; aber wie zu erwarten war, sank er hinab, und wäre beinahe ertrunken. Wie war der Unglückliche auf diesen Einfall gekommen? Er hatte ein Gemälde gesehen, das einen Heiligen vorstellt, der auf einem Wasser geht, über welches er seinen Mantel ausgebreitet hatte. Somit hatte er gehofft, daß der Mantel, dessen er sich bediente, dieselbe Aushülfe gewähren würde.

Ein deutscher Gelehrter, der im siebzehnten Jahrhundert nach Paris gereist war, sprach mit seinen Tischgenossen lateinisch, weil er der französischen Sprache noch nicht ganz mächtig war. Als man eine Platte auftrug, die rings um mit kleinen Pasteten belegt war, machte er, in jener Sprache folgende Bemerkung: „Diese Randglossen gefallen mir sehr wohl!" — Dieser witzige Einfall machte Glück und wurde überall wiederholt.

Im Archive des Schlosses Grancey zeigte man ehemals ein Billet ohne Datum, das Heinrich IV kurz vor einer Schlacht an den Marschall von Fervaques geschrieben hatte, und in folgenden Worten abgefaßt war: „Fervaques, zu Pferde! der Feind naht! ich habe deinen Arm nöthig!"

Bautru litt an einem so heftigen Rheumatismus, daß er sich beinahe gar nicht bewegen konnte. „Wenn das Paradies, sagte er, nur noch zehn Schritte von mir entfernt läge, so könnte ich es dennoch nicht erreichen."

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Cashemir-Ziegen.

Digitized by Google

No.ro 27. Dritter Jahrgang 1830. (109)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December c. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Die Caschemirziege.

(Mit Abbildungen.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXVII.

Als das reizendste Land auf der weiten Erde bezeichnet man Caschemir; es soll die Wiege des Menschengeschlechts seyn, von wo aus die ersten Wanderungen ausgegangen sind und die ganze Welt bevölkert wurde; dasselbe liegt in Mittelasien, bildet ein von hohen Bergen umgebenes großes Thal, das, zu dem Reiche der Afghanen gehörig, mit dem schönsten Graswuchs und den wohlriechendsten Blumen geschmückt ist, und wegen seinen vielen baumartigen Rosenstöcken, die eine unendliche Menge Blumen tragen, das Rosenparadies genannt wird.

Seine Größe beträgt 816 Quadratmeilen und die Anzahl der Einwohner belauft sich auf 1½ bis 2 Millionen, die sehr schön gebaut, hell von Farbe, schwarzhaarig, munter und ausdauernd, gutmüthig, einfach in der Kleidung, Liebhaber der Musik und Freunde der Künste und Wissenschaften sind. Ihre Sprache ist eine Mundart der Hindus; noch ist jedoch weder Grammatik, noch Wortverzeichniß, noch Sprachprobe von ihr vorhanden, und die Gelehrten bedienen sich der Sanserit- die Dichter der Perser-Sprache; der Religion nach sind die Einwohner meist Muhamedaner.

Durch reichliche Bewässerung wissen sie den Ackerbau in ihrem Gebirgslande sehr einträglich zu machen; sie pflanzen Reis, Gemüse, Safran, Taback und dergleichen im Ueberfluß, sorgen für Obst- und Weinbau und treiben sehr beträchtliche Viehzucht; auch ist ihr Kunstfleiß bedeutend; man webt daselbst die kostbarsten Shwals und andere wollene Zeuge, fertigt Zucker, lakirte Waaren, Papiere, Schiffe, und treibt ansehnlichen Handel, namentlich mit Trauben und Melonen nach Hindostan. Die Wälder liefern köstliches Holz, überall wimmelt es von Sangvögeln, und die Erde giebt in reichlicher Menge Eisen, Gold, Edelsteine und ganz vorzügliches Salz.

In dieser Gegend ist nun die Heimath der Caschemirziege, aus deren Haaren die kostbaren Shwale gewoben werden; unsere heutige Tafel zeigt eine getreue Abbildung dieser Ziege in 4 verschiedenen Stellungen; nach ihrer Physiognomie und ihrem ganzen Bau kommt diese Ziege unserm Schaafe näher, als unserer gemeinen hochbeinigten Ziege; ihre Länge von der Schwanzspitze bis zum äussersten Ende des Kopfes beträgt 3 Fuß, ihre Höhe 2 Fuß und die Dicke des Leibes 2½ Fuß.

Sowohl der Bock, als die Ziege haben einen Bart; doch ist der Bart bei der letztern kleiner. Einige Ziegen haben auch Büschel von langen Haaren, die über die Stirne herabhängen.

Die meisten dieser Thiere, beiderlei Geschlechts, haben spiralförmig gewundene Hörner, gewöhnlich sind diese Hörner gerade, und nur bei Wenigen gebogen. Die Länge der Hörner beträgt 12 — 16 Zoll und die Dicke 2 — 2¼ Zoll.

Digitized by Google

Die Ohren sind lang, breit, dünn und herabhängend; sie messen 13 Zoll in der Länge und gegen 3 Zoll in der Breite.

Das Haar der Caschemirziege ist wegen der daraus zu fertigenden Caschemir-Shwals von vorzüglichem Werth, an den verschiedenen Theilen des Körpers verschieden lang, seidenartig, glänzend, sehr fein, nicht gelockt und von den grauen Ziegen besser als von den weißen; diese Thiere werden im Frühjahr, kurz vorher ehe die wärmere Jahreszeit eintritt, geschoren; alle harten und langen Haare werden aus der abgeschorenen Wolle sorgfältig herausgesucht und sie sodann erst in einer warmen Auflösung von Pottasche nnd hernach in wärmerem Wasser sauber gereinigt und die groben Haare zu Kamelotten und Kameelgarn und der darunter liegende feine Flaum zu dem köstlichen Gewebe verwendet, das alle andern an Feinheit und Weichheit übertrifft.

Die Caschemirziege ist in Caschemir und Tibet, welche beiden Länder durch das große Himalayagebirge von einander getrennt sind, eben so gewöhnlich als Hausthier, wie bei uns die gemeine Ziege; sie liebt keine üppige Weide und ihre Lieblingsnahrung besteht in würzigen Pflanzen, Heidekraut, Laubknospen, Rauten ꝛc. Es bekommt dem Thiere sehr gut, wenn man ihm wöchentlich wenigstens einmal Salz unter diese Nahrung mischt.

Die Wolle, welche man zu Verfertigung der Shwals verwendet, wird vermittelst einer Zubereitung von Reißmehl gebleicht, und muß dreimal gefärbt werden. Damit der Faden beim Spinnen nicht zu hart wird und der Shwal weich und zart bleibt, bedienen sich die Arbeiter beim Spinnen einer besondern Spindel, die aus einer Thonkugel mit einem Eisendraht besteht, und erhalten sich dabei die Finger durch Speckſteinpulver stets geschmeidig. Zu einem großen Shwal von der ersten Feinheit gehören 5 Pfund, zu einem von geringerer Güte nur 3 — 4 Pfund Wolle.

Die Weberstühle, worauf die Caschemir-Shwals verfertigt werden, bestehen aus einem Rahmen, vor dem 3 Arbeiter auf einer Bank in einem Gewölbe unter der Erde sitzen, damit das Haar zart und weich erhalten wird. Diese arbeiten mit langen, schmalen, schweren Schiffchen, bei bunten Mustern aber mit so viel Nadeln, als Farben vorhanden sind. Je mehr Figuren hineingewoben werden sollen, desto langsamer geht die Arbeit vorwärts, so daß bei den schönsten Caschemir-Shwals drei Arbeiter in einem Tage oft nicht mehr als ¼ Zoll fertigen und daher in einem Jahre oft nur einen Shwal vollenden, während bei geringern Shwals von 2 Arbeitern in einem Jahr 6 — 8 Shwals geliefert werden können. Die feinsten Shwals werden in einzelnen Stücken auf verschiedenen Stühlen gefertigt, daher die Figuren selten gleich groß ausfallen.

Gewöhnlich vereinigt ein Kaufmann mehrere Weberstühle unter seiner Oberaufsicht, setzt einen Werkmeister über jeden, der ungefähr 3 Groschen täglichen Lohn erhält und den Webern die Muster und Farben nach vorhandenen Modellen angiebt. Obgleich während der Arbeit die rauhe Seite des Shwals oben liegt, so irrt sich der Werkmeister doch nie, selbst bei Angabe der buntesten Muster.

Die fertigen Shwals werden auf dem Zollhaus ziemlich plump gestempelt und nach ihrem Werth verzollt. Man berechnet die Ausfuhr jährlich über 80,000 Stück, die meist ungewaschen ausgeführt werden, und deren größter und kostbarster Theil nach Europa kömmt. Am besten versteht man das Waschen und die Verpackung der Shwals in Amretsir, einer großen Stadt in Ostindien.

Meist werden die Caschemir-Shwals über Constantinopel, doch auch viele über Rußland oder Bengalen und England bezogen.

Nach der französischen Expedition in Egypten im Jahr 1798, fingen die Caschemir-Shwals zuerst an bei uns Mode zu werden, indem mehrere Officiere ihren Gattinnen oder Geliebten dergleichen Shwals, die sie zur Beute gemacht hatten, zum Geschenk übersendeten. Ihr Werth besteht in der ungemeinen Zartheit des Stoffes (einen ächten Caschemir-Shwal ersten Rangs kann man durch einen Fingerring ziehen) ihrer ungemeinen Dauer in der Schönheit und Feinheit ihrer Farben und in der Eleganz ihrer

Digitized by Google

Muster. Shwals mit aufgenähten Borduren sind lange nicht so theuer, wie die im Ganzen gewobenen, bei denen dann noch das Vorhandenseyn oder die Größe und Breite der palmblätterförmigen Verzierungen (Palmetten) sehr viel zu Bestimmung des Preißes beitragen. Ein ächter Caschemir-Shwal von geringerer Güte kostet bei uns 100 — 300 Thaler, von erster Qualität 800 — 1000 Thlr. oder auch wohl noch mehr.

Man fertigt auch in Hindostan und in den türkischen Provinzen dem Caschemir-Shwal nachgebildete Shwals von sehr feiner Schaafwolle, und nennt diese viel wohlfeileren türkischen Shwals Bagdad-Shwals, wovon das Stück nur 7 — 15 Thlr. kostet.

Auch hat man in Europa dergleichen Shwals aus feiner Schaafwolle nachgeahmt und manche Versuche gemacht, die Caschemirziegen zu uns überzusiedeln.

Die ersten Versuche, Caschemirziegen von Bengalen nach England zu bringen, mißlangen sämmtlich, indem diese Ziegen dort wahrscheinlich wegen zu feuchter Weide an der Auszehrung oder Klauenseuche starben. Besser belohnt war der Versuch den Ternaux in Paris im Jahre 1819 mit zu Lande von Hochasien nach Frankreich geführten Caschemir-Ziegen machte. Zwar starben ebenfalls viele Thiere auf und nach der Reise, aber doch erhielt Ternaux tüchtige Junge, die die Zucht fortpflanzten, und jetzt vermag derselbe sehr beliebte Fabrikate aus Caschemirwolle zu liefern.

Es läßt sich annehmen daß diese Ziegen auch in unsern deutschen Gebirgsgegenden recht gut fortkommen würden, was von großem Nutzen wäre, indem ihr Fleisch eben so nahrhaft als das der gemeinen Ziege ist, sie auch eben so milchreich sind, und überdieß eine so kostbare Wolle liefern; deßhalb es wohl zu wünschen wäre, daß einige unserer reichen Gutsbesitzer sich einen Versuch dieser Art nicht verdrießen lassen möchten.

Alexander der Große.

Ein Abriß seines Lebens,

von

Carl v. Rügen.

Zu jenen außerordentlichen Menschen, die, vom Schicksal begünstigt und durch heftige Leidenschaften getrieben, die Ruhe der Staaten in ihren Grundvesten erschüttert, die bestehende Ordnung der Dinge aufgelöst und eine neue ins Leben gerufen haben, die mit einem Worte als große Treiber des Menschengeschlechts zu betrachten sind, gehört Alexander der Macedonier. In mehr als einer Hinsicht dem Kaiser Napoleon ähnlich, übte er oft Thaten aus, die für alle Zeiten als Muster der Bewunderung und der Nachahmung aufgestellt zu werden verdienen. Wir wollen hier einen kurzen Abriß eines an merkwürdigen Begebenheiten so reichen Lebens entwerfen und das Interessanteste aus demselben hervorheben.

Schon seine Geburt trug sich unter Umständen zu, die ungewöhnlich zu nennen sind. In derselben Nacht, in der er geboren wurde, zündete ein rasender, von unsinniger Bewunderungssucht geblendeter Mensch, Namens Herostratus, bloß um seinen Namen, den er durch keine edle That verewigen konnte, wenigstens durch eine Schandthat auf die Nachwelt zu bringen, den Tempel der Göttin Diana zu Ephesus, ein wahres Meisterwerk der Baukunst, an. Sein Vater erhielt die Nachricht seiner Geburt, als er so eben Potidäa erobert und zugleich zwei andre frohe Bothschaften empfangen hatte, daß sein Rennpferd in den Spielen zu Olympia, an welchen ganz Griechenland Theil nahm, den Preis erhalten und daß sein Feldherr Parmenio die Illyrier bezwungen habe. Sein Erzieher wurde der Philosoph Aristoteles, der ihn vom Hofe entfernt hielt und in allen dem Menschen und dem Herrscher nöthigen Kenntnissen auf das gründlichste zu unterrichten strebte. Seine Lehren hafteten jedoch nur in sofern bei ihm, als sie mit seinen Neigungen, die schon früh auf alles Große und Ruhmwürdige gerichtet waren, übereinstimmten. Homer wurde sein Lieblingsdichter und den Achilles pries er glücklich, daß er einen Sänger seiner Thaten, wie diesen und einen Freund

Digitized by Google

wie Patrokles gefunden habe. Schon als Knabe weinte er über die Siege seines Vaters und rief aus: Mein Vater Philipp wird mir nichts mehr zu thun übrig lassen. In der Gymnastik wurde er ein Meister und that es allen seinen Altersgenossen zuvor.

Einst wurde seinem Vater ein wildes thessalisches Roß — dessen Name sich durch den Alexander bis auf unsere Zeiten erhalten hat, der Bucephalus, Theilnehmer an seinen nachherigen Schlachten und Siegen — um einen sehr hohen Preis zum Verkaufe angeboten; so viele Versuche auch von den trefflichsten Reitern gemacht wurden, es zu besteigen, so zeigte es doch eine so unbändige Wildheit, daß Niemand seinen Zweck erreichen konnte, und daß Philipp endlich befahl, es wieder fortzuführen, weil kein Mensch es gebrauchen könne. Wie Schade ist es, rief Alexander aus, daß ein so herrliches Thier, von solchem Feuer und von solcher Kraft uns entzogen wird, und bat seinen Vater, ihm noch einen Versuch zu erlauben. Da er bemerkt hatte, daß es sich vor seinem eigenen Schatten scheue, so führte er es gegen die Sonne, streichelte es lange, ließ unbemerkt seinen Mantel fallen und schwang sich plötzlich hinauf. Pfeilschnell schoß das Pferd mit ihm fort und Alles zitterte für ihn; durch Kraft und Gewandheit wurde er jedoch desselben bald Meister, lenkte wieder um und tummelte und regierte es ganz nach Willkühr. Alle Zuschauer erstaunten, Philipp aber mit Freudenthränen ihn umarmend, rief aus: Mein Sohn, suche dir ein anderes Königreich, Macedonien ist zu klein für dich. Fortan wurde dieser Bucephalus sein Leibroß und sein unzertrennlicher Gefährte auf seinen Zügen durch Asien gegen den Perserkönig Darius.

Durch Meuchelmörder fiel sein Vater beim Ausgang aus dem Theater. Alexander bestieg den Thron, bestrafte die Schuldigen und begab sich nach Korinth, wo er sich von den Griechischen Staaten zum Oberfeldherrn gegen die Perser ernennen ließ. Mit den herrlichsten Fähigkeiten und Anlagen verband der nunmehr zur Regierung gelangte 19jährige Jüngling eine brennende Ruhmbegierde und einen unersättlichen Ehrgeitz, der ihm die Gränzen seines väterlichen Macedonien zu enge machte und von Schlacht zu Schlacht, von Eroberung zu Eroberung fortriß. In Korinth besuchte er den Philosophen Diogenes, der den Grundsatz, der Mensch müsse so wenig als möglich Bedürfnisse haben, so streng befolgte, daß er ein wahrhaft erbärmliches Leben führte, stets barfuß gieng, selbst im Schnee, aus der hohlen Hand trank, bettelte, wenn er nichts zu essen hatte, eine Tonne zu seiner Wohnung einrichtete und dergleichen mehr. Er ließ dem Alexander, der ihn zu sprechen wünschte, sagen: „Wenn Diogenes etwas von dir wollte, so würde er zu dir kommen, da du aber etwas von ihm willst, so magst auch du dich zu ihm bemühen." Alexander kam wirklich, unterhielt sich eine Zeitlang mit ihm, fand Geschmack an seinen witzigen Antworten und forderte ihn auf, sich eine Gunst von ihm zu erbitten. Wohl denn, sagte Diogenes, tritt mir etwas aus der Sonne, daß ich mich an ihren milden Strahlen erquicken kann. Jener trat zurück und rief lachend aus: Nun bei den Göttern, wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich wohl Diogenes seyn.

Unterdessen hatten sich die Illirier und Tribalier gegen ihn gerüstet; sie wurden nach manchen Gefahren besiegt. Auf ein Gerücht von seinem Tode ergriffen die Thebaner die Waffen, hieben die macedonische Besatzung nieder und schlossen Bündnisse mit den Athenienfern. Rasch erschien Alexander vor ihren Thoren, schlug sie, eroberte Theben und zerstörte es gänzlich bis auf die Tempel und das Haus des Dichters Pindar. Gelinder verfuhr er gegen die Athenienser, von denen er nur die Verbannung eines Redners, der am erbittertsten gegen ihn gesprochen, forderte. Jetzt begann er seinen Eroberungszug gegen die Perser, nachdem er seinen Feldherrn Antipater zu seinem Stellvertreter in Europa, während seiner Abwesenheit ernannt hatte, und brach mit 30,000 Mann zu Fuß und 5,000 zu Roß, nach Klein-Asien auf. An dem jenseitigen Ufer des Flusses Granikus erwartete ihn ein feindliches Heer. Alexander setzte mit seinen Macedoniern über und begann das Treffen, das ihm gleich beinahe das Leben gekostet hätte. Zwei persische Feldherren sprengten auf ihn los, der eine brachte ihm einen Hieb bei, der den Helm zersprengte und schon schwang der andere das Schwerdt zum Todesstreiche, als der Macedonier Klitus herbeieilte und ihm den Arm vom Leibe hieb; den andern erlegte Alexander selbst, lenkte das Treffen wieder und schlug die Perser in die Flucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Diamanten-Waescherey.

Digitized by Google

No.ro 28. Dritter Jahrgang 1830. (113)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Diamantenwäscherei in Brasilien.

(Mit Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXVIII.

Unter allen edlen Steinen, ja man darf sagen, unter allen Producten des Mineralreichs, verdient der Diamant den ersten Platz; er ist der härteste, schwerste, durchsichtigste und glänzendste Edelstein, und kein anderer bekannter Körper, selbst der beste Stahl nicht, vermag seine Oberfläche nur im Geringsten zu ritzen. Die Griechen nannten ihn daher auch Adamas (unbezwinglich), aus welchem Worte dann später der Name Diamant entstanden ist.

Bis jetzt wurden die ächten Diamanten nur in demjenigen Theile unserer Erde aufgefunden, welcher von der Mittagslinie etwa 18 Grad nördlich und eben so viele Grade südlich liegt, wo die Sonne ihre glühenden Strahlen meistens senkrecht zur Erde hernieder sendet; hier trifft man die Diamanten in Bächen und Flüssen, in Sandsteinfelsen, Sandadern und in Geschieben von Dammerde an, als runde oder stumpfeckige Körner, meistens mit einer erdigen, blaßgrauen, auch gelblichen und rosenrothen, selten aber mit einer blauen und grünen Erdrinde überzogen, welche jedoch bei denjenigen Diamanten, die im Sand der Flüsse vorkommen, größtentheils schon abgerieben ist.

Die ersten Diamanten erhielt man aus Ostindien, wo auch jetzt noch die vorzüglichsten, namentlich in dem Königreiche Golconda, Visapur und Bengalen, an den Ufern des Ganges und auf der Insel Borneo gefunden werden. Der Boden, in dem man sie antrifft, ist sandig und steinig, und die Felsen haben da gewöhnlich 1½ Zoll breite, mit Erde ausgefüllte Adern, worin sich die Diamanten vorfinden. Diese Erde wird mittelst eiserner Hacken herausgeschafft, mehrmals gewaschen, gesiebt und so lange ausgesucht, bis man alle darin befindliche Diamanten erhalten hat. Oft sind mit dieser Arbeit mehrere tausend Personen, Männer, Weiber und Kinder, an ein und demselben Orte beschäftiget. Die Diamanten, welche man aus Ostindien erhält, sind gewöhnlich sehr schön, groß, und, wie man sagt, von gutem Wasser, d. h. so hell und durchsichtig, wie das klarste Wasser. Es finden sich jedoch auch gelbe und von andern Farben darunter, und einige haben eine glänzende, durchsichtige und grünliche Schaale oder Rinde, wobei jedoch das Innere des Steins gewöhnlich sehr schön weiß zu seyn pflegt.

Man würde in Ostindien eine erstaunliche Menge Diamanten gewinnen können, allein die Eigenthümer der dortigen Diamantendistrikte lassen nur wenige Gruben bearbeiten, damit die Diamanten in Europa nicht zu gemein werden und sich stets in ihrem sehr hohen Preise erhalten.

Sonst bekam man die Diamanten nur aus Ostindien; allein im Jahr 1728 entdeckte man, daß auch Brasilien sehr reich an solchen kostbaren

Digitized by Google

Steinen ist. Sie wurden daselbst, wie in Ostindien, in der Erde zerstreut gefunden, und zwar in den Betten der Flüsse, und wo von Regengüssen die Erde weggeschwemmt war. Man fand sie vorher öfters beim Goldwaschen, ohne daß man wußte, daß es Diamanten waren. Sie wurden daher mit dem Sande und Kies, aus welchem das Gold gewaschen war, weggeworfen, bis endlich ein Mann, welcher wußte, wie die rohen Diamanten aussehen, auf den Gedanken kam, daß diese Kieselsteine, wofür man sie damals hielt, eine Art davon wären. Er sammelte nun im Stillen eine große Menge derselben und ging nach Portugal, wo er sich durch deren Verkauf ein ungeheures Vermögen erwarb. Als die Regierung in Lisabon das Vorhandenseyn so vieler Edelsteine in Brasilien erfuhr, erklärte sie solche für Gut, das der Krone angehöre, und befahl, daß hievon dieselbe Abgabe, wie vom Golde entrichtet werden solle. Diese Bestimmung ließ sich jedoch nicht ausführen, und man kam später darauf, für jeden Sclaven, welcher Diamanten wüsche, eine Kopfsteuer jährlich festzusetzen; aber auch dieses führte nicht zum Ziel, indem die Pächter des Diamantendistrikts mehr Sclaven hielten, als sie versteuerten, und so übernahm im Jahr 1772 die Krone selbst die Verwaltung der Diamantenwäscherey. Die Gegend, in welcher bisher die Diamanten gefunden worden waren, wurde nun genau begränzt, und die Gewinnung der Diamanten jedermann, ausser dem zahlreichen Dienstpersonale, streng verboten.

S. Antonio do Tejuco ist der Hauptort des Diamantendistrikts in Brasilien; er liegt 40 Legoas von Villa Rica entfernt, an dem östlich terrassenförmigen Abhange eines Berges, an dessen Fuß der Ribeirão de St. Antonio fließt. Die Häuser sind zweistöckig, reinlich und bequem gebaut, und die Kaufläden reichlich mit Waaren aller Art versehen. Hier ist der Sitz des General-Intendanten und der ganzen Junta Diamantina, welche, ausser dem obersten Beamten, aus einem Kronfiskal, zwei Kassiren, einem General-Inspector und einem Buchhalter besteht. Zur Bewachung des Orts und Diamantendistrikts und zum militärischen Dienste der Junta liegt hier eine Abtheilung eines Dragonerregiments.

Der Intendant ist gleichsam unumschränkter Herr des ganzen Diamantendistrikts — er besorgt die Verwaltung, die Justiz und Polizey. Er kann jeden Bewohner des Distrikts nach Gutdünken und auf bloßen Verdacht, und, bei Befund von Diamanten in dessen Händen, mit Verlust des Vermögens ausweisen; von seinem Spruche ist keine Appellation, als an die Gnade des Kaysers. Uebrigens setzt ein streng durchgeführtes System alle Beamten gegen einander in Controle.

Ohne besondere Erlaubniß des Intendanten darf kein Fremder die Grenze überschreiten, und selbst die einheimischen sind von dieser Maaßregel nicht ausgenommen. Bey dem Austritt aus dem Bezirke muß sich jedermann einer genauen Untersuchung durch die Soldaten unterwerfen. Diese sind befugt, nicht nur alle Habseligkeiten des Reisenden, alle Ritze und Winkel seines Gepäcks, sondern auch ihn und seine Lastthiere an den zugänglichen Theilen seines Körpers zu durchspähen, ja im Fall eines Verdachts, ihn vier und zwanzig Stunden zurück zu halten, um zu sehen, ob kein Diamant verschluckt worden sey.

Jedes Jahr werden die gewonnenen Diamanten an die Regierung nach Rio Janeiro eingeschickt, vor der Absendung jedoch in 12 Klassen getheilt, welches mittelst einer messingenen Kapsel geschieht, in der eilf Siebfächer von verschiedener Größe der Löcher übereinander angebracht sind, wo dann die kleinsten Diamanten sich in den untersten Fächern sammeln, und die größten im obersten zurückbleiben.

Die Neger, welche von der Regierung zum Waschen und Aufsuchen der Diamanten in dem Gerölle gedungen sind, wohnen zunächst den Wäschereien in kleinen Hütten, die sie sich selbst bauen, und werden durch die Junta Diamantina verköstiget, welche ihnen die aus Bohnen, Maismehl, Speck und Branntwein bestehenden Rationen durch eigene dazu bestimmte Maulthiertruppen wöchentlich zuführen läßt. Die Zahl der Arbeiter hat jetzt bei Verminderung der Ausbeute sehr abgenommen.

Digitized by Google

vom Jahr 1772 — 1775 arbeiteten 4500 — 5000
vom Jahr 1795 — 1801 . . . . . nur 1700
vom Jahr 1801 — 1814 . . . . . 2100 — 2800
vom Jahr 1815 — 1817 . . . . . 1600 — 1800
und im Jahr 1818 . . . . . ungefähr 1000.

Um die Neger zum Fleiß zu ermuntern, erhalten sie bei dem Fund eines beträchtlichen Steines kleine Geschenke von wollenen Mützen, Tüchern, Taback ꝛc.

Ueber die Arbeiten der Neger führen die sogenannten Feitores, deren es im Jahr 1818 einhundert gab, die Aufsicht. Man stellt dazu am liebsten weiße Leute an, und ihr Geschäft ist, die Neger zur Arbeit anzuhalten, zu wachen, daß sie die gefundenen Diamanten richtig abliefern, und an Feyertagen in ihren Wohnungen oder bei ihren oft lärmenden Festen Ordnung beobachten. Zehen Oberaufseher controliren die Feitores, sammeln die gefundenen Diamanten, wägen sie, und tragen solche so lange in einem ledernen Beutel am Leibe mit sich, bis sie an die Behörde nach Tejuco abgeliefert werden; auch leiten sie die bergmännischen Arbeiten, als die Reinigung der Flußbette, das Sprengen von Felsen, die Aufstellung der Maschinen, die Auswahl des zu waschenden Gerölls ꝛc.

Der Verlust, den die Regierung alljährlich durch Diamantschleicher erleidet, ist sehr bedeutend. Diese Leute durchsuchen in den entferntesten Theilen des Districts das Gerölle der Flüsse und Bäche, oder stehlen sich zur Nachtzeit an den Ort, wo Gerölle zum Waschen bereit liegt, und entwenden von demselben. Nicht selten sind es entlaufene Sclaven, welche ihren Aufenthalt in unzugänglichen Felsklüften und Gebirgsschluchten nehmen und von hieraus Diebereien aller Art verüben; doch möchte die größte Aufmerksamkeit auf die im Dienste der Junta selbst arbeitenden Neger nöthig seyn.

Unglaublich ist es, welche mannigfaltigen Arten des Betrugs die schlauen Schwarzen anwenden. In Gegenwart der Aufseher wissen sie während des Waschens Diamanten zwischen den Fingern, und Zehen, in den Ohren, dem Mund, den Haaren zu verstecken, sie werfen die Steine weg, um sie des Nachts wieder aufzusuchen, ja sie verschlucken sie manchmal. Zu diesen Diebereien werden sie durch allerley Versuchungen getrieben. So emsig auch die stehenden und herumziehenden Posten auf die Schmuggler lauern, so geschieht es doch, daß Leute, die der Gegend kundig sind, auf Nebenwegen die Posten umgehen und den verbotenen Schatz, der sich leicht verbergen läßt, sicher über die Grenze bringen. Ist Letzteres gelungen, so stehen den Käufern Mittel genug zu Gebot, die Steine, in baumwollenen Ballen und andern Kaufmannsartikeln versteckt, nach Rio Janeiro oder Bahia zu übermachen.

Die beifolgende Tafel zeigt uns eine Scene aus der in der Umgebung von Tejuco befindlichen Diamantenwäscherey Curralinho; die Arbeit ward während der Anwesenheit der beiden deutschen Gelehrten, v. Spix und v. Martius, mit einem fliegenden Trupp von 20 Negern unternommen, über welche zwei Feitores die Aufsicht führten, wie auf der Abbildung dargestellt ist. In einer Niederung der Ebene hatte man das Regenwasser auf 2 Fuß Tiefe gesammelt, und ein Bret war mitten durch die Lache zum Sitze für die Negersclaven gezogen worden. Diese saßen entweder nackt, und lediglich mit einem Gurt von Baumwollenzeug um die Lenden, oder mit anliegendem Kamisol und Beinkleider von Leder bis an die Kniee im Wasser. Etwa 12 Fuß entfernt, den Enden der Reihe gegenüber und im Angesichte der Neger, saßen die beiden Feitores auf erhöhten Sitzen, unter einem roh gearbeiteten, mit Palmenblättern und Schilf gedeckten Sonnenschirme.

Die aus dem Flußbett heraufgebrachte Erde war zwischen den Feitores und den Wäschern aufgeschüttet; eine kleine, mit klarem Wasser gefüllte hölzerne Schüssel stand auf einem Stuhle zwischen beiden Feitores. Der Neger füllt seine hölzerne runde Schüssel, welche gemeiniglich 1¼ Fuß im Durchmesser hat, mit Erde, geht auf seinen Platz zurück, und beginnt damit, daß er die größten Stücke des Gerölles aussucht und auf die Seite wirft; er taucht dann die Schüssel unter das Wasser, schüttelt sie hin und her, streift die obern Geschiebe allmählig hinweg, und wühlt in dem immer feiner gesonderten Sande, über den er von neuem Wasser rinnen läßt, hin und her. Entdeckt er in dem auf dem Grunde zurückgebliebenen schweren Sande einen blinkenden Stein, so nimmt er ihn zwischen den Zeigefinger und Daumen, erhebt sich von seinem Sitze, stellt die Schüssel auf denselben, und wadet durch das Wasser zur Schaale, in die er den Diamant fallen läßt. Hat er den in der Schüssel enthaltenen Sand gänzlich ausgewaschen, so läßt er die leere Schüssel auf dem Spülwasser schwimmen, erhebt sich, klatscht dreimal in die Hände, und streckt die Arme und Finger aus, um zu zeigen, daß er nichts zurückbehalten habe, hebt dann die Schüssel wieder auf, füllt sie abermals mit Sand und beginnt von neuem seine Arbeit. Die Feitores verfolgen, so lange gewaschen wird, mit sorgfältigen Blicken die Bewegungen aller Sclaven, damit diese keinen Unterschleif vornehmen können. Entdeckt man eine Veruntreuung, so hat sie der Schuldige anfänglich mit Ruthenstreichen und Anlegung eines eisernen Halsbandes, mit gefänglicher Haft u. s. w., zu büßen; bei fortgesetztem Vergehen darf er nicht mehr zu dem Geschäfte gebraucht werden.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Alexander der Große.

Ein Abriß seines Lebens,

von

Carl v. Rüge n.

(Fortsetzung von Seite 112.)

Darauf bemächtigte er sich der sämmtlichen Städte Klein-Asiens, zerhieb den unauflösbaren Gordischen Knoten, und eroberte Lycien, Jonien, Karien, Pamphylien und Cappadocien. Jetzt zeigte er einen Zug von Seelengröße, wie uns die Geschichte keinen zweiten anführt; derselbe beweist das durchdringende Auge des Menschenkenners, aber auch zugleich — da man nie ganz für einen Menschen bürgen kann — seinen Glauben an die Tugend auf eine erhebende Art.

Er hatte sich nemlich der Stadt Tarsus bemächtigt, wo der Cydnus vorbei fließt, ein Fluß, dessen Ufer mit schattigen Bäumen bepflanzt sind, und der ein ausnehmend schönes und klares, aber auch eben so kaltes Wasser hat. Ganz mit Schweiß und Staub bedeckt in der Hitze des Sommers, fühlte er beim Anblick dieses frischen einladenden Wassers eine unwiderstehliche Lust zum Baden, entkleidete sich und sprang schnell hinein. Kaum war er darin, so fühlte er sich von einer so eisigen Kälte durchschauert, daß er glaubte, sterben zu müssen. Ganz erstarrt zog man ihn wieder heraus und führte ihn ohne Bewußtseyn in sein Zelt, wo Alles in der größten Bestürzung sich um ihn versammelte.

Nach und nach zu sich gekommen, erkannte er seine Umgebung wieder, doch auch die gefährliche Lage, in der er sich, wegen der Nähe des Darius befand, der mit einem zahllosen Heere gegen ihn anrückte. Er sprach mit seinen Vertrauten und Aerzten und verlangte, des Dranges der Umstände wegen, schnelle entscheidende Mittel; doch die Aerzte, die bei einem schlimmen Gange der Sache um so mehr zur Verantwortung gezogen zu werden fürchteten, da Darius einen Preis von 1000 Talenten (ungefähr 2 Millionen Gulden) auf seinen Kopf gesetzt hatte, getrauten sich nicht, ihm etwas zu geben. Endlich entschloß sich einer, Namens Philippus dazu, und bat nur um einige Tage Aufschub zur Bereitung des Trankes.

Während dieser Zeit erhielt Alexander von seinem Feldherrn Parmenio aus Sardes einen Brief, worin er ihn warnte, dem Philippus zu trauen, da dieser vom Darius bestochen und ihm, neben einer großen Geldsumme, dessen Schwester zur Ehe versprochen wäre. Das Zutrauen zu einem Arzt, dessen Treue und Anhänglichkeit er von seiner Kindheit an erprobt hatte, behielt die Oberhand bei ihm und zerstreute die in ihm aufsteigenden Zweifel an seiner Redlichkeit. Er legte den Brief zusammen und steckte ihn einstweilen unter sein Kopfkissen, ohne ihn Jemanden mitzutheilen. Ruhig trat der Arzt mit seinem Mittel ein, Alexander mit der einen Hand die Schaale an den Mund setzend, überreichte ihm mit der andern den Brief, und trank zu gleicher Zeit, ohne zu zaudern, die Arznei aus. Jener las den Brief unterdessen mit einer Miene, die mehr Unwillen, als Bestürzung ausdrückte, warf ihn heftig zu Boden und versicherte mit fester Stimme, daß der Erfolg ihn rechtfertigen werde; nur darum bäte er, daß er sich aller trüben Gedanken entschlagen und die Arznei ruhig wirken lassen möchte.

Alexander suchte ihn selbst zu beruhigen und führte ihm an, daß er keinen größeren Beweiß seines Vertrauens ihm habe geben können, als daß er den Brief unbeachtet gelassen und die Arznei getrunken habe. Diese fing unterdessen an zu wirken und zwar auf eine Weise, die nicht geeignet war, die Beschuldigung des Parmenio zu entkräften; der König verlor Bewußtseyn und Sprache. Bald äußerte sie jedoch ganz ihre wohlthätige Wirkung, neues Leben kam in den erstarrten Körper und der Geist erhielt seine Kraft wieder; schon nach wenigen Tagen konnte er sich seinem Heere zeigen, das ihn mit Jubelgeschrei empfing und in seiner Genesung die sicherste Bürgschaft des glänzendsten Sieges fand. Philippus wurde fast auf den Händen getragen und wie ein Gott verehrt, der dem Könige das Leben erhalten habe.

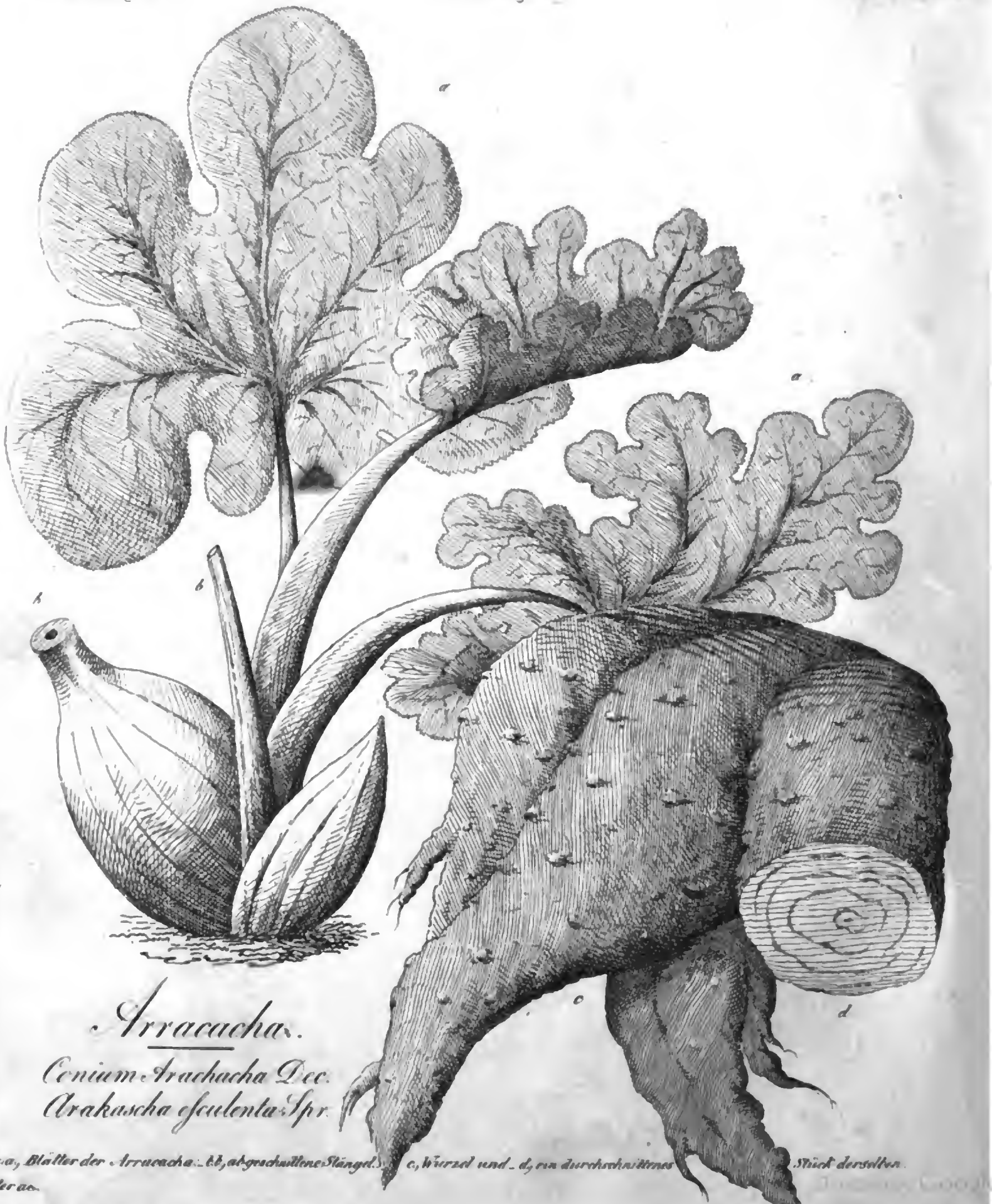
Bei Issus kam es darauf zur Schlacht, die Alexander mit seinem kleinen Heere gegen die Hunderttausende der Perser, durch die große Ueberlegenheit seiner Kriegskunst, vollständig gewann, und sogar des Darius Mutter, eine seiner Gemahlinnen und zwei seiner Töchter gefangen nahm, die er mit dem größten Zartgefühl behandelte. Unermeßliche Reichthümer fielen ihm durch diese Schlacht in die Hände, mit denen er seine Soldaten und Freunde bereicherte. Schon jetzt nahm seine Bescheidenheit und Mäßigung ab, und er hörte es nicht ungern, wenn man bei Trinkgelagen und Schmäusen seine Thaten über die des Herkules und Theseus erhob, doch theilte er noch alle Anstrengungen mit den gemeinsten Soldaten.

(Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



Arracacha.

Conium Arachacha Dec.
Arakascha esculenta Spr.

a.a, Blätter der Arracacha. bb, abgeschnittene Stängel. c, Wurzel und d, ein durchschnittenes Stück derselben.
Blätter aa.

No.ro 29. Dritter Jahrgang 1830. (117)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1⅔ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Die Arracacha.

(Mit Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXIX.

Die auf der beifolgenden Tafel abgebildete Pflanze erregt seit mehreren Jahren in Europa allgemein eine große Aufmerksamkeit; sie soll eben so nützlich und selbst noch ergiebiger als unsere Kartoffel seyn, ja dieselbe, hinsichtlich eines bessern Nahrungsstoffes, sogar übertreffen.

Wir verdanken die Abbildung dieser höchst wichtigen Pflanze der Gefälligkeit eines berühmten Botanikers, und wollen hierzu nun dasjenige mittheilen, was bis jetzt über die Arracacha bei uns bekannt wurde.

Das Vaterland der Arracacha ist Südamerika, und vorzüglich gedeiht sie in den Provinzen Santa-Fé und Caracas, wo bekanntlich auch unsere Kartoffel wild wächst. Sie wird daselbst eben so häufig, wie bei uns die Kartoffel angepflanzt, und ist für die dasigen Einwohner eines der nützlichsten Gewächse.

Die erste Nachricht von dieser schätzbaren Pflanze erhielt man in Europa schon im Jahr 1805 durch Herrn Vargas, einen Eingebornen von Santa-Fé, welcher zu dieser Zeit in London lebte. Die Arracacha selbst aber wurde erst vor einigen Jahren durch den nun verstorbenen Baron de Stack nach England gebracht und zu drei verschiedenen Perioden dem Garten zu Glasgow, Liverpool und der Londoner Gartenbau-Gesellschaft mitgetheilt; die Pflanzen wollten jedoch nicht gedeihen und nur Herrn Stepherd in Liverpool glückte es, im Frühjahr 1824 einige Exemplare zur Blüthe zu bringen.

Die Arracacha kommt am besten in denjenigen Gegenden fort, wo im Sommer die geringste Wärme nach dem Reaumürschen Thermometer 12 bis 15 Grade beträgt; sie würde daher in dem mittlern und südlichen Deutschland sehr gut gedeihen, und es wäre zu wünschen, daß auch bei uns ein Versuch mit dem Anbau dieser Pflanze gemacht würde, da dieselbe seit langer Zeit fortwährend die Lieblingsnahrung in einem beträchtlichen Landstriche von Südamerika ist und selbst der dort einheimischen Kartoffel vorgezogen wird.

Die Arracacha verlangt einen leichten, tiefen, schwarzen Boden; sie treibt krautartige Stengel, 2½ bis 3 Fuß lang in die Höhe, blüht im Anfang hellgelb, später ins purpurröthliche übergehend, und hat 2 bis 2½ Zoll dicke Wurzeln, die, in 4 bis 5 Aeste getheilt, 8 bis 9 Zoll lang in die Erde hinunter gehen, und an den Spitzen mit wenigen kleinen Wurzelfasern versehen sind. Die Oberfläche dieser Wurzeln ist beinahe glatt, mit einer dünnen Haut bedeckt, und wie unsere Kartoffel mit Augen versehen; ihr Inneres ist fleischig und fest, gelb, weiß oder purpurroth, und gleicht im Geschmacke einer Mischung von Pastinak und Kartoffeln.

Die Anpflanzung der Arracacha geschieht, wie bei den Kartoffeln, durchs Einlegen in die Erde, nur werden bei derselben die Wurzeln, weil sie so groß sind, vorher zerschnitten, wobei zu berücksichtigen ist, daß jedem abgeschnittenen Stück ein Auge gelassen werden muß.

Sind die Pflanzen 10 bis 12 Zoll hoch geworden, oder zeigen sie Neigung zum Blühen, so werden die blüthenbringenden Spitzen, so wie die üppigen Auswüchse abgebrochen, weil diese und das Aufblühen der Pflanze die schnelle und größere Ausdehnung der Wurzel hindern; hierauf wird der Boden vom Unkraut gereiniget und um jede Pflanze frische Erde gehäuft, wodurch das Zunehmen der Wurzel befördert wird.

Nach 3 bis 4 Monaten sind dann diese Wurzeln schon so entwickelt, daß sie verspeist werden können; läßt man sie aber noch länger in der Erde, so erreichen sie eine ausserordentliche Größe, ohne

Digitized by Google

daß sie dadurch von ihrem guten Geschmack etwas verlieren.

In Santa-Fé und Neu-Granada, wo die Arracacha, wie bei uns die Carotten, angepflanzt wird, ist sie das wesentlichste Nahrungsmittel, nicht allein für die Armen, sondern auch für die Reichen, und es werden aus derselben kräftige Speisen bereitet, die angenehm für den Gaumen, sehr leicht zu verdauen und die gewöhnliche Nahrung der Kranken sind. Auch wird aus dem Niedersatz der Arracacha eine Art Stärkmehl bereitet.

Diamantenwäscherei in Brasilien.

(Beschluß von Seite 115.)

Was die verschiedenen Arten und Benennungen der Diamanten betrifft, so werden die von einer ausserordentlichen Schönheit und Größe Parangons oder Nonpareils, d. i. die nicht ihres Gleichen haben, genannt. Jene, welche nicht dick sind, heißen schwache Diamanten, und die noch nicht geschliffen und mit ihrer dunkeln Kruste umgeben sind, rohe Diamanten.

Die Natur bringt die Diamanten meistens achteckig, jedoch auch in sehr unförmlichen Gestalten hervor. Die achteckigen nennt der Diamantschneider Pint, und die unförmlichen Käsesteine. Gepanzert wird ein Diamant genannt, wenn er nicht rein und hell ist.

Die Farben der Diamanten sind sehr verschieden, weiß, grün, roth, citronengelb und bläulich; die weißen finden sich am zahlreichsten, und die grünen, wenn sie rein sind, werden im Preise am höchsten gehalten.

Es wurden schon viele Versuche unternommen, um zu erfahren, ob sich der Diamant auch schmelzen lasse; die Resultate waren aber stets dieselben, nämlich: daß der Diamant, hermetisch in Glühgefäße verschlossen und dem stärksten Feuer ausgesetzt, niemals schmilzt, sondern sich jedesmal gänzlich verdunstet, so daß von ihm auch nicht der geringste Rückstand mehr übrig bleibt.

Ausser dem Gewichte — welches man nach Karaten berechnet, wo 4 Gran 1 Karat und 72 Karate gerade 1 Loth ausmachen — ists hauptsächlich die Schönheit, welche den hohen oder niedern Preis der Diamanten bestimmt, und diese besteht darin, daß die Diamanten wohl geformt, ganz rein und klar, und besonders die weißen wie ein Tropfen Wasser sind; nach diesen verschiedenen Graden ihrer Durchsichtigkeit und Weiße werden sie auch von den Juwelieren in Steine vom ersten, zweiten und dritten Wasser eingetheilt.

Um die Reinheit, besonders der geschliffenen Steine, auch wenn sie gefaßt sind, deutlicher zu sehen, pflegt man sie anzuhauchen; sie blenden dann das Auge nicht mehr so stark und man bemerkt um so leichter ihre Fehler. Je schneller hierbei der Hauch von der glänzenden Stelle verschwindet, um so fester und ächter ist dann auch der Stein.

Die Zurichtung der Diamanten zum Gebrauche erfordert verschiedene künstliche Handgriffe; ein roher Stein, wenn er Risse oder Fehler hat, wird mittelst stählerner Instrumente gespalten, wobei derjenige, welcher diese Arbrit besorgt, wissen muß, in welcher Lage sich der Diamant spalten läßt. Ist ein Diamant zu ungleich, so daß er nicht gespalten werden kann, so wird er durchschnitten, und dieses geschieht, indem man einen sehr feinen Draht, welcher mit befeuchtetem Diamantpulver bestrichen seyn muß, so lange über den befestigten Diamanten hin und her zieht, bis derselbe durchsägt ist, wobei nach 4 bis 5maligem Hin- und Herziehen gewöhnlich wieder ein neues Drahtstück genommen wird. Die Facetten oder verschiedenen Flächen erhält der Diamant durch das Abreiben an einem andern Diamanten, wobei zugleich das Diamantpulver, das die Steinschneider Diamantbrod nennen, zum Poliren der Diamanten gewonnen wird.

Die vorzüglichsten Diamantschleifer trifft man in Amsterdam. Die geschliffenen Steine werden in 4 Sorten eingetheilt, nämlich: in Tafelsteine, diese sind oben und unten platt, und da sie nur an den Seiten eine Reihe Facetten haben, so sind sie auch von geringerm Werthe als die andern; in Dicksteine, womit sonst der Brillant geschliffen wurde; in Rosetten, unten platt und ohne Facetten, oben aber erhaben und mit einigen Reihen Facetten sternförmig geschliffen; in Brillanten, unten und oben erhaben und mit Facetten geschliffen; die Brillanten sind die kostbarsten, nicht nur wegen der Arbeit, sondern weil dazu nur wenige Steine dienen, daher sie auch à jour gefaßt werden, so daß man die untere und obere Seite sehen kann.

Die ausgezeichnetsten Diamanten, welche man bis jetzt kennt und die weltberühmt geworden, sind:

A. Der zum Hause Oesterreich gehörige, 130 Karat schwer und 800,000 Thaler im Werth.

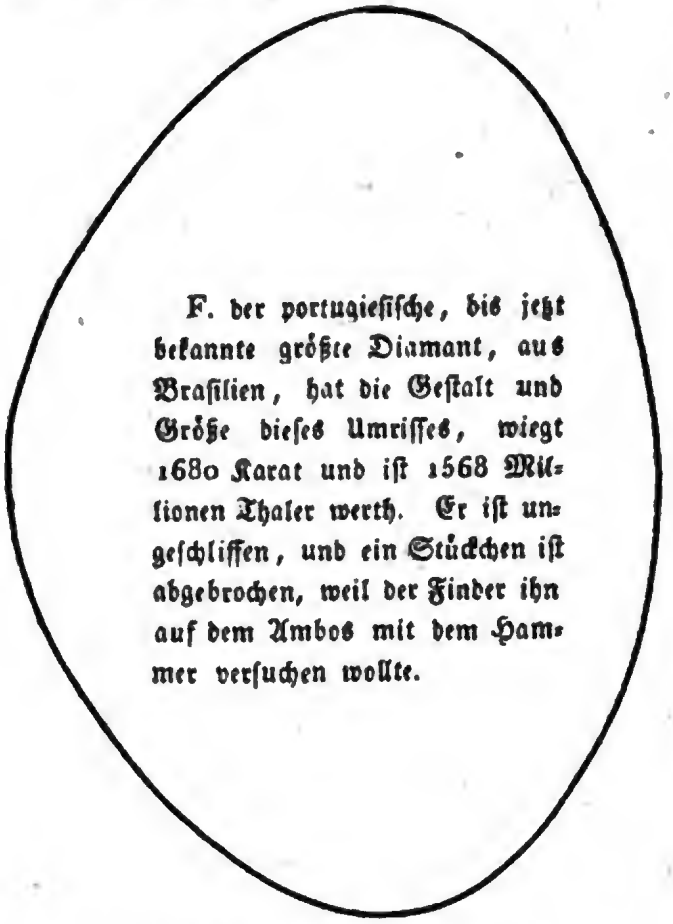
B. Der Regent oder Pitt, 136 Karat, 1 Million Thaler werth. Dieser Diamant, sonst im Besitz der Bourbons, dann Napoleons, ist jetzt in Folge der Schlacht von Belle Alliance, wo er von den Preußen erobert wurde, im Preußischen Kronschatz.

C. Der des Großen Moguls in Indien, 279 Karat, beinahe 4 Millionen werth.

D. Zwei im Besitz der russischen Krone, der eine angeblich 779 Gran und 34 Millionen Thaler am Werth; der andere im Scepter von 195 Karat mit 400,000 Rubel bezahlt u. a.

Digitized by Google

E. Der des Rajah von Maltan auf der Insel Borneo, 367 Karat, und



F. der portugiesische, bis jetzt bekannte größte Diamant, aus Brasilien, hat die Gestalt und Größe dieses Umrisses, wiegt 1680 Karat und ist 1568 Millionen Thaler werth. Er ist ungeschliffen, und ein Stückchen ist abgebrochen, weil der Finder ihn auf dem Ambos mit dem Hammer versuchen wollte.

Alexander der Große.

Ein Abriß seines Lebens,

von

Carl v. Rügen.

(Beschluß von Seite 116.)

Im Frühling des Jahres 331 vor Christi Geburt, nachdem er Phönicien u. Aegypten erobert hatte, rückte er dem Darius, der wieder ein Heer gesammelt und ihn in den Ebenen Assyriens erwartete, entgegen. Bei Gaugamela kam es zur entscheidenden Schlacht, die Alexander völlig gewann und Babylon, Susa und Persepolis darauf eroberte. Doch jetzt wurde er auch ein Sclave seiner Leidenschaften, und überließ sich den unmäßigsten Schwelgereien und Ausschweifungen. Auf Anstiften einer Buhlerin, ergriff er, vom Wein erhitzt, eine Fackel und zündete mit seinen Begleitern die Hauptstadt Persiens, das herrliche Persepolis an, dessen prächtige Ruinen der Reisende noch jetzt bewundert. Doch oft behielt noch der bessere Mensch bei ihm die Oberhand. Bei der Verfolgung des Darius durch die wildesten Gegenden, bei einer verzehrenden Hitze verschmachtete er fast vor Durst; einige Soldaten brachten ihm in einem Helm etwas trübes Wasser, er erkundigte sich, ob mehr vorhanden sey, daß alle trinken könnten, und da er hörte, dies sey Alles was man aufgefunden habe, so schüttete er es in den Sand, um auch mit dem geringsten Soldaten alle Anstrengungen zu theilen und durch sein Beispiel sein Heer zu ermuthigen. Das Letztere gelang ihm so vollkommen, daß alle begeistert ausriefen, er möchte sie nur immer weiter führen, sie würden ihm bis ans Ende der Welt folgen.

Den Darius hatte unterdessen ein treuloser Satrap Bessus, gefangen genommen, Alexander setzte ihnen nach, und da jener den Darius auf seiner Flucht nicht schnell genug fortbringen konnte, so ermordete er ihn und floh eilig weiter. Einige macedonische Reiter fanden den unglücklichen König in seinem Blute liegen und einer derselben erquickte noch mit einem Trunk Wassers den Sterbenden, der ihm gerührt dankte, dem Alexander alles Gute wünschen ließ und dem Soldaten die Hand reichte, um sie jenem in seinem Namen zu geben, und ihm zu sagen, er wünsche, daß die Götter ihn für die Großmuth belohnen möchten, mit der er seine Mutter, seine Gemahlin und seine Töchter behandelt habe. Darauf hauchte er seine edle Seele aus. Bald darauf kam Alexander; er konnte bei diesem traurigen Anblick seine Thränen nicht zurückhalten, breitete seinen Mantel über den Leichnam aus und ließ ihn mit königlicher Pracht bestatten. Später bekam er den Bessus in seine Gewalt, der seinen Frevel am Kreutze büßen mußte.

Jetzt begieng er aber Thaten, die seinen Namen unaussprechlich befleckt haben; er entdeckte eine Verschwörung, in die Philotas, der Sohn des Parmenio verwickelt war, ließ diesen hinrichten und schickte Meuchelmörder ab, die dem unschuldigen Vater, einem Greise von 70 Jahren, ein Schreiben überbrachten, und ihn, während er dasselbe las, niederstießen. Bei einem Trinkgelage erhoben Schmeichler seine Thaten über die des Herkules und Bacchus; Klitus, gleichfalls von Wein glühend, widersprach und stellte die Thaten seines Vaters, des Philipp, über die seinigen; man brachte ihn weg, er kam aber wieder und machte dem Alexander auch über seine unersättliche Eroberungssucht Vorwürfe. Dieser hielt sich nicht länger, riß, zornig und berauscht, einer Schildwache die Lanze aus der Hand und durchbohrte den Retter seines Lebens. Bittere Reue folgte, 3 Tage und Nächte schloß er sich ein und rief unaufhörlich Klitus Namen. Endlich brachte die Zeit und neue riesenhafte Unternehmungen auch diese That bei ihm in Vergessenheit.

Er drang gegen Indien vor, besiegte die dortigen Fürsten, legte Kolonien an und wollte sogar

Digitized by Google

bis an die Ufer des weltberühmten, damals noch beinahe fabelhaften Ganges vordringen, um von dort aus Afrika zu umschiffen. Das allgemeine Murren seines Heeres, das er durch nichts mehr beschwichtigen konnte, zwang ihn zur Rückkehr, zu der ihn jedoch scheinbar nur ungünstige Opfer bestimmen konnten.

Als er den Hydaspes wieder erreicht hatte, mußten die bei seinem Heere befindlichen Phönicier, Cyprier und Aegyptier eine Flotte erbauen, auf welcher ein Theil der Truppen sich einschiffte, während die andern an beiden Ufern ihren Zug fortsetzten. Auf demselben hatte er noch mehrere indische Völkerschaften zu bekämpfen, unter andern auch die Mallier, gegen welche er beinahe das Leben eingebüßt hätte, als er eine ihrer Städte belagerte; mit 2 Freunden Leonnatus und Peucestas bestieg er die Mauer, die Leiter brach hinter ihnen, und diese 3 waren allen Geschossen der Feinde ausgesetzt; sie sprangen in die Stadt hinein, Alexander wurde durch einen Pfeilschuß und Keulenschläge hingestreckt, Peucestas deckte ihn mit seinem Schilde und Leonnatus suchte mit aller Macht die Feinde abzuhalten, bis mehrere seiner Soldaten nachkamen, die Feinde zurückschlugen, größtentheils niedermachten und die Stadt völlig zerstörten. Nach seiner Genesung setzte er die Fahrt auf dem Indus fort, kam bis zum indischen Ocean, ließ die Flotte unter dem Nearchus nach dem persischen Meerbusen segeln und schlug selbst, wahrscheinlich der Abentheuerlichkeit wegen, den Weg zu Lande durch ungeheure Wüsten ein, in welchen schon früher die Heere der assyrischen Königin Semiramis und des persischen Königs Cyrus aufgerieben worden seyn sollen. Weder Baum noch Strauch war auf diesen öden Sandfeldern, in die das Heer bis an die Kniee versank, wo kein lebendes Wesen Nahrung finden konnte, zu sehen; zwei Drittel seiner Soldaten giengen zu Grunde, die übrigen kamen nach einigen Monaten als Jammerbilder in Persien an, nachdem sie bewiesen hatten, welche Leiden zu ertragen der Mensch fähig ist. Hier belohnte Alexander sie königlich, stellte Opfer, Spiele und Gastmähler an, stillte mehrere ausgebrochene Unruhen und bestrafte die Habsucht und Ungerechtigkeit mancher Statthalter, die sich in der Hoffnung, daß er in Indien sein Grab finden werde, die größten Erpressungen und Schändlichkeiten aller Art erlaubt hatten. In Susa vermählte er sich, suchte Griechen und Perser möglichst zu nähern, ließ 30,000 persische Jünglinge in macedonischer Kriegskunst unterrichten, als Macedonier bewaffnen und traf alle Anstalten zu einer zweckmäßigen Organisation seiner ungeheuren Eroberungen.

Dies Hervorziehen der Perser, die Annahme der asiatischen Sitten, und seine Erklärung, daß er die Untüchtigen nach Hause schicken wolle, veranlaßten eine allgemeine Unzufriedenheit; unter lautem Geschrei und Murren forderte das ganze Heer seine Entlassung; er könne mit seinen neuen Freunden, den Persern, allein Krieg führen, sie würden ja nicht mehr gebraucht, schrieen alle.

Im heftigsten Zorn ließ Alexander von seinen Leib-Trabanten 13 der Rädelsführer ergreifen, sogleich hinrichten und hielt eine kräftige Rede an die Soldaten, in der er ihnen ihre Undankbarkeit vorwarf, zeigte, was sie gewesen, was sie geworden, wie freigebig sie belohnt seyen, und schloß damit, daß sie gehen könnten und zu Hause erzählen, sie hätten ihren König unter überwundenen Barbaren verlassen, die er jetzt statt ihrer zum Schutze gebrauche. Dann sprang er auf, schloß sich in seinen Pallast ein, und ließ sich drei Tage lang nicht sehen, in denen die Macedonier, ihren Fehler erkennend, nicht aufhörten vor seiner Thüre zu bitten, daß er sich ihnen wieder zeigen und Verzeihung gewähren möchte. Gerührt durch so viele Bitten erschien er, ließ sich von allen umarmen und küssen, stellte ein großes Gastmahl für das ganze Heer an, und ließ darauf eine Einladung ergehen, daß die Untüchtigen sich zur Rückkehr in die Heimath melden möchten; es waren ihrer 10,000 Mann, die reichlich beschenkt unter 2 tüchtigen Feldherrn den Rückmarsch antraten.

Jetzt war der Held 32 Jahr alt; beschäftigt mit neuen Riesenplänen der Umschiffung Afrikas, der Untersuchung des Kaspischen Meeres u. s. w., würde er wahrscheinlich in der Folge auch die andern Theile der bekannten und bewohnten Erde seinem Scepter unterworfen haben, wenn nicht eine höhere Hand ihm plötzlich Einhalt gethan hätte. Auf dem Gipfel seiner Macht, ergriff ihn bei einem Nachtschmauße ein Fieber, das nach einigen Tagen ihn, der so viele Menschen aus der Liste der Lebendigen gestrichen hatte, selbst in das Reich der Schatten führte.

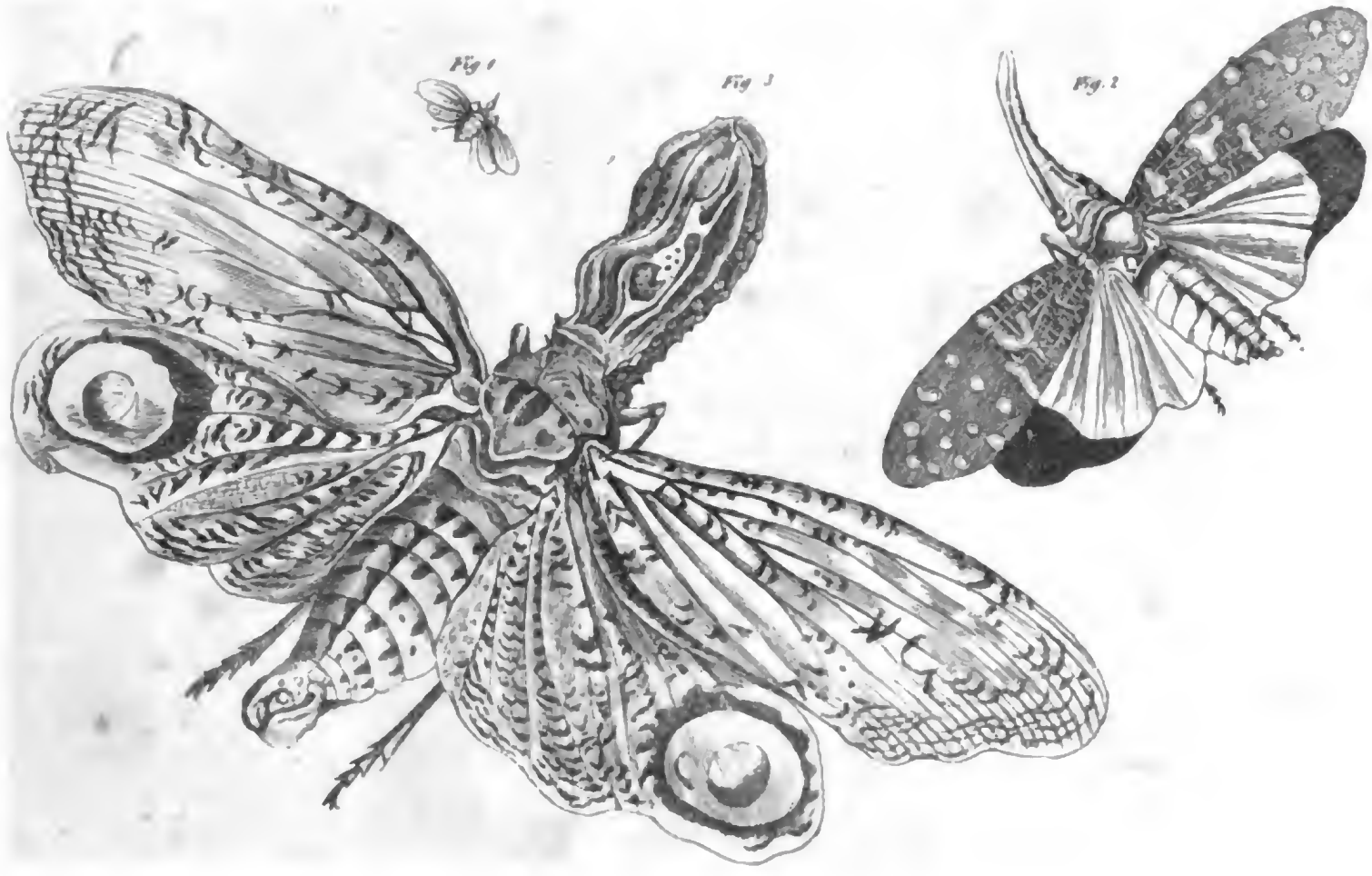
Wie eine Herde ohne Führer, stand nach seinem Tode sein treues Heer, das untröstlich war, da. Seine Feldherrn theilten sich in seine Eroberungen, aus denen viele einzelne Reiche gebildet wurden, und waren damit so sehr beschäftiget, möglichst viel an sich zu reißen, daß sein Leichnam 30 Tage lang unbestattet und unbeachtet soll liegen geblieben seyn.

Mit großen Fähigkeiten und Kräften war Alexander von seinem Schöpfer ausgerüstet, sein Name wird fortleben durch alle Zeiten und Geschlechter, ob er aber seine Talente zum wirklichen Wohl und zur Beglückung des Menschengeschlechts angewendet hat, ist eine andere Frage. —

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



Laternträger.

Digitized by Google

N.ro 30. Dritter Jahrgang 1830. (121)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Laternträger.

(Mit Abbildungen.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXX.

Von diesem merkwürdigen Insekte, das bei Nacht einen Schein — ähnlich dem unseres Johanniswürmchens — um sich verbreitet, gibt es drei verschiedene Arten; wir haben solche auf der beifolgenden Tafel zusammengestellt und

Fig. 1. zeigt den Europäischen Laternträger,

Fig. 2. den Chinesischen Laternträger, und

Fig. 3. den Surinamschen Laternträger, jeden in seiner natürlichen Größe abgebildet.

Unter diesen Laternträgern ist der Europäische der kleinste; er hält sich sowohl im südlichen als mittlern Deutschland auf, und man findet ihn in den Monaten August und September unter dem Blatt des Wollkrauts; seine Länge beträgt kaum einen halben Zoll, er springt wie eine Schaumcikade und hat mit dieser in Rücksicht der Gestalt auch viele Aehnlichkeit. Sein dicker Hinterleib, die Flügel und übrigen Theile des Körpers sind grün, auch grünlichgrau, hin und wieder mit schwarzen Pünktchen besetzt, die Füße roth, und die zarten Oberflügel haben eine gelbe Einfassung. Bis jetzt hat man noch nicht wahrgenommen, ob er auch wirklich leuchtet.

Der Chinesische Laternträger ist bedeutend größer; er hat eine rüsselförmige, vorn etwas in die Höhe gekrümmte, gelbbraune, weiß punktirte Laterne, die des Nachts einen viel stärkern Schein, als derjenige unseres Johanniswürmchens ist, verbreitet. Seine Oberflügel sind ebenfalls grünlich, mit einer unzählbaren Menge Aederchen und vielen dunkelgelben Punkten versehen; der Körper ist orangegelb und gleiche Farbe haben auch die Füße und Unterflügel, letztere sind mit schwarzen Flecken am äussern Ende gezeichnet. Dieser Laternträger leuchtet im Finstern so lange er lebt, und selbst nach seinem Tode ist der Schein noch einige Zeit sichtbar.

Nun kommt der größte der Laternträger; dieser hält sich in dem neuen Welttheile in Südamerika, am zahlreichsten auf der Insel Surinam auf; er ist, wie oben bemerkt, in natürlicher Größe auf unserer Tafel unter Ziffer 3 abgebildet.

Sein Kopf hat eine Verlängerung, welche beinahe so groß und dick ist, als sein Hinterleib. Diese Verlängerung gleicht einer Blase, die durchsichtig, innen leer, und von aussen nicht die geringste Oeffnung hat. Die Grundfarbe derselben ist glänzend blaßolivengelb mit verschiedenen dunklern Punkten und scharlachrothen Streifen versehen, welche schönen Streifen der Oberfläche ein prachtvolles Ansehen geben. Brustschild und Hinterleib sind gelb,

Digitized by Google

mit braunrothen Flecken und Streifen unterbrochen, und die Oberflügel haben eine hochgelbe Farbe, ebenfalls mit braunrothen Streifen und Flecken untermischt. Auf gleiche Weise sind auch die hellen Unterflügel gezeichnet, nur haben diese große, schwefelgelbe, mit braunroth eingefaßte Augen, in deren Mitte sich wieder ein kleineres befindet, welches halb weiß und halb roth ist.

Von dem blasenartigen Theile des Kopfes hat nun der Laternträger seinen Namen erhalten; dieser Theil enthält, wie bei den Johanniswürmchen, eine phosphorescirende Materie, welche zur Nachtzeit, so lange das Insekt lebt, leuchtet, und da dieser leuchtende Theil von beträchtlicher Größe ist, so kann man bei einigen dieser Laternträger deutlich lesen und schreiben. Die Amerikaner bedienen sich daher derselben statt Laternen; die Frauen arbeiten dabei, und wenn die Männer des Nachts auf Reisen oder auf die Jagd gehen, so binden sie sich ein Paar dieser Laternträger an einen Stock oder an die Füße, und diese leisten dann die gleichen Dienste, wie bei uns eine Laterne.

Dieses merkwürdige Insekt soll sich von dem Honigsafte der Blumen und von den Schmetterlingen ernähren.

Die Macht der Freundschaft.

Die Gräfin von R....., eine vier und zwanzigjährige Wittwe, lebte mit ihren zwei Kindern, einem Knaben und Mädchen, auf ihrem Gute in Franken, anspruchslos und glücklich. Sie hatte ihren Gemahl, der in Jahren weit über ihr stand, geliebt und gleichsam als ihren Vater geehrt. Ihre beiden Kinder waren ihr theuer, und sie beschloß, den Rest ihrer Tage ihnen ganz zu weihen. Kein eitler Wunsch, kein nichtiges Streben kam in ihre reine, stille Seele, und das einsame Landleben, in welchem sie ihre Tage ruhig und gleichförmig dahin fließen sah, war hinlänglich zu ihrem Glücke. Ihr Gatte war ein sehr vernünftiger Mann, von den besten Grundsätzen gewesen, und sie baute fort auf jenem angefangenen Grunde, und da Karl und Hedwig täglich ihre Sorgfalt mehr in Anspruch nahmen, so ward der Unterricht und die Pflege dieser aufknospenden Blüthen ihre Lieblingsbeschäftigung.

Eines Tages saß die Gräfin in ihrer Lieblingslaube wie gewöhnlich mit einer Arbeit beschäftigt, ihre Kinder trieben sich munter auf einem Grasplatze herum, und kehrten oft freudig und jubelnd zu der theilnehmenden Mutter zurück, als nach einer längern Pause beide auf einmal mit großen Sprüngen wiederkehrten, und Karl eine Uhr an einer Kette hoch empor hob und sie in der Mutter Schooß fallen ließ.

„Was soll das?" fragte die Mutter, „wo hast du die Uhr her?" „Mütterchen! du sollst sie mir kaufen!" antwortete der Kleine. „Von wem?"

„Von dem Manne da! er bittet Dich, er braucht Geld, bitte auch liebes Mütterchen! kauf' mir die schöne Uhr!"

Die Gräfin blickte auf und vor ihr stand ein junger Mann von guter Bildung, hielt seinen Hut in den Händen und starrte sie mit zwei funkelnden schwarzen Augen an, wiewohl sein Anstand bescheiden, und seine Miene bittend war.

Die Gräfin war überrascht, ohne zu wissen warum? sammelte sich aber geschwind und fragte:

„Gehört ihm die Uhr?"

„Ja gnädige Gräfin! ich gab sie dem jungen Herrn, daß er Ew. Gnaden bewegen sollte, sie zu kaufen. Sie ist gut, ohne Fehler, ich verkaufe sie ungern und aus Noth."

„So kann dieses vielleicht helfen für den Augenblick (sie gab ihm einen Thaler). Die Uhr brauch' ich nicht!"

„Ich sage gehorsamsten Dank, aber da ich eigentlich als Bedienter einen Dienst suche, so muß ich dennoch die Uhr verkaufen, um mir schickliche Kleidung anzuschaffen. Denn keine Herrschaft wird mich in dieser Kleidung annehmen."

Digitized by Google

Die Gräfin schwieg einen Augenblick, die Kinder lehnten an ihren Knieen und sahen bittend zu ihr herauf, wagten aber, an Gehorsam gewöhnt, kein Wort. Endlich sagte sie:

„Hat er Zeugnisse seines Wohlverhaltens in vorigen Diensten aufzuzeigen? Einen Paß?"

„Nichts von allem dem, gnädige Gräfin; ich habe das Unglück gehabt gestern in meiner Nachtherberge, daß mir meine Briefschaften und kleine Baarschaft nebst meinen wenigen Kleidungsstücken gestohlen wurden, nur diese Uhr, die ich bei mir trug, ist alles, was mir geblieben ist."

„Kann Er nicht wenigstens seine Herrschaft anführen, und neue Zeugnisse erhalten?"

„Auch das nicht, ich bin weit von hier in Mähren zu Haus, heiße Wilhelm Busch, meine letzte Herrschaft war ein Offizier, und blieb in Italien. Wer's also mit mir versuchen wollte, müßte es blos auf mein Wort und mein ehrliches Gesicht thun; zum Lügner, wollte ich bei Gott nicht werden!"

„Dieser Vorsatz ist sehr löblich, allein er wird einsehen, daß gewiß Niemand bei so ungünstigen Umständen darauf trauen dürfte."

„Leider Ja! es wäre denn — Ew. Gnaden! Sie suchen einen Bedienten? — Versuchen Sie es mit mir!"

Jetzt baten auch die Kinder, denen der junge Mensch gefallen hatte.

„Bitte! Bitte! riefen sie." Behalte ihn anstatt des Johanns, den Du, weil er immer betrunken war, hinwegschicken mußtest."

Die Gräfin bedeutete die Kleinen, und sprach dann weiter:

„Ich brauche zuverläßige Leute in meinem Dienst. Pünktlichkeit, Ehrlichkeit und Ordnungsliebe mit Sittlichkeit verbunden, verlange ich von ihnen. Auch lebe ich hier in einer einsamen Gegend, wo ich vielleicht mancher Gefahr ausgesetzt bin, die ich nicht kenne, meine Leute müssen daher erforderlichen Falls im Stande seyn, mich zu schützen, und nie muß mir ihre Treue zweifelhaft erscheinen."

Ich bin ein gelernter Jäger, gnädige Gräfin. Könnte ich das Glück haben in ihre Dienste zu kommen, mein Leben würde ich für Sie und Ihre Kinder willig geben."

„Ein solches Opfer bedarf es nicht, indeß ehre ich den guten Willen. — Es sey! ich will ihn annehmen, da er meine Dienste zu wünschen und zu bedürfen scheint, und verlasse mich auf sein Wort, mir treu zu dienen. Gehe Karl, führe ihn in das Gesindezimmer, und schicke mir den Verwalter her, damit ich das Nähere bestimmen kann.

Wilhelm Busch, wie er sich nannte, dankte mit einer überaus lebhaften Freude, und folgte dem kleinen Karl, der hüpfend vor ihm herzog.

Von diesem Augenblicke zeigte der Jäger Wilhelm die größte Anhänglichkeit gegen die Gräfin und ihre Kinder, und erwarb sich bald durch seine Treue und gutes Betragen die volle Zufriedenheit seiner Herrschaft, so wie er durch sein anständiges sittliches Betragen die Achtung seiner Hausgenossen gewann.

So war ein volles Jahr verflossen, als der Bruder der Gräfin mit seiner jungen Gemahlin, seine Schwester auf ihrem Gute zu besuchen, kam. Nach einigen Wochen mußte er wieder abreisen, und da seit einiger Zeit es in seiner Gegend unsicher zu werden anfieng, so bat ihn die Gräfin, die um die Sicherheit ihres Bruders besorgt war, wenigstens noch den Jäger Wilhelm mitzunehmen.

„Er ist ein guter Schütze," sagte sie, „entschlossen, beherzt, und hat sich nie anders als treu bewiesen, ich werde ruhiger seyn, wenn er bei Dir ist."

Der Graf mußte einwilligen, und Wilhelm empfieng den Befehl mit gebührendem Gehorsam. Die zärtliche Schwester band ihm des Bruders und der Schwägerin Schutz auf die Seele, und Wilhelm sagte: Mein Leben für das Ihrige."

Die Reise gieng anfangs gut, als man aber am dritten Tage in einen großen Wald gelangte, ließ sich in den Gebüschen ein grelles Pfeifen hören, das den Grafen veranlaßte, sich und seine Begleiter in Vertheidigungsstand zu setzen.

„Seyn Sie, Herr Graf, unbesorgt," sagte Wilhelm, „ich weiß, wie man diesem Gesindel ant-

Digitized by Google

worten muß." Und damit zog auch er eine kleine Pfeife hervor und erwiederte ebenso jene gellenden Töne.

„Was ist das?" fragte der Graf, nicht ohne Bestürzung.

„Es geschieht zur ihrer Sicherheit," antwortete Wilhelm, gab seinem Pferde die Sporen und eilte seitwärts ins Gebüsch, indem er dem Grafen zurief: „bleiben sie auf dieser Straße."

Was sollte der Graf denken? er mußte, des sonderbaren Betragens wegen, den Jäger selbst für einen Spitzbuben und Räuber halten, und doch blieb ihm nichts übrig, als den Weg zu verfolgen. —

Das verdächtige Pfeifen hatte nachgelassen, und nur das Rauschen der Bäume vom Nachtwind bewegt unterbrach die grausenhafte Stille; da nahm der Wald ein Ende, und Wilhelm erschien auch wieder neben dem Reisewagen.

„Nun haben Ew. Excellenz nichts mehr zu besorgen!" sagte er.

„Und auf welche Art ist es ihm denn gelungen uns zu sichern?" fragte der Graf ziemlich ernst. —

„Erlassen Sie mir, Herr Graf die Antwort, bis zu gelegnerer Zeit," erwiederte Wilhelm.

Der Graf schwieg, und kam ohne ferneres Abentheuer mit seiner Gattin in der Residenz an. Schon hatte er den Vorfall im Walde vergessen, als er hier gleich am andern Tag nach seiner Ankunft auf eine unangenehme Weise wieder daran erinnert wurde. Er gieng aus, Wilhelm hinter ihm, da kamen zwei Polizeidiener und suchten sich des Jägers zu bemächtigen, dieser aber schlüpfte in eine Nebengasse und verschwand.

Der Graf erfuhr, daß man in seinem Begleiter den längst gesuchten Anführer der Räuberbande entdeckt hatte, die jene Gegend so unsicher machte. Ob nun gleich nicht zu läugnen war, daß Wilhelm sein Wort gehalten, und die Sicherheit des Grafen bewirkt hatte, so hielt es dennoch dieser aus Besorgniß für seine Schwester für Pflicht, ihr so eilig er konnte, Nachricht von diesem Vorfall zu geben, um so mehr, da Wilhelm, aller Nachforschungen und Bemühungen ohngeachtet, verschwunden blieb. —

Das Entsetzen der Gräfin bei dieser so höchst unerwarteten Neuigkeit war nicht gering; sie hatte längstens des Jägers Rückkehr erwartet, war aber weit entfernt gewesen, auf einen solchen Verdacht zu fallen; es schien ihr jetzt noch unglaublich, was der Bruder schrieb, und nichts von allem war ihr einleuchtender, als daß Wilhelm ihn gerettet hatte.

Bei reiflicher Ueberlegung war sie indeß gezwungen sich zu gestehen, daß der Jäger wenigstens sehr verdächtig geworden war, und daß sie ihn füglich nicht mehr im Dienst behalten könne. Sie erschrack vor der Möglichkeit, die zum Glück nicht wahrscheinlich war, daß er wieder zurückkehren könne, und sah sich gezwungen, alle Maaßregeln der Klugheit vorzukehren, um ihn daran zu hindern. Zu diesem Ende mußte sie diese widrige Geschichte Preiß geben, und ihren Leuten streng verbieten, Wilhelm, der nichts mehr an sie zu fordern habe, jeden Einlaß zu verweigern, und befehlen, gegen nächtliche Einbrüche auf der Huth zu seyn.

Einige Wochen vergiengen, in denen nichts Bedenkliches vorfiel, aber auch das Gefürchtete nicht sichtbar ward, und er wäre bald vergessen gewesen, wenn sich nicht die Kinder noch oft des guten Wilhelms erinnert hätten. Da trat eines Morgens Wilhelm, wie er sonst zu thun gewohnt war, in das Zimmer der Gräfin ganz unbefangen, um ihre Befehle einzuholen. Blaß vor Schrecken, faßte sich die Gräfin indeß genug, um ihn zu fragen: „Was er nach dem Vorgefallenen noch hier wollen könne?" und erschrack nicht wenig, ihn aufs Neue zu ihrem Dienst bereit zu sehen, als wisse er sich nicht Arges.

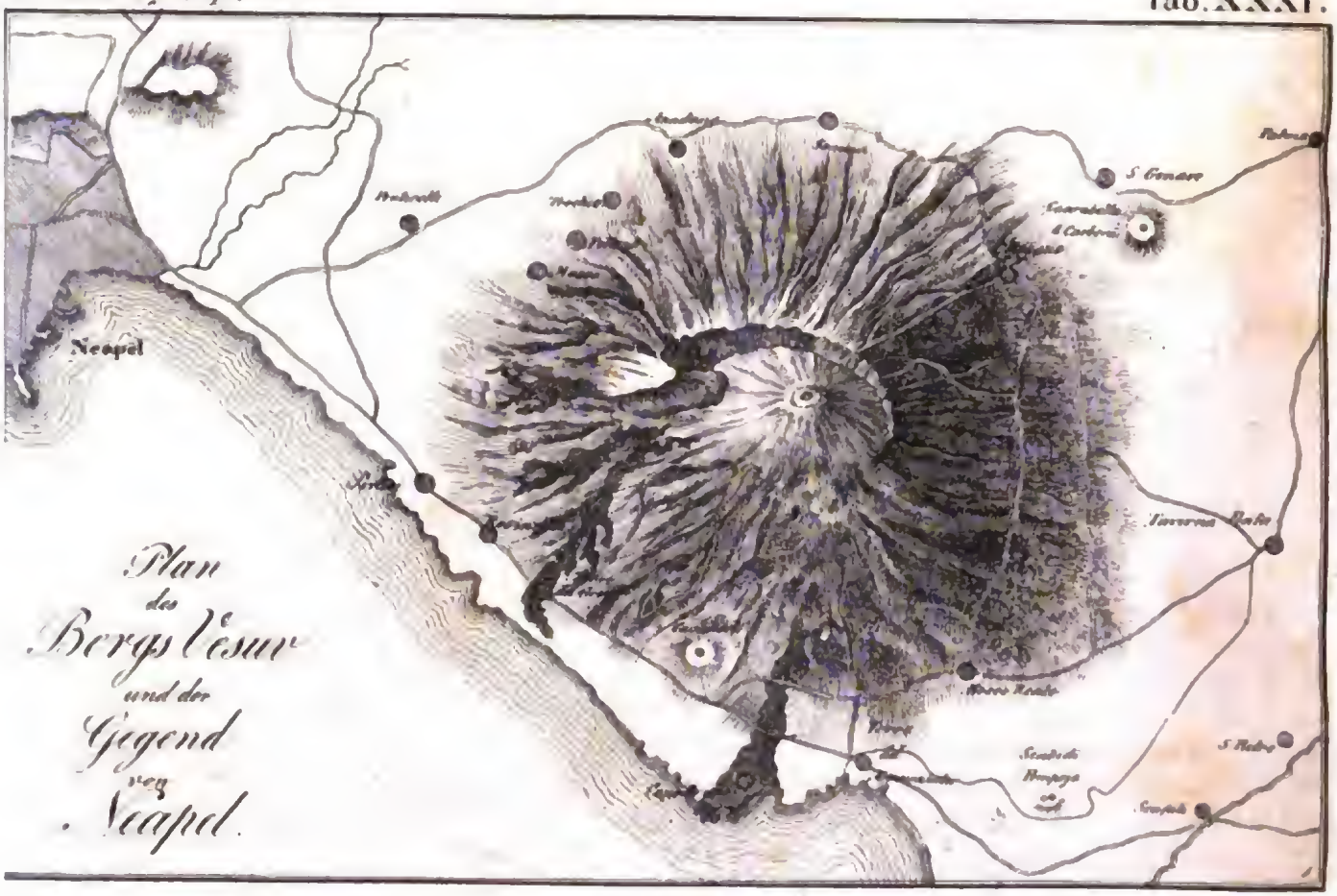
„Wilhelm," sagte sie gefaßt, es ist unmöglich ihn in seine vorige Verhältnisse in meinem Hause zurückzuführen. Was auch immer seine Absicht war bei mir einzudringen, so bin ich ihm Dank für die Rettung meines Bruders schuldig. Nehm' er diese Börse und rette — ja bessere Er sich. — Ich will ihn nicht verrathen, aber hat Er mich als seine Gebieterin betrachtet, so befehl ich ihm, mein Haus sogleich zu verlassen."

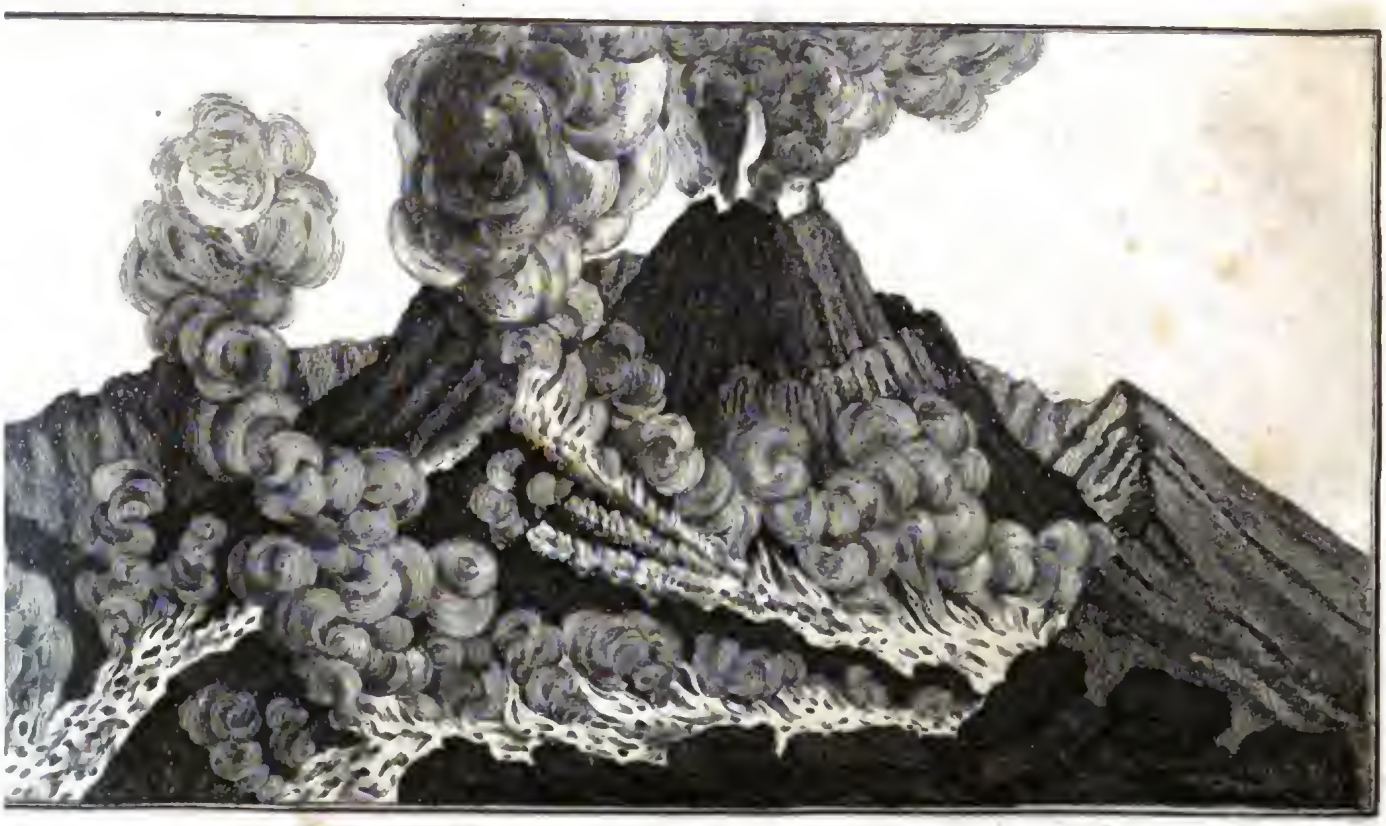
(Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google





Krater des Vesuv.

Digitized by Google

N.ro 31. Dritter Jahrgang 1830. (125)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1⅔ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Der Vesuv.

(Mit Abbildungen.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXXI.

Das allmächtige Wesen, welches die Erde, die Meere und die Millionen Welten, die wir in dem unbegränzten Raume des Weltalls als leuchtende Sterne erblicken, mit ihren unzähligen, ihren verschiedenen Wohnplätzen gemäß organisirten Bewohnern erschuf, legte auch Kräfte in die von uns bewohnte Erde, die dem Menschen furchtbar werden können und die ihn seine Ohnmacht erkennen lassen. Zu diesen Schrecknissen der Natur gehören die feuerspeienden Berge, die ihrer innern Glut von Zeit zu Zeit durch verheerende Ausbrüche Luft machen und deren Wirkungen man selbst in weit entfernten Ländern spürt. Der Vesuv, in den blühenden Gefilden Italiens, in der Nähe der Stadt Neapels gelegen, richtete oft schon fürchterliche Verwüstungen an und ließ diese Stadt das Schicksal Herkulanums und Pompejis befürchten, wovon wir nachher reden wollen. Aus dem Schlunde des Berges, der gewöhnlich Krater genannt wird, steigt immerwährend Rauch auf, weshalb es denjenigen, die ihn besteigen, nur dann auf kurze Zeit möglich wird, in die Tiefe desselben hinunterzuschauen, wenn ein Windstoß den Rauch auf die ihnen entgegengesetzte Seite treibt. Die im Innern geschmolzene Masse, Lava genannt, die beim Ausbruche an den Seiten des Berges hinunterfließt, hat verursacht, daß er eine regelmäßige kegelförmige Gestalt erhielt, wie dies aus der gleichen Ursache bei allen Vulkanen der Fall ist. Wenn sich, wie es zuweilen geschieht, die Schlünde, durch welche sonst die Ausbrüche erfolgten, verstopfen, so sucht sich das innere Feuer wieder andere Auswege, wodurch dann neue Kegel mit ihren Schlünden entstehen. Durch diese Ausbrüche hat sich auch die Gestalt des Vesuvs verändert und er besteht jetzt aus 3 Bergen, statt daß es früher nur einer war. Der Boden des Kraters ist mit Asche, Schwefel und verglasten Steinen von den verschiedenartigsten Farben bedeckt, die einen sehr schönen Anblick gewähren. Viele Reisende haben ihn bestiegen, und zeichneten ihre Beobachtungen über ihn auf. Der ältere Plinius wurde beim Ausbruch desselben im Jahre 79 nach Christi Geburt ein Opfer seiner Wißbegierde; ein Engländer, Namens Hamilton, warf Steine in den Schlund und konnte 100 zählen, bis sie den Grund desselben erreichten. Man darf sich übrigens nicht zu nahe an den Rand der Tiefe wagen, weil alles locker ist und zuweilen große Massen hinabstürzen; die ausgeworfene Lava sprüht weit umher und ist von flammenden Dämpfen begleitet.

Zuweilen hat es den Anschein, als hätte sich die verheerende Glut im Innern gelegt und der Berg bleibt mehrere Jahre lang ruhig; doch ehe man es denkt, fangen seine furchtbaren Ausbrüche wieder an. Seit 1779, wo ebenfalls einer derselben erfolgte, schien der Kegel des Vulkans verstopft zu seyn, und kleinere Ausbrüche, durch die er sich sonst von Zeit zu Zeit Luft gemacht hatte, waren nicht erfolgt. Im Junius des Jahres 1794 brach er um so schrecklicher wieder los; mehrere Monate vorher hatte man an ihm weder Rauch noch Flammen bemerkt, was eine böse Vorbedeutung war.

Digitized by Google

In der Nacht vom 12. auf den 13. Junius erfolgte ein heftiger Erdstoß, der die 18 Fuß dicken Mauern des königlichen Pallastes zu Casarta so heftig erschütterte, daß alle Klingeln ertönten; die Quellen und Brunnen nahmen bedeutend ab, eine dicke Luft schwebte um den Berg, und Sonne und Mond hatten ein röthliches Aussehen in den Dünsten. Am 15. Junius Nachts um 10 Uhr kam noch ein schwächerer Erdstoß, und zugleich erfolgte der furchtbare Ausbruch des Vesuvs, durch vier Oeffnungen, die er sich brach; eine Feuersäule folgte der andern, Flammen stiegen an allen Seiten des Berges auf und erhoben sich höher als die Spitze desselben; zugleich vernahm man Explosionen, wie die Donner des Geschützes und ein Getöse gleich dem der Meereswogen im wüthenden Sturm; große Steine wurden in die Luft geschleudert, alle Thüren rasselten, alle Glocken erklangen in dem bebenden Neapel, die Hölle schien ihre Pforten geöffnet zu haben, der jüngste Tag herbeigekommen zu seyn und die Erde im Feuer ihren Untergang zu finden. Zwei Lavaströme stürzten den Berg hinab, einer derselben verbrannte einen ganzen Wald, den er in seinem Laufe erreichte, der andere floß auf die Stadt Torre del Greco zu, zerstörte sie größtentheils und ergoß sich in die See, über deren Oberfläche er 12 Fuß hoch empor ragte, eben so tief stand er unter dem Wasser, das zum Theil mit lautem Knallen in die Luft sprudelte. Die Fische schwammen gekocht in der See, und zwei Tage nachher fand man in einer bedeutenden Strecke vom Ufer kein lebendes Seethier; das Wasser war zu dieser Zeit 150 Schritte von der Stelle, wo die Lava eingeströmt war, noch so heiß, daß das Pech an dem Boden des Bootes, auf dem der vorhin erwähnte Engländer Hamilton diesen Theil der See befuhr, zu schmelzen anfing und er dem Ufer zueilen mußte. Am 18. Junius kamen wieder heftige Erdstöße, ein dicker Rauch und Asche verhinderten den Anblick des Vesuv, nur als der Wind auf einige Minuten den Rauch zertheilte, nahm man wahr, daß der Gipfel desselben eingestürzt sey. Bei Tage war es so finster, daß man sich kaum mit Fackeln zurecht finden konnte, blos das Feuer des Berges erleuchtete die Gegend. Die Höhlung des Kraters war 6mal größer als sonst, die Asche lag ellenhoch in der ganzen Gegend umher, siedendes Wasser, kleine Steine und Bimsteine fielen zugleich mit solchem Aschenregen aus der Luft. Eine Wolkensäule erhob sich, deren Höhe man auf 5 deutsche Meilen berechnete, die Blitze fuhren in derselben hin und her, und sie hatte überhaupt ganz den Anschein eines Gewitters. Zu Siena, 50 Meilen von diesem furchtbaren Schauplatze entfernt, fielen am 15. Junius, während eines dort ausgebrochenen Gewitters, Steine von 1 bis 5 Pfund aus der Luft; man hat vergeblich zu erforschen gesucht, woher sie gekommen seyn könnten und ist endlich sogar auf den Gedanken gerathen, daß sie aus dem Monde seyn möchten, doch hat man über diese und ähnliche Steine nur höchst ungenügende Erklärungen. Unter Donner und Blitzen endigte endlich der Ausbruch des Vesuv; am 20. Junius war alles ruhig. In Neapel waren während dieser Zeit von den Priestern Prozessionen angestellt, durch Heulen, Wehklagen, Bußübungen und Gebete suchte man abergläubischerweise den vermeintlichen Zorn des Himmels zu besänftigen.

So schrecklich dieser Ausbruch auch war, so muß doch der, welcher im Jahre 79 nach Christi Geburt erfolgte, und die beiden Städte Herculanum und Pompeji verschüttete und mit Asche und Lava so bedeckte, daß sie gänzlich von dem Erdboden verschwanden, der Erzählung der alten Geschichtschreiber zufolge, noch weit fürchterlicher gewesen seyn. Nur 2 Stunden von Neapel liegt Herkulanum, über welcher Stadt der noch jetzt bestehende Flecken Portici erbaut ist, Pompeji liegt 4 Stunden weiter. Der jüngere Plinius liefert uns einen interessanten, wenn gleich schauerlichen Bericht über die Zerstörung dieser Städte und die Verwüstung der umliegenden Gegend durch den Ausbruch des Vesuv. Mit seiner Mutter und seinem Oheim befand er sich zu Misenum, als derselbe erfolgte und eine fürchterliche Wolke, bald weiß bald schmutzig grau, aus dem Schlunde des Berges empor stieg. Sein Oheim, ein Naturforscher, bestieg ein Fahrzeug und ließ sich, um die furchtbar schöne Erscheinung ganz in der Nähe beobachten zu können, nach Stabiä führen; sein Neffe hatte seine Einladung ihm zu folgen abgelehnt. Auf dem Meere schon erreichte ihn ein Regen von Asche und glühenden

Digitized by Google

Steinen, seine bebenden Leute baten ihn, seinen tollkühnen Vorsatz aufzugeben, andre, die gerade von dem Orte herkamen, den er zu erreichen strebte, warnten ihn, doch vergeblich. Den Muthigen unterstützt das Glück, rief er, und ließ sich bei dem fürchterlichsten Aschenregen nach Stäbia bringen, wo er, während alles, was fliehen konnte, entfloh, in der Nähe des brennenden Berges, der einem jeden, ausser ihm, Furcht und Entsetzen verursachte, ruhig bei einem Freunde übernachtete. In der Frühe zogen ihn seine zitternden Diener, die besorgten, daß die Mauern bei dem Erdbeben einstürzen könnten, oder daß die noch immer herabfallende Asche ihm den Ausweg versperren möchte, wider seinen Willen heraus, banden ihm Kissen über den Kopf, um ihn vor den herabfallenden Steinen und der Asche zu schützen, und führten ihn in der bei der schauerlichen Finsterniß durch Fackeln erhellten Gegend mit sich fort; doch erstickende Dämpfe beengten seine Brust und er sank plötzlich todt zur Erde; seine Begleiter entflohen.

Sein Neffe, der uns diese Beschreibung hinterlassen hat, verließ mit seiner alten Mutter Misenum, weil das fürchterliche Erdbeben den Einsturz der Mauern befürchten ließ, die Wolke stürzte endlich herab, eine solche Finsterniß bedeckte das Land, daß man die nächsten Gegenstände kaum erkennen konnte, und schon erreichte die Asche auch ihn und seine Mutter, die ihn bat, vorauszufliehen, um sich wenigstens zu retten, da sie doch nicht nachkommen könnte; das litt sein edles Herz nicht, sie gingen zusammen weiter so schnell, als es ihnen möglich war. Das Schreien, Jammern und Wehklagen der in der Finsterniß umherirrenden Menschen, die ihren Untergang befürchteten, war entsetzlich. Ein neues aufsteigendes Feuer erhellte die Gegend etwas, dann wurde es wieder finster und ein anhaltender Aschenregen kam. Endlich erschien die Sonne wieder, aber mit einem so bleichen Schein, wie bei einer Sonnenfinsterniß, die Stöße dauerten noch fort, der Boden war mit Asche bedeckt und Herkulanum und Pompeji von dem Erdboden verschwunden.

Fast 1700 Jahre gingen vorüber, so mancher mochte über die Stellen gewandelt seyn, auf denen einst diese Städte standen, ohne ihrer zu gedenken; nur aus den übriggebliebenen Schriften der Geschichtschreiber wußte man, daß sie ehemals existirt und durch den Vesuv ihren Untergang gefunden hatten, da entdeckte man 1711 nach Christi Geburt, bei der Grabung eines Brunnens zu Portici 3 weiblich bekleidete Statuen; das weitere Nachgraben wurde hierauf untersagt, und erst im Jahre 1738, wo der König von Neapel Portici zu seinem Frühlingsaufenthalte wählte, grub man dieser Entdeckung wegen weiter, fand bald das Theater und hernach auch andere Gebäude von Herkulanum; 1750 grub man Pompeji aus, was jetzt, da es der weitern Entfernung wegen, nur mit Asche und Sand, jedoch mit keiner Lava bedeckt war, ganz ins Freie gebracht ist. Man entdeckte dort sehr viele Merkwürdigkeiten des Alterthums: Handschriften, die zum Theil noch gerettet sind, Altäre, Opfergeräthe, Lampen, Skelette u. s. w.; in dem Keller eines Landhauses fand man 27 weibliche Gerippe, ferner 2 andre männliche, von denen eins noch in den Knochen der einen Hand einen Schlüssel, in der andern einen Beutel mit Münzen hatte. Ferner enthält ein Gemach eine römische Küche mit Herd, Pfannen, Rösten, Töpfen und sonstigen Geräthschaften. In einem weiteren Gemach fand man Grütze, Datteln, Mandeln, Rosinen und ein Zwirnknäulchen, dessen Besitzerin wohl schwerlich ahnte, daß es so lange an diesem Platze bleiben und endlich als Antiquität würde aufgehoben werden. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß der größte Theil der damaligen Bewohner Zeit fand, sich zu retten.

Carl v. Rügen.

Die Macht der Freundschaft.

(Beschluß von Seite 124.)

Da lag Wilhelm zu ihren Füßen.

„Ich gehorche, edle vortreffliche Frau!" sprach er gerührt, „seyn sie wegen allem übrigen unbesorgt, empfangen Sie mein Geständniß." —

„Um Gottes Willen stehe Er auf!" rief die Gräfin, „wenn eins von den Leuten käme und ihn so erblickte."

„Seyn Sie ausser Sorgen gnädige Frau, es kömmt jetzt niemand." Er stand auf, legte die schwere Geldbörse auf den Schreibtisch, trat dann in der ehrerbietigsten Stellung zurück, und sprach:

„Einst hätte mich Stand und Geburt berechtiget, meinem Leben ein glückliches Loos zuzuwenden. — Mit niedrigen Vorsätzen drängte ich mich in Ihre Dienste, aber Ihr Edelmuth, das Zutrauen, so Sie mir Unwürdigen gewährten, die Liebenswürdigkeit ihrer Kinder, noch mehr als dieses Alles, Ihre Tugend, der Zauber ihres stillen freundlichen Waltens entkräfteten sie! In Ihrer Nähe war es mir unmöglich ein Böswicht zu bleiben! Ich hatte keinen Wunsch, als mein Leben in ihrem Dienst zu beschließen! Ich fühlte mich dadurch entsündigt, aus mir selbst empor gehoben! Aber das Schicksal schleuderte mich in den Abgrund zurück, dem ich entfliehen wollte. Ihren Bruder zu retten, mußte ich zu denen zurückkehren, von denen ich loszukommen hoffte; meine Entdeckung spricht das Urtheil der Verbannung über mich aus — ich fliehe! — aber nicht ohne ein Wort Ihrer Verzeihung, edle Frau!

Digitized by Google

„Ich verzeihe Ihnen!" sagte die Gräfin fast ohnmächtig, „Ich beschwöre Sie, sich zu entfernen! Ja ich bedaure Sie, und werde Gott anflehen um das Heil Ihrer Seele."

„Zu spät! — Zu spät!" jammerte Wilhelm, — „wenn schon durch die mir erwiesenen Wohlthaten gebessert," — und verschwand.

Die Gräfin sank auf einen Stuhl zurück, sie glaubte ein böser Traum habe ihrer gespottet, aber dort lag neben der Börse auf dem Schreibtische ein kostbarer Brillantring. —

Entsetzen ergriff sie, sie warf das ohne Zweifel geraubte Gut in ein verborgenes Fach, und eilte mit Vorsicht Erkundigungen einzuziehen, ob niemand Wilhelm gesehen habe; zu ihrem größten Erstaunen fand sie, daß kein Mensch etwas wußte. Es konnte nicht anders seyn, er mußte sich den vorigen Abend ins Haus geschlichen, und die Nacht irgendwo in der Nähe zugebracht haben.

Tausend Vermuthungen und Gedanken bestürmten jetzt schon ihre Seele, und durchkreuzten sich in ihrem Kopfe; Wilhelm fieng an, trotz seinen Vergehungen, ihr in einem milderen Lichte zu erscheinen; wie treu, wie edel, wie ehrfurchtsvoll hatte er sich stets gegen sie, und auch jetzt benommen, nein! er hatte ihr Vertrauen nicht verrathen, er hatte sie sogar zum Dank verpflichtet, denn stand nicht ihr Leben, und ihr Vermögen in seiner Hand? Auch das Versprechen, ihren Bruder zu beschützen, hatte er gehalten, und selbst sein jetziges Benehmen bewies, daß er zartfühlend und großmüthig seyn konnte — daß er wahrhaft das Gute zu schätzen wußte. „Welch entsetzliches Geschick muß diesen von Natur so edlen Menschen so tief herabgewürdigt haben?" fragte sie sich selbst. — Wilhelm blieb aber spurlos verschwunden, und Jahre vergiengen in der stillen zufriedenen Lebensweise, die sie gewählt hatte, ohne irgend ein widriges Schicksal.

Ihr Sohn Karl war bereits mitgezogen, als das Vaterland seine muthvollen Söhne zu seiner Vertheidigung aufrief, und Hedwig stand bereits in der vielversprechendsten Blüthe der Schönheit und beide waren der Mutter Stolz, ihr Glück, ihr Trost und Freude. Da goß der Krieg die Zornschaale auch über die einsame Gegend, die die Gräfin bewohnte, und sie ward gezwungen, mit ihrer Tochter zu ihrem Bruder nach der Residenz zu flüchten.

Um und neben dieser wüthete der Würgengel der Schlacht, und auch das Haus des Grafen war mit Verwundeten fast immer überfüllt, denen die Frauen ihre zärteste Sorgfalt zu weihen bemüht waren. Unsere Gräfin hatte zu dem Ende und als Opfer für das bedrängte Vaterland ihren ganzen Schmuck bereits hingegeben, nichts war ihr noch übrig geblieben, als jener Ring Wilhelms, den sie kaum als Eigenthum zu betrachten wagte, und an den sich die schmerzlichsten Erinnerungen ihres Lebens ketteten; endlich glaubte sie aber doch ihn auf keine edlere Art anwenden zu können, als auf diese, und gab ihn zum Verkauf. Der Juwelier, den sie damit beauftragt hatte, bot ihr eine so hohe Summe, daß sie darüber erschrack, und als sie sich eben deshalb nicht geneigt fand, ihn zu lassen, so glaubte der Juwelier, sie mißverstehend, sie sei ihr noch zu geringe.

„Mag der französische Offizier, der ihn kaufen will, selbst mit der Frau Gräfin unterhandeln," sagte er und entfernte sich, ohne auf ihre Gegenrede zu hören.

Einige Tage darauf fiel eine neue Schlacht vor, welche die Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände lenkte; der Juwelier schickte der Gräfin den Ring zurück; weil der Offizier mit ausgerückt sey, und er das Kleinod in dieser gefahrvollen Zeit nicht zu behalten wage. Die Gräfin schob den Ring an den Finger, was nie zuvor geschehen war, denn eben brachte man die Verwundeten in die Stadt, und sie half ihrer Schwägerin Lagerstätten bereiten für diejenigen, die man in ihr Haus bringen würde.

Gegen Abend brachte man einen französischen Kavallerie-Obersten, der am Kopfe gefährlich verwundet und ohne Besinnung war. Todtenbleich sah nur das halbe Gesicht aus den blutigen, eilig umgelegten Hüllen; die Gräfin übernahm die Pflege des Unglücklichen, der nur kurze Zeit mehr zu leben hatte. Ihre Sorgfalt rief ihn nach dem neuen Verband ins Leben zurück; er schlug die Augen auf, und erblickte an der wohlthätigen Hand, die ihn eben mit stärkenden Essenzen erquickte, — den Ring.

Wild und ausser sich fuhr er auf, daß die Gräfin, ihn im Wahnsinn des Fiebers glaubend, weinend erschrocken zurück trat. Da gieng seine Wildheit in Sanftmuth über, er blickte sie an und rief stammelnd: „Ha holde Erscheinung, meine Achtung gegen Dich wurde meine Besserung" — und leblos sank er zurück.

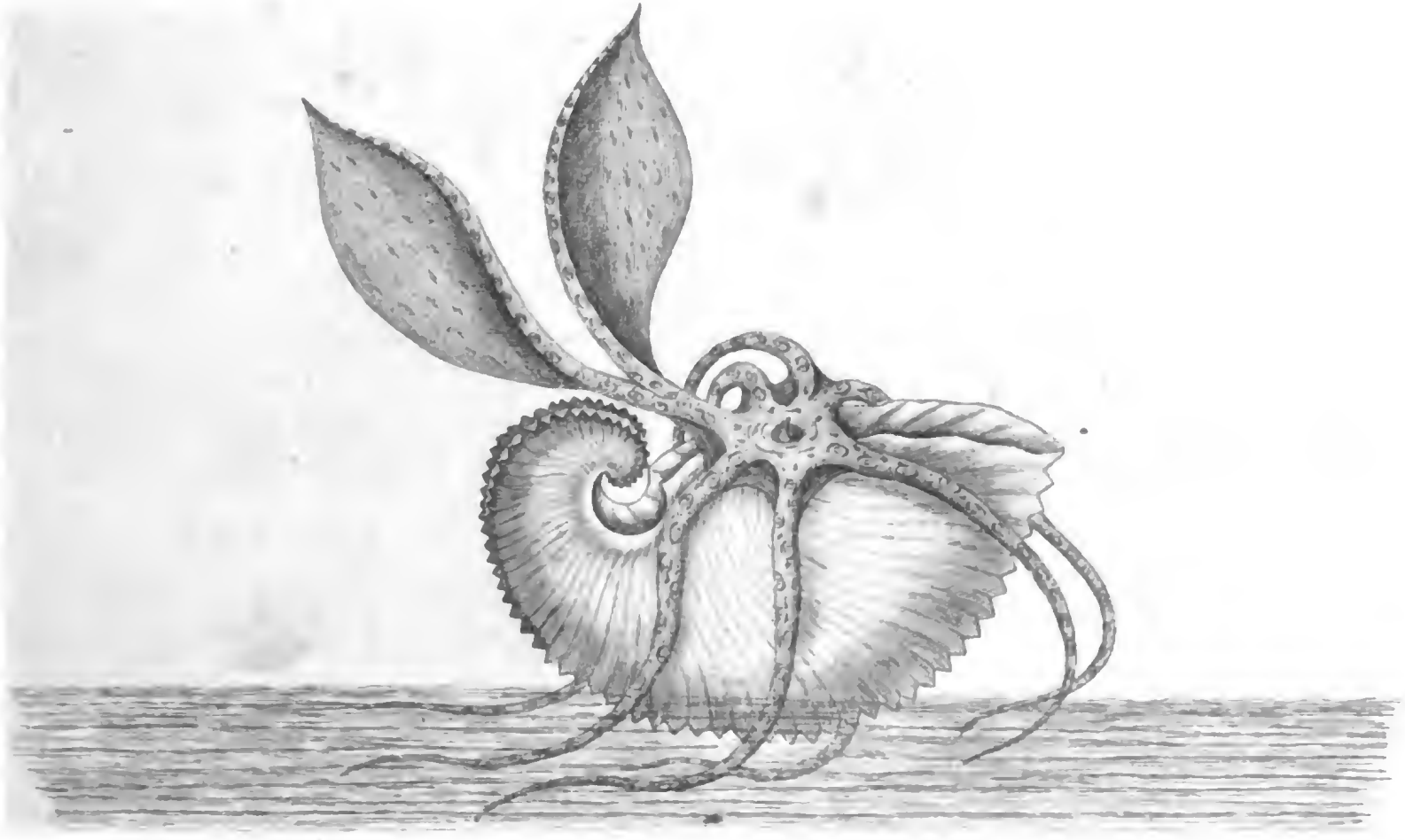
Es war Wilhelm, den jetzt die Gräfin an der Stimme erkannte. Er kehrte bei allen Bemühungen nicht mehr ins Leben zurück, ein ehrenvoller Tod, versüßt durch die Erscheinung seiner Wohlthäterin, deren Andenken ihn, wie er selbst sagte, auf die Bahn der Ehre zurückgeführt hatte, war der Lohn seiner Reue!

Keineswegs verschmähte es die Gräfin dem Bedauernswerthen ihre Thränen zu schenken; sie sorgte für sein Begräbniß, verkaufte den Ring, und schenkte die daraus gelöste Summen denen durch den Krieg Verarmten.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Papiernautilus.

Digitized by Google

No.ro 32. Dritter Jahrgang 1830. (129)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs. doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1⅔ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Der Papiernautilus.

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXXII.

Unter den Conchylien, welche den Namen Schiffsböte führen, gehört der Papiernautilus, seiner wundervollen Gestalt wegen, unstreitig zu den merkwürdigsten Geschöpfen. Man findet diese Gattung Conchylien im Indischen-, Mittelländischen- und großen Welt-Meer, einige nur ein Paar Zoll, andere dagegen 1 Fuß lang. Der Papiernautilus hat verschiedene Namen, die Holländer nennen ihn Kammertuchhaube, weil er umgekehrt der Gestalt nach einer gewissen Art Frauenzimmerhauben nicht unähnlich ist, und seinen Bestandtheilen nach in Vielem dem feinen, weißen Kammertuche gleicht.

Von ihm mögen die Menschen den Gebrauch der Segel bei Schiffen erlernt haben; denn fährt der Papiernautilus auf der Oberfläche des Meeres, so stellt er, gleich Segeln, zwei mit einer dünnen Haut bespannte Verlängerungen in die Höhe, die er ausbreiten und jederzeit wieder einziehen kann, je nachdem ihm dieselbe zum schnellern Segeln und zum Auffassen des Windes Dienste leisten sollen. Bei dieser Schifffahrt entladet der Nautilus gewöhnlich sein hohles Gehäuse, so viel als erforderlich ist, von dem darin befindlichen Wasser, und behält davon nur so viel zurück, daß das Fahrzeug nicht umschlägt; zu gleicher Zeit spannt er die Segel aus, senkt seine 6 Fußähnlichen Körper ins Wasser, regiert damit, wie mit Rudern, das Schiff, und schwimmt in der auf beifolgender Tafel angegebenen Gestalt auf der Meeresfläche umher. Die ausserordentliche Leichtigkeit des Schiffes macht, daß es gar nicht tief im Wasser geht, und von dem leisen Wehen der Luft fortgetrieben wird. Erblickt der Nautilus in der Nähe ein Insekt oder Gewürm, das ihm zur Nahrung dient, so segelt er darauf los, und ergreift es mit seinem Munde. Bemerkt er Gefahr, so zieht er schnell die Segel ein, nimmt die Ruder in die Schaale zurück, pumpt so viel Wasser ein, als zum Untersinken nöthig ist, und verschwindet augenblicklich; daher man viele Behutsamkeit und Vorsicht anwenden muß, wenn man diesen Thieren beikommen will.

So viel man bis jetzt gefunden hat, ist der Nautilus in seiner Schaale nirgends angewachsen, und kann daher leicht herausgeschleudert werden. Die Schaale ist so dünn wie Schreibpapier, daher ungemein leicht, halb durchsichtig, meistens milchweiß, oft auch schneeweiß und gelblichweiß, über der Windung aber jedesmal schwarzbraun, und nicht selten mit feinen schwarzen Linien bezeichnet; in dem Fleische des Nautilus bemerkt man einen verborgen liegenden schwarzen Schnabel, auch hat

Digitized by Google

dieſes Geſchöpf einen dicken mit zwei Augen verſehenen Kopf.

In Conchylien-Kabinetten iſt der Papiernautilus eine vorzügliche Zierde.

Der Kaiſerliche Bettler.

Czar Ivan, das koloſſale Rußland um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts beherrſchend, ehrte die Gewohnheiten der frühern Monarchen, und fand ſehr angemeſſen, ſich bisweilen zu verkleiden, ungekannt ſein Volk zu beobachten und ſo deſſen Meinung über ſeinen kaiſerlichen Herrn und Gebieter, die Regierung und Mächtigen des unermeßlichen Reichs zu erſpähen. Er erſchien bei Großen und Kleinen, Reichen und Dürftigen, erforſchte die Stimmung ſeiner Beamten, des Bürgers und Bauers. Die ſchuldbewußten Schleicher und Tagediebe, die übermüthigen, ſtolzen, hartherzigen Praſſer, erregten den Unwillen und Zorn des erhabenen Wanderers; die pflichterfüllenden, rechtlichen Diener und zartfühlenden biedern Seelen erfreuten ſich ſeiner Gnade und Huld.

An einem freundlichen Wintertage wurde Ivan verſucht, das Elend und Jammer andeutende Koſtüm eines Bettlers zu wählen, und, in Lumpen gehüllt, die Umgegend Moskwa's zu durchſtreifen. Sehr ermüdet erreichte er, beim Sinken des Tages ein großes reiches Dorf; die üppigen Eigenthümer der ſchönſten Gebäude verweigerten die demüthig erbetene Aufnahme, und wieſen den abgeriſſenen, ſtöhnenden Allmoſenſammler gefühllos ab. Im Begriff, dieſen Sammelplatz wohlhabender, aber gefühlloſer Schwelger bei der inzwiſchen eingetretenen rabenſchwarzen Nacht zu verlaſſen, gewahrte der Czar eine kleine verwitterte Hütte, worin ein hoffnungſtrahlendes Lämpchen glühte. Leiſes Klopfen an die wurmſtichige Thür führte einen zerlumpten, betagten Bauer mit der Frage herbei: was gewünſcht und verlangt werde.

„Ich ſterbe vor Entkräftung, Hunger und Durſt, habt Mitleid, erbarmt euch meiner und gewährt mir Obdach und Pflege für dieſe Nacht," ſtammelte Ivan ihm entgegen. Der Bauer erfaßte ihn freundlich bei der Hand und ſprach: „Gern, armer, erſchöpfter Mann! wenn Ihr Euch in die Umſtände ſchicken wollt. Mein gutes, liebes Weib leidet in dieſem Augenblicke ſehr viel, verſpricht mir aber die ſüße Freude: binnen wenigen Stunden zum ſechstenmale Vater zu werden." Er kniete, ſchlug ein Kreuz, richtete die feurigen, ſchwarzen Augen nach Oben, faltete die bebenden Hände und ließ Zähren tiefſter Erſchütterung und inniger Wehmuth fallen. Sodann ſtand er haſtig auf, drückte den Hülfsbedürftigen an ſeine lautſchlagende Bruſt und ſagte, ihn ins friedliche Stübchen führend, mit zarter Theilnahme: „Sehet hier den Seegen des Herrn, fünf arbeitgewohnte, gutherzige, fromme Kinder, meine höchſte Freude, mein Alles! Setzt Euch zu ihnen, ich werde einen Labetrunk und etwas zu eſſen holen. Ihr werdet ſchon genügſam ſeyn, wir müſſen theilen; ich konnte ſeit zwei Tagen nicht arbeiten und dann werden die Biſſen ſchon ſchmal — es will nicht recht reichen!"

Der gerührte Czar ſetzte ſich zu den beſcheidenen Kindern des guten Alten. Zwei liebe Weſen ſchnarchten nach Herzensluſt und wurden vom Zauber ſüßen Schlafs umfangen; ein kleiner Engel, mit ſchönen blonden Locken und himmelblauen Augen, ſaß neben ihnen, auf einer Matte, ſie ſorgſam beobachtend; zwei reizende ältere Schweſtern knieeten vor einem Heiligen, beteten mit Inbrunſt und erflehten eine glückliche Entbindung ihrer Mutter, welche im Nebenzimmer ſeufzte. Der bekümmerte Bauer brachte Honig, ſchwarzes Brod und Eier.

„Da nehmt, was unſer noch iſt, erquickt Euch und glaubt, daß es Euch gern gegeben wird."

„Dieſe Gaſtfreundſchaft wird euch Glück und Seegen bringen."

„Ach, ich bin ja ſchon glücklich genug, wenn nur mein theures Weib ſiegt und mir erhalten wird: — ich tauſche dann mit dem Czar in ſeinem kaiſerlichen Kreml nicht."

„Beneidenswerther Mann!"

Digitized by Google

„Wenige Väter haben so gute, herrliche Kinder wie ich; wenig Väter ernähren sie mit der Lust und Freude, wenig Väter leben so froh und innig mit ihren Schwiegereltern; kurz, ich fühle mich hochbeglückt!"

„Eure Eltern leben und wohnen auch in dieser kleinen Hütte?"

„Wir alle haben Platz darin und danken dem Himmel für die Gnade: gesund und kräftig zu seyn!" —

„Mit diesen Worten verließ er den Czar und ging zu seinem Weibe, ihr Hülfe und Trost zu bringen. Der hohe Gast hatte den immer geschäftigen Magen kaum befriedigt und sich etwas erquickt, als der fromme Bauer mit dem neugebornen Knaben, kindisch-jubelnd, vor Ivan trat und denselben stürmisch bat, den kleinen Schreihals in Augenschein zu nehmen und zu küssen. Der erhabene Reisende nahm dieses Geschenk in seine Arme, betrachtete das lallende Geschöpf mit tief-erschütternder Rührung und rief entzückt aus: „Freund, die Gesichtszüge deuten auf großes, seltenes Glück. Verlaßt euch auf mich, dem Knaben wird ein seltenes, schönes Loos lächeln!"

Der schluchzende Vater vernahm diese Wahrsagung mit seliger Begeisterung. Die besorgten, andächtigen Töchter erhoben sich jetzt, küßten den jungen Ankömmling und trugen ihn — durch Kaisers Hand geweiht und gesegnet — der schon nach ihm jammernden Mutter wieder zu. —

Nun breitete der beruhigte Landmann die dicht geflochtene Decke aus, den tief-bewegten Gast einladend, um Platz darauf zu nehmen. Die Unruhe und Besorgnisse des Tages hatten jenen erschöpft; einige Minuten genügten, um ihn Morpheus bezaubernden Umarmungen zu überweisen. Tiefe, heilige Stille herrschte! Ein schwacher, matter Schein der spärlich-getränkten Lampe erhellte kümmerlich. Der Czar richtete sein Haupt vom ungewohnten harten Lager empor, betrachtete die glückliche Familiengruppe mit bedeutsamem Ernst, empfand nie gekannte Gefühle! Tugend und Frömmigkeit adelten den Schlaf auf harter Matte, weder Vorwürfe eines wildbewegten Gewissens, noch tödtender Ehrgeiz, quälender Argwohn oder vergiftende Mißgunst störten diese süße Ruhe. Keine wilden Traumgebilde umgaukelten die unbefleckte Phantasie — kein Wahn bestrickte die Herzen und Gemüther — selige Unschuld sammelte neue Kräfte, um auf dem dornigen, aber glücklichen Pfade der Dürftigkeit und Rastlosigkeit verjüngt fortzuwandeln!

Das junge Licht hatte kaum gedämmert, als Ivan erwachte und unter folgender Eröffnung von seinem Wirth Abschied nahm: „Guter Alter, ich kehre jetzt nach Moskwa zurück. Ein reicher, wohlthätiger Mann wird sich erbitten lassen, Pathenstelle bei dem Neugebornen zu übernehmen. Seines Beifalls zum Voraus versichert, dürfte meine Deutung in Erfüllung gehen. Gelobt: mit der Taufe acht Stunden zu verziehen." — Der überraschte Bauer antwortete: „ich gelobe zehn Stunden zu warten, um Eurem Wunsche zu begegnen. Aber bedenkt, was Ihr versprecht; versprecht nur, was Ihr halten könnt!"

Jetzt schied der Czar. — Zehn Stunden hatten sich zu der unbegreiflich großen Vergangenheit gesellt und Niemand erschien. In den Bart brummend und sehr verstimmt, schickte sich der Vater an, sein Kind in die Kirche zu tragen. Plötzlich veränderte sich aber die Scene. Prächtige Kutschen und reichgekleidete Reiter füllten die Gasse; die Einwohner strömten in Masse herbei und neigten sich ehrerbietig vor der Garde ihres erlauchten Czars. Der glänzende Wagen des mächtigen Beherrschers rollte vor die armselige Hütte des Kindtaufvaters. Dieser trat zitternd und mit entblößtem Haupte vor die Thür; die erschrockenen Kinder sanken auf die noch zarten Knie; die angstvolle Mutter bebte entsetzlich. Der Monarch, seinen Wirth erblickend, hub lächelnd an: „Väterchen, ich versprach einen Pathen; hier ist er! Gebt mir den Säugling und folgt zur Kirche." — Bewegtlos warf sich der Landmann aufs Angesicht, staunte dann den hohen Glanz der Umgebung stumm an, vermochte nicht, sich zu fassen,

Digitized by Google

noch weniger den Bettler von gestern zu erkennen. Der Czar ergötzte sich einige Augenblicke an der zagenden Ungewißheit und dem betäubenden Staunen des reinen Naturmenschen, fuhr dann aber mit Herablassung und Milde fort: „Alter Zweifler, erfüllet ihr nicht gestern die heiligen Pflichten der Gastfreundschaft? Glaubt ihr, Ivan wisse nicht zu danken? Bleibt in dem beneidenswerthen Zustand der Unschuld und Ruhe, worin ihr euch befindet, aber nehmt dankbar an, was der Czar, euer Herr, euch mit gerührtem Herzen verehrt. Eine schöne Hütte, durch meine Hand geschmückt, zahlreiche Heerden und blühende Ländereien sollen euch zu Theil werden, damit ihr die Tugend der Gastfreundschaft ganz ausüben könnt. Ich übernehme die Erziehung meines Pathen, will ihn aber die ersten Jahre seines Lebens den tugendhaften Eltern nicht entziehen."

Sprachlos und schluchzend stürzte der Hochbeglückte zu seinem Weibe, zog das zarte Kind von der pochenden Brust, legte es zu den Füßen des Herrschers, der es bewegt ergriff, zur fernen Kirche trug, selbst über den Taufstein hielt und der innig-bewegten Mutter — sie und Kind, nach russischer Sitte, begrüßend und küssend — zurück brachte. — Der Czar vergaß nie diese Familie, überhäufte sie mit Huld und Gnade, und beförderte Ivan K. auf ächt-kaiserliche Weise.

Bittschrift,

welche einst ein königl. sächsischer Secretär an seinen König eingereicht hat.

Großmächtigster ꝛc.

Ich bin Dein Secretarius,
Der sich das ganze Jahr mit Ziffern plagen muß;
Ich rechne Tag und Nacht und quäle mich mit Brüchen,
Doch ist vom Monate die Hälfte kaum verstrichen,
So ist der vierte Theil von Hundert schon verzehrt,
Da doch so Frau als Magd, fast täglich Geld begehrt;
Wo nehm' ich solches her? Ich fürchte mich zu borgen,
Indessen soll ich doch das ganze Haus versorgen,
Ich theile, wie ich will, dreyhundert Thaler ein,
So will mein Traktament doch nicht zulänglich seyn:

	Rthlr.	Gr.
Für 40 Thaler Holz, damit ich nicht erfrier',	40	
Zwey Gulden wöchentlich zu kaufen Wein und Bier	80	
Für Butter, Fleisch und Brod, für Grütze Salz und Licht		
Setz' ich vier Gulden an, sie reichen öfters nicht.	138	16
Ein Thaler monatlich nur an Gesindelohn	12	
Auch 60 Thaler Zins, damit ich sicher wohn',	60	
Für Knaster, Spaniol, für Zucker und Thé boue	18	
Perücken, Wäscherlohn, für Hemden, Strümpf' und Schuh',	33	14
Vier Thaler dem Barbier, wo aber bleibt der Schneider?	4	
Ich rechne monatlich zwey Thaler nur auf Kleider,	24	
Sächs. Thlr.	400	

Doch leider dieses macht 400 Thaler aus,
Und dennoch hab' ich doch nicht Alles in das Haus.
Was kostet mich die Frau, was kosten Band und Spitzen,
Was Adriennen, Schmuck, Pantoffeln, Hauben, Mützen,
Was kost't der Domino, mit Spitzen ausgeziert,
Wenn man sie Winterszeit auf die Redoute führt,
Und wenn man Sommerszeit nun auch spazieren fährt,
So sind 6 Groschen bald, in Kuchen nur, verzehrt,
Wie oft muß man auch nicht zu Geoattern steh'n,
Wie muß man nicht allhier vielmals zur Hochzeit geh'n,
Und läßt man manchesmal den eignen Zuwachs taufen,
So muß man alsobald mit Geld zur Kirche laufen.
Was kost't der Kinderzeug, was kost't der Ammen-Lohn!
Stirbt aber etwa gar der kleine liebe Sohn,
So wird man nimmermehr das Kind umsonst begraben,
Warum? die Kirche muß zuvor das Ihre haben.
Kurz, Alles kostet Geld, und eh' ich es gedacht,
Ist mir schon wiederum die Kasse leer gemacht.
Wie können nun aufs Jahr 300 Thaler reichen,
D'rum großer König, laß Dich meine Noth erweichen;
Setz' hundert Thaler zu, dann krieg' ich nur ein Blatt,
Das Deine Gnaden-Hand selbst unterzeichnet hat;
So ist mein Wunsch erhört, ich sterb' in tiefstem Danke,
Mein König, Fürst und Herr, Dein pflichtverbundener
Hancke.

Es hat dieser Sekretarius, welcher von Geburt ein Schlesier war, von Sr. Majestät statt 300 Thaler jährlich pro Salario 600 Thaler erhalten. —

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

a, Blaue Elster. *b, Garten Elster.*

Digitized by Google

No.ro 33. Dritter Jahrgang 1830. (133)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 30 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Elstern.

(Mit Abbildungen.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXXIII.

Die Elstern sind bei uns sehr bekannte Vögel, sie gehören zu dem Geschlechte der Raben und werden in allen Welttheilen angetroffen.

Unsere Tafel Fig. a. zeigt die himmelblaue Elster aus Brasilien und Fig. b. die europäische Elster.

In der Größe gleichen sie der Taube; die Farbe der europäischen Elster ist größtentheils schwarz, mit mannichfachem Schimmer, am Bauche und den Schulterfedern weiß; die der brasilianischen hingegen ist himmelblau, ausser Kopf und Vorderhals, welche schön schwarz sind. Des Schimmers der Farben wegen kann man die Elstern zu den schönen Vögeln rechnen.

Die Elster ist ein scheuer, sehr schlauer und listiger Vogel, und ob sie gleich in den Dörfern mitten unter Menschen lebt, so entgeht sie doch meistens ihren Nachstellungen. Sie fliegt, ihres langen Schwanzes und ihrer kurzen Flügel wegen, sehr schwerfällig und unsicher, geht schrittweise, oft mit einem Sprung, hebt ihren langen Schwanz im Sitzen immer in die Höhe, um ihn nicht zu verunreinigen und abzustumpfen, und bewegt ihn wie die Bachstelze, auf und nieder. Ihr Geschrei lautet unangenehm und gleicht dem geräh, geräh, oder kräk, kräk, doch lernen die Elstern auch, wie die Raben, Worte nachsprechen.

Die Elster nährt sich theils aus dem Pflanzentheils aus dem Thierreiche. Im Sommer sind Raupen, Käfer, Maden, Würmer, Obst, rc. im Winter Mäuse, Koth, auch Aas und Wurzeln ihre Nahrung. Auch fressen sie gerne Vogeleier, junge Vögel und junge Hühner; im Hause kann man sie mit Brod und gehacktem Fleisch füttern.

Die Elster nistet schon im Anfang des März, gewöhnlich auf den Gipfeln der höchsten Bäume, und baut sich ein künstliches Nest; die erste Anlage desselben besteht aus Reisern, welche übereinander gelegt werden, zwischen diese bringt sie Koth und Erde, so daß es einen dichten festen Grund bekommt, dann wird es mit Moos, feinen Wurzeln und Thierhaaren belegt, und endlich mit einer Dornenkrone überflochten, die gleichsam ein Gewölbe über das Ganze bildet; nur auf einer Seite, man sagt da, wo das Jahr hindurch die wenigsten Gewitter herkommen, wird eine kleine Oeffnung gelassen, durch die sich dann das Weibchen zum Brüten in das Nest begiebt. Gewöhnlich findet man 7 bis 8 grauliche, braun gesprengte Eier in dem Neste der Elstern, die in 18 Tagen ausgebrütet sind, und 8 Wochen darauf sind dann die Jungen schon so groß wie die Alten.

Digitized by Google

Das Fleisch von jungen Elstern läßt sich gut essen, das von alten taugt aber nicht und hat einen unangenehmen Geschmack.

Die Elster bleibt sowohl den Sommer als den Winter über bei uns und soll ein hohes Alter erreichen. Gezähmte werden oft 16 bis 18 Jahre und darüber alt.

Die Entdeckung Amerika's durch Christoph Columbus im Jahr 1492 nach Christi Geburt.

Das regsamste und angesehenste Volk zur See waren im 15ten Jahrhundert die Portugiesen, die, durch weise Könige beherrscht, ihren Unternehmungsgeist in Handels- und Entdeckungsreisen übten und dadurch zu einer Stufe des Ansehens und Wohlstandes gelangten, von der sie später durch die Geißel des Despotismus und der Priesterherrschaft wieder tief herabgesunken sind. Hauptsächlich betrieb der dritte Sohn des Königs Johann des ersten, Heinrich, mit dem Beinamen der Seefahrer, diese Reisen, um durch die Umschiffung Afrika's einen Seeweg nach Ostindien zu finden, auf dem man dann weit bequemer die dortigen Erzeugnisse beziehen könnte, als auf dem bisherigen beschwerlichen Wege zu Lande. Im Jahre 1418 entdeckten zwei kühne von ihm abgeschickte Männer, Gonzalez Zarka und Tristan Vaz, ohne sich durch den unbekannten Weg oder die vielfach verbreiteten Fabeln von ungeheuren Gefahren abschrecken zu lassen, zuerst die kleine aber fruchtbare Insel Porto Santo und hernach Madera, auf welcher letztern man einen einzigen undurchdringlichen Wald fand, der in Brand gesteckt wurde, und der Sage nach sieben Jahre lang gebrannt haben soll. Durch die Asche wurde der Boden vortrefflich gedüngt, Wein, Zuckerrohr und andere Südfrüchte gediehen unter dem milden Himmelsstriche herrlich.

Durch diesen glücklichen Erfolg aufgemuntert, ließ Heinrich die Reisen fortsetzen und man kam zu den kanarischen, dann zu den azorischen Inseln. Gilianez, ein muthiger Seemann, umschiffte das Cap Bojador, um 1440 wurde der Fluß Senegal erreicht, an dessen Mündung das grüne Vorgebirge liegt. Da entdeckte man 10 Inseln, die die Inseln des grünen Vorgebirgs genannt wurden, und 1462 endlich das eigentliche Guinea, wo man Gold, Elfenbein und andere Kostbarkeiten fand.

Nach Heinrichs Tode, der 1463 erfolgte, erkaltete der Eifer für Entdeckungsreisen wieder, und erst Johann der 2te, der 18 Jahre hernach in Portugal zur Regierung kam, setzte dieselben mit gleichem Eifer fort. Seine Seeleute entdeckten die Königreiche Benin und Kongo, drangen bis 300 Meilen jenseit des Aequator vor, und erzählten nach ihrer Zurückkunft ihren staunenden Landsleuten Wunderdinge von den neu entdeckten Ländern, dem andern Clima und den fremden, schwarzen Menschen, die sie dort gefunden.

Stärker als je wurde die Hoffnung, daß es möglich sey, Afrikas südliche Spitze zu umschiffen und da herum zur See nach Ostindien zu gelangen. Bartholomäus Diaz segelte 1486 nach Süden, und erreichte endlich diese Spitze, wo ihn aber Meutereien seiner Soldaten und Stürme nöthigten umzukehren. Er nannte es das stürmische Vorgebirge, doch der König rief freudig aus, als er die Nachricht erhielt: Nein, es soll das Vorgebirge der guten Hoffnung heißen, denn nun ist der Seeweg nach Ostindien gefunden. So war es auch, wenn es gleich noch 12 Jahre anstand, bis ein anderer Vasco de Gama, das vollendete, was Diaz angefangen hatte, und diese Spitze umschiffend nach Ostindien gelangte.

Doch alle diese Reisen und Entdeckungen, so wichtig sie auch seyn mochten, waren nur das Vorspiel zu größeren, zur Entdeckung eines neuen Welttheils durch

Digitized by Google

Christoph Columbus.

Dieser, aus einer adelichen, aber verarmten genuesischen Familie entsprossen, hatte sich von Kindheit an auf das Seewesen gelegt und große Kenntniße in der Geometrie, Astronomie, Erdkunde u. s. w. erworben. Er gieng nach Lissabon, wo er die Tochter eines Schiffshauptmanns, Bartholomäus Perestrello, heirathete, der mehrere Entdeckungsreisen, welche Heinrich der Seefahrer veranstaltete, mitgemacht hatte und der von diesen Reisen sehr sorgfältige Tagebücher, treffliche Karten und Zeichnungen besaß. Mit großem Eifer las Columbus diese Tagebücher, verglich sie, so wie die Karten mit den Berichten Marco Polo's und andern Reisenden, und der Gedanke wurde in ihm zur Gewißheit, daß auch die andere Seite unserer Erde Land enthalten müsse und nicht ganz und gar mit Wasser bedeckt seyn könne. Er vermuthete, daß, da nach den Berichten älterer Reisender, Indien unermeßlich groß seyn mußte, dasselbe bis an die westliche Spitze Europas herumreichen möchte, und daß man es, wenn man immer gegen Westen steuerte, erreichen könnte. Um so wahrscheinlicher wurde ihm dies, da zuweilen seltenes Rohr, künstlich bearbeitetes Holz und einmal sogar 2 Leichname von ganz besonderer Bildung von Westen her übers Meer schwimmend an die Küsten der azorischen Inseln antrieben. Columbus theilte seinem Schwiegervater und mehreren verständigen Männern seine Ansicht mit, die derselben auch beipflichteten.

Als ein wahrer Patriot wandte er sich zuerst an den Senat seiner Vaterstadt Genua und bat um die Ausrüstung einer Entdeckungsflotte, allein hier betrachtete man ihn als einen Schwärmer und wies ihn ab. Jetzt legte er seine Plane dem König Johann dem 2. von Portugal vor, der ihn von seinen Räthen prüfen ließ. Diese verwarfen ihn auch keineswegs, sondern suchten seine Ideen und Meinungen hinterlistigerweise von ihm zu erfahren, und dachten dann niedrig genug, einige Schiffe auszurüsten und ohne sein Wissen einen andern Seefahrer auf diese Entdeckung auszuschicken.

Allein dies war kein Columbus, er kehrte nach einiger Zeit zurück, und versicherte, daß da an Land durchaus nicht zu denken sey.

Voller Unwillen über eine solche Hinterlist verließ Columbus Portugal und wandte sich an den spanischen Hof, wo damals der katholische Ferdinand von Arragonien und die hochherzige Isabella von Castilien, seine Gemahlin, regierten. Diese waren im Kriege gegen die Mauren begriffen und in ihren Kassen herrschte tiefe Ebbe. Doch wurden seine Vorschläge einstweilen einer Commission zur Prüfung übergeben, die sie aber gar nicht zu beurtheilen verstand und sie theils für unmöglich, theils für gottlos erklärte. Nach fünf Jahren, während welcher Zeit er immer war hingehalten worden, wurde ihm endlich erklärt, man könne sich darauf nicht einlassen. Schon wollte er nach England, wohin er seinen Bruder vorangeschickt hatte, gehen, als ihn noch der Prior eines Klosters, der Isabellens Vertrauen besaß, zu bleiben beredete; und es nach ferneren 3 Jahren, die Freude über die Besiegung der Mauren durch die Eroberung Granadas benutzend, endlich dahin brachte, daß ihm 3 Schiffe ausgerüstet wurden, wozu die Königin ihre Juwelen verpfänden wollte und ihr Schatzmeister Santangelo ihr sein ganzes Vermögen anbot. Den 17. April 1492 ward der Vertrag unterzeichnet, Kraft dessen Columbus Admiral in allen neuentdeckten Meeren, Unterkönig aller Länder, die er entdeckte, seyn, und den zehnten Theil aller Einkünfte aus den neuen Besitzungen erhalten sollte; auch sollte dies alles auf seine Nachkommen übergehen.

Mit seinen drei kleinen Schiffen, zusammen mit 120 Leuten bemannt, verließ der beherzte Schiffer am 3. August 1492 den Hafen Palos in Andalusien, um eine neue Welt, von deren Daseyn noch niemand eine bestimmte Kunde hatte, aufzusuchen. Bis zu den Canarischen Inseln ging alles gut, nur ein zerbrochenes Steuerruder schien den Furchtsamen eine böse Vorbedeutung zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Verschiedenes.

Wanderungen der Vögel.

Durch einen wunderbaren Trieb geleitet, folgen die Vögel der Cultur und werden mit derselben in neuen Regionen einheimisch. Der Kreuzschnabel ist dem Apfelbaum nach England gefolgt; Glencoe in den schottischen Hochlanden kannte keine Rebhühner, bis die Pächter den Kornbau auf ihren Gütern eingeführt hatten. Eben so zeigten sich die Sperlinge nicht eher in Sibirien, als bis die Russen die unermeßlichen Wüsten dieses Theils ihrer Besitzungen für den Ackerbau gewannen. Der Reisläufer (rice hunting), der in Cuba einheimisch ist, verläßt, seit der Einführung von Reispflanzungen in den Carolinas, jene Insel jährlich in Schaaren, um über Land und See seiner Nahrung nachzuziehen. Merkwürdig ist, daß unter den unzähligen Reisvögeln, die Carolina besuchen, nie auch nur ein einziges Männchen gefunden wird: nur die Weibchen wandern.

Eßbare Vogelnester.

Die Insel Tavay, die bekanntlich zu den neuerworbenen engl. Besitzungen in Hinterindien gehört, wird nur von einer geringen Anzahl Chinesen bewohnt, welche damit beschäftigt sind, die eßbaren Vogelnester einzusammeln, die auf der Insel in unermeßlicher Menge gefunden werden. Diese Nester werden von einem Seevogel, der die Insel in zahlreichen Schaaren besucht, aus einer Art von Seegras gebaut, und geben, wenn sie gekocht sind, eine Brühe, die äußerst nahrhaft seyn soll. In China werden sie so geschätzt, daß ein Chinese die Insel im ersten Jahre des englischen Besitzes für eine Summe von 18,000 Gulden jährlich pachtete.

Gefrorne Fische.

Im strengen Winter schlagen die Fischer auf den canadischen Seen, um gegen die Nordwestwinde Schutz zu haben, Strohhütten auf, in denen sie Löcher durch das Eis brechen. Wenn sie nun einen Fisch herausgezogen haben, so legen sie ihn auf das Eis, wo derselbe alsbald erstarrt. Zu Haus angekommen, setzen sie die gefrornen Fische in der Nähe des Kamins ins Wasser; nach einiger Zeit strecken diese die Floßfedern, legen sich auf den Bauch und zuletzt fangen sie an munter herumzuschwimmen.

In einem Pariser Journal wird folgendes Mittel bekannt gemacht, um Höfe, Gartenwege und wenig besuchte Gassen und Plätze von Gras frei zu halten:

„Ein regnerischer Sommer ist dem Aufkommen des Grases in den Gartenwegen ꝛc. günstig. Oft reißt und jätet man es aus; allein ausserdem, daß diese Operation eine kostspielige Handarbeit erfordert, hat sie auch die schlimme Wirkung, das Pflaster zu trennen. Das Regenwasser, das hernach in die Pflasterfugen sich setzt, macht den Boden weich; das Pflaster sitzt nicht mehr fest, es verschlechtert sich, und man muß kostspielige Ausbesserungen vornehmen. Ausserdem ist das Ausreißen und Ausjäten unzulänglich; die äußersten zarten Spitzen der Graswurzeln brechen ab, oder bleiben beim Ausschürfen des Grases im Boden, und die nämliche Arbeit muß in wenigen Wochen neuerdings vorgenommen werden."

„Auf eine schnellere und minder kostspielige Art erreicht man seinen Zweck, das Pflaster, die Gartenwege ꝛc. von Gras zu reinigen, durch folgendes Mittel: —

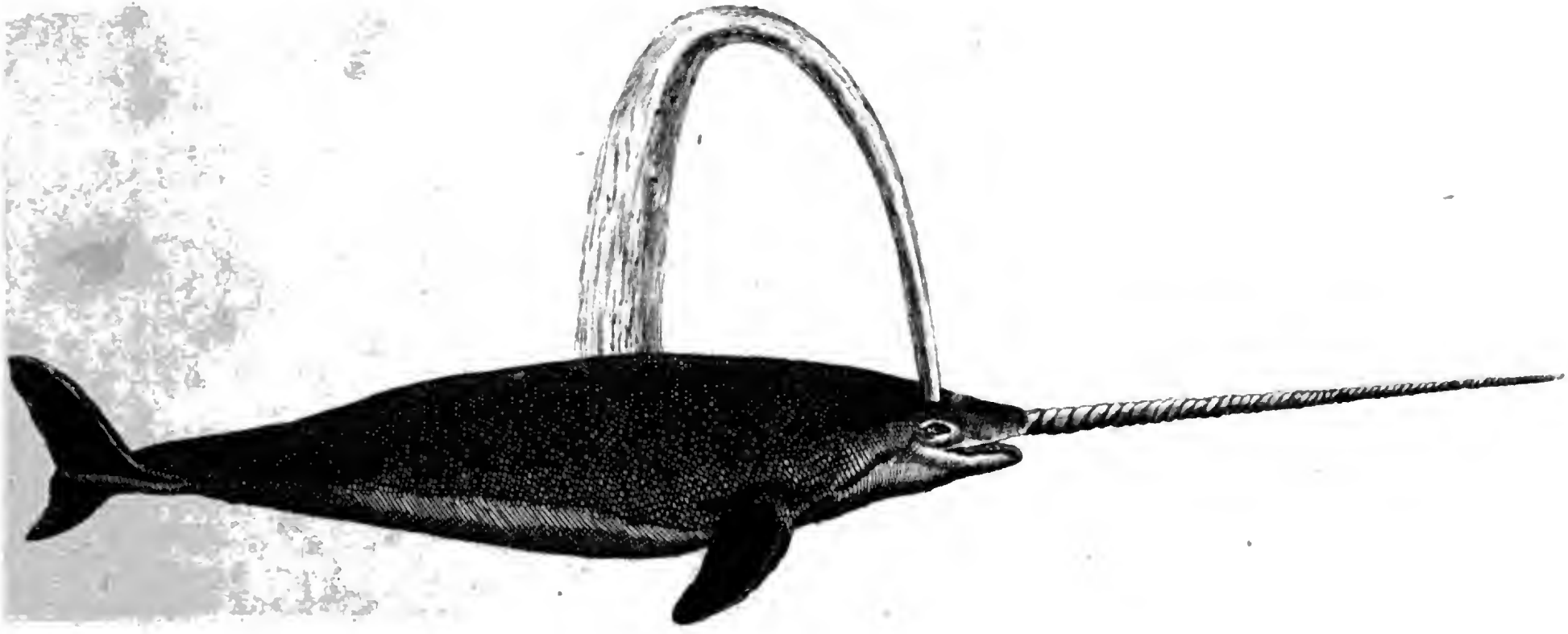
„Nehmt nach der Größe eures Bedarfs, in folgendem Verhältniß, 50 bis 60 Maas Wasser, worin ihr 20 Pfund ungelöschten Kalk, und 2 Pfund Schwefel werfet; macht diese Mischung in einem Kessel siedend, zieht diese Flüssigkeit ab, und begießt damit euer Pflaster, eure Gartenwege ꝛc. und ihr habt sie von Gras auf mehrere Jahre befreit."

„Auf diese Art werden die Höfe der Münze zu Paris von allem Grase gereinigt."

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Narwal.

Digitized by Google

No.ro 34. Dritter Jahrgang 1830. (137)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 3. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Der Narwal.

(Mit Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXXIV.

Dieses merkwürdige Geschöpf, das seiner Gestalt nach zu den Fischen, weil es aber lebendige Junge zur Welt bringt und sie säugt, zu der Klasse der Säugethiere gehört, lebt in dem nördlichen Ocean um Grönland und die Davisstraße, und zeichnet sich auffallend durch einen langen, gewaltigen Zahn aus, der, gleich einem Horne, aus der linken Seite der Schnautze vom Oberkiefer hervorgeht, und eine Länge von 7, auch wohl 8, ja sogar 9 Fuß erreicht.

In der Jugend scheint der Narwall mit zwei Zähnen versehen zu seyn, welche durch die Oberlippe durchgehen, zugespitzt und ganz gerade sind; so wie er aber größer wird, stößt er vermuthlich einen von diesen Zähnen ab, oder verliert ihn von selbst; daher findet man bei erwachsenen Narwals stets nur Einen Zahn, dessen Oberfläche schraubenförmig gewunden ist; das Innere derselben gleicht dem Elfenbein, wird jedoch noch höher als dieses geschätzt, weil es weißer und fester und dem Gelbwerden nicht ausgesetzt ist.

Die Größe eines ausgewachsenen Narwals beträgt in der Länge 20 bis 40 Fuß, und in der Breite 10 bis 12 Fuß; eine dicke Fetthülle umgibt seinen Körper, dessen grau mit weiß und roth gemischte Farbe den Unrath verbirgt, der ihn gewöhnlich bedeckt; der Narwal bläst wie der Wallfisch durch eine Oeffnung am Kopfe, die er nach Belieben durch eine Klappe öffnen oder verschließen kann, einen mächtigen Wasserstrahl in die Höhe, nährt sich von Wasserinsekten und Würmern, und ist für seine Umgebung ein gefährlicher Feind, indem er mit seinem furchtbaren Zahn tödtlich verwundet.

Sowohl das Weibchen als das Männchen hat diesen ungeheuern Zahn. Beide bedienen sich desselben, um das Eis damit zu zerbrechen, wenn sie frische Luft schöpfen wollen. Zuweilen sollen sie sogar den Zahn in den Boden der Schiffe stoßen, welche dadurch heftige Erschütterung erleiden. Einst fand man im Boden eines Schiffes ein Stück des abgebrochenen Zahnes, welcher einen halben Fuß tief in's Holz eingedrungen war.

Man sieht den Narwal im Meere für einen Vorboten der Wallfische an, weil man bemerkt hat, daß gemeiniglich an den Orten, wo sie sich aufhalten, auch Wallfische nicht weit sind. Die Narwals schwimmen mit vieler Leichtigkeit und sind überhaupt so schnell im Wasser, daß man sie nicht fangen kann.

Aus ihrem Fett wird Thran bereitet, der besser als derjenige von Wallfischen ist.

Digitized by Google

Die Entdeckung Amerika's durch Christoph Columbus im Jahr 1492 nach Christi Geburt.

(Fortsetzung von Seite 135.)

Nachdem er sich auf diesen Inseln mit frischem Wasser versehen und seine Schiffe ausgebessert hatte, fuhr er den 6. September wieder ab, in das noch nie befahrne Weltmeer hinaus, immer gegen Westen steuernd. Nachdem man nun drei Wochen lang nichts als den Himmel über sich und das Meer unter sich erblickt hatte, von der unergründlichen Tiefe nur durch schwache Bretter getrennt war, da entsank auch dem Beherztesten der Muth und alle verwünschten den Abentheurer, der sie mit sich ins Verderben zöge. Doch Columbus, dem Gott in seiner Brust vertrauend, blieb ruhig und unerschüttert, heiterte die Zagenden auf, beruhigte die Murrenden durch Versprechungen, und ging selbst Allen voran in der Erfüllung der Pflicht, das Senkblei und seine andern Instrumente Tag und Nacht nicht aus der Hand legend, auch die kleinste Beobachtung aufzeichnend. Zuletzt waren alle seine Beruhigungsgründe vergeblich, seine Mannschaft ging sogar damit um, ihn zu ermorden, und nur der Gedanke, wer sie zurückführen solle, wenn er nicht mehr wäre, hielt sie hiervon ab. Es blieb ihm endlich nichts übrig, als zu versprechen, wenn man in 3 Tagen kein Land erblickt habe, umzukehren. Am folgenden Tage erreichte das Senkblei Grund, Rohr und ein Baumast mit rothen Beeren schwammen auf das Schiff zu, und Landvögel setzten sich auf die Masten, doch erblickte man noch kein Land. Nichts destoweniger ließ Columbus die Segel einwickeln, um nicht während der Nacht auf Klippen getrieben zu werden, und entdeckte selbst 2 Stunden vor Mitternacht Land, was er nur einigen Vertrauten mittheilte; bald nachher erscholl auch aus dem Mastkorbe der von seiner Mannschaft so sehnlichst erwartete Ruf: Land! und nun kannte ihr Entzücken keine Grenzen mehr; einer stürzte trunken vor Freude an die Brust des andern, alle sanken dem Columbus zu Füßen, um Verzeihung bittend, dann wurde ein Te deum laudamus angestimmt. Am Morgen des 12. Oktobers (es war ein Freitag) sah man eine schöne grüne Insel vor sich liegen.

Sobald die Sonne am nächsten Morgen sich im Meere spiegelte, bestiegen die Spanier die Böte, ruderten unter kriegerischer Musik mit fliegenden Fahnen dem Ufer zu, und Columbus in einer reichen Uniform, den bloßen Degen in der Hand, betrat zuerst die neue Welt, seine Gefährten folgten ihm und alle warfen sich auf den Boden nieder und küßten die Erde. Dann wurde ein Kreuz errichtet, und man nahm die Insel für den König von Spanien in Besitz. Die gutmüthigen Insulaner, die sich schaarenweise am Ufer versammelt hatten, sahen mit Erstaunen dem ganzen Vorgang zu, sie waren nackt, von röthlicher Kupferfarbe, gaben nur unzusammenhängende Laute von sich und zeigten überhaupt so wenig Verstand, daß die Spanier anfangs zweifelten, ob es auch Menschen seyen. Bei der milden Luft, der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens und der kleinen Anzahl von Bewohnern, fanden sie hinlänglich Nahrung ohne zu arbeiten, große wilde Thiere, die sie hätten zur Selbstvertheidigung zwingen können, gab es dort auch nicht, weßhalb ihre Kräfte ganz unentwickelt geblieben waren. Nach den rohen Tönen, die sie von sich gaben, merkte man, daß sie ihre Insel Guanahani nannten. Von den Schätzen Indiens war indessen hier nichts anzutreffen, und Columbus steuerte von dieser Insel südlich, da die Insulaner, die Begierde der Spanier nach Goldblechen bemerkend, nach Süden wiesen. Bald entdeckte er die große Insel Kuba, die er im Anfang für das feste Land von Indien hielt; hier fand er die üppigste Fruchtbarkeit, doch keine Spur von Anbau und die Menschen eben so schwach und wild, wie auf Guanahani. Als man ihnen Goldbleche vorhielt, zeigten sie nach Osten und schrien Haiti. Er steuerte

Digitized by Google

also östlich und entdeckte die zu Anfang dieses Jahrhunderts durch den Negeraufstand und den schwarzen König Christoph so berühmt gewordene Insel Haiti oder Sankt Domingo, der er damals den Namen Hispaniola gab. Die Bewohner waren hier schon in Stämme getheilt, von denen jeder ein Oberhaupt hatte, das sie Kazike nannten, die übrigens eben so nackt waren, wie ihre Unterthanen. Einer derselben gab den Spaniern zu verstehen, daß zuweilen von den benachbarten Inseln (den nachher entdeckten Karaiben) Feinde in Kanots (ausgehöhlten Baumstämmen) herüberkämen, sein Volk anfielen, viele fortschleppten und verzehrten. Columbus erbot sich, zu ihrer Vertheidigung ihnen ein Fort zu erbauen, worüber sich die Wilden sehr freuten und ihm dazu behülflich waren; er ließ hier 38 Spanier als Besatzung zurück und trat, da eins seiner Schiffe gescheitert war, und mit dem andern sein Unterbefehlshaber Pinzon sich treulos entfernt hatte, um das rechte Goldland für sich aufzusuchen, den 4. Januar 1493 die Rückreise nebst einigen mitgenommenen Indianern an.

Am dritten Tage schon erreichte er den jämmerlichen Pinzon, der, weil er nichts Neues entdeckt hatte, wenigstens die erste Botschaft von Columbus Entdeckungen nach Europa bringen wollte. Dieser dachte groß genug, ihm zu verzeihen und selbst die Beschämung zu ersparen, indem er ihm die Versicherung gab, daß er schon alles vergessen habe. — Jetzt, fast am Ende des Zieles, schien es, als wenn der Himmel die Kunde seiner Entdeckungen dennoch vernichten und den kühnen Abentheurern den Untergang bereiten wollte. Ein ungeheurer Sturm entstand, die kleinen Schiffe wurden bald in den Abgrund geschleudert, bald von den wüthenden Wogen wieder thurmhoch emporgehoben, das erzürnte Meer schien alles verschlingen zu wollen; der Sturm heulte, Blitze erleuchteten die rabenschwarze Nacht und ein Platzregen stürzte herunter, daß jeder erwartete, im nächsten Augenblick unterzusinken. Columbus verläugnete auch hier seine große Seele nicht; allein ruhig und besonnen unter den Verzweifelnden schrieb er eine kurze Nachricht seiner Entdeckungen auf Pergament, verwahrte dies sorgfältig in eine Tonne und warf diese ins Meer. Doch die Vorsehung hatte seine Erhaltung beschlossen; der Himmel erheiterte sich wieder, er erreichte glücklich eine der azorischen Inseln, besserte hier seine stark beschädigten Schiffe aus und setzte seine Fahrt dann fort. Ein neuer Sturm trieb ihn in den Tajofluß und führte ihn nach Lissabon, wo König Johann der zweite ihn selbst sprach und es nun sehr bereuete, seinen Anträgen kein Gehör gegeben zu haben.

Als er den 15. März in den Hafen von Palos einlief, wurde er von der Menge mit Jubelgeschrei empfangen und fast erdrückt, alle Glocken wurden geläutet, alle Kanonen abgefeuert, nicht müde wurde das Volk, ihn zu sehen und zu erheben. Im Triumph zog er nach Barcellona, wo er Ferdinand und Isabellen Bericht erstattete, und von diesen mit Ehren und Lobsprüchen überhäuft wurde.

In kurzer Zeit fanden sich 1500 Menschen zu einem zweiten Zuge zusammen, von dem sie glaubten, daß er in das eigentliche Goldland gehen werde, wo sie ohne die geringste Mühe Reichthümer zusammen zu raffen hofften.

Diesmal gab ihm der König 17 Schiffe mit, auf denen sich Handwerker, Bergleute nebst europäischen Thieren und Gewächsen, die auf jenen Inseln fortgepflanzt werden sollten, befanden.

Als Beweis der Verehrung des Pabstes zu jener Zeit sey hier noch angeführt, daß Spanien vor allen Dingen um seine Einwilligung zur Besitznahme der überseeischen Länder nachsuchte; dieser ermangelte dann auch nicht, alle neu zu entdeckenden Länder seinem getreuen Sohne Ferdinand, dem Stifter der Inquisition und Vertilger der Mauren, zu schenken; als sich Por-

Digitized by Google

tugal dagegen auflehnte, so beschränkte er seine Schenkung auf eine Linie, die er in Gedanken 360 Meilen westlich von der äußersten azorischen Insel durch die Pole zog.

Am 25. September 1493 ging die Flotte unter Segel und man entdeckte die karaibischen Inseln, auf denen man überall, wo man zu landen versuchte, feindselig empfangen wurde und wo überall der Gebrauch herrschte, die gefangenen Feinde zu schlachten und zu verzehren. Columbus beschleunigte seine Fahrt nach Hispaniola, wo er leider alle seine Spanier von den Insulanern erschlagen und das Fort zerstört fand. Ein unmenschliches Betragen der erstern gegen die letztern hatte diese zur Rache gereizt, und die Spanier bezahlten ihre Frevel mit dem Leben. Columbus suchte das gute Benehmen wieder herzustellen und gründete eine neue Niederlassung, der er den Namen Isabella gab. Doch jetzt stürmten auch eine Reihe von Unannehmlichkeiten auf ihn ein; überall wurde der große Mann mit Undank belohnt; seine Spanier hatten gehofft, ohne Mühe hier ihre Taschen mit Gold füllen zu können, und verwünschten ihn nun, da dies nicht der Fall war und sie in ein völlig unangebautes Land kamen. Zudem erbitterten sie die Eingebornen so gegen sich, daß diese sie zu vertilgen suchten; allein durch das Feuergewehr, Reiterei und große Hunde wurden die Spanier bald ihrer Meister.

Während nun Columbus auf weitere Entdekkungen und nähere Erfahrungen des bereits entdeckten Landes auslief, Jamaika auffand und Kuba umschiffte, suchte derjenige, den er in seiner Abwesenheit zum Befehlshaber der Truppen zurückgelassen hatte, (er hieß Margarita) dieselben zur Empörung zu verleiten, auch der aus Spanien mitgekommene Priester Boil (ein Lehrer der Religion Jesu!) unterstützte ihn hierin nach besten Kräften. Da der Plan dieser Bösewichte mißlang, so entflohen sie nach Spanien, um den großen Mann bei dem so argwöhnischen König anzuschwärzen. Bei seiner Rückkehr nach Hispaniola fand Columbus zu seiner großen Freude seinen Bruder Bartholomäus, der ihm aus Spanien Hülfe an Mannschaft und Lebensmitteln brachte. Er konnte indessen nicht ruhig seyn, da er wohl wußte, wie Margarita und Boil ihn verdächtig zu machen suchen würden, weßhalb er sich genöthigt sah, den armen Indiern einen Tribut an Baumwolle und Goldkörnern aufzuerlegen, um dem König zu zeigen, daß seine Entdeckungen etwas werth seyen; so wehe es seinem menschenfreundlichen Herzen auch that, diese von Jugend auf zur Unthätigkeit gewöhnten Leute zu einer solchen Sklaverei zu zwingen. Bald erschien auch auf die gehässige Schilderung seiner Feinde ein spanischer Kammerjunker, Namens Aguado, als Bevollmächtigter, der, von Stolz aufgebläht, ihn sogleich vor seinen Richterstuhl ziehen wollte. Columbus ließ seinen Bruder Bartholomäus als Befehlhaber zurück und eilte selbst nach Spanien, wo sein bloßer Anblick hinreichte, den König und die Königin zu beschämen, und der nicht unansehnliche Tribut an Goldkörnern, Baumwolle u. s. w. ihm vollends ihre Herzen gewann.

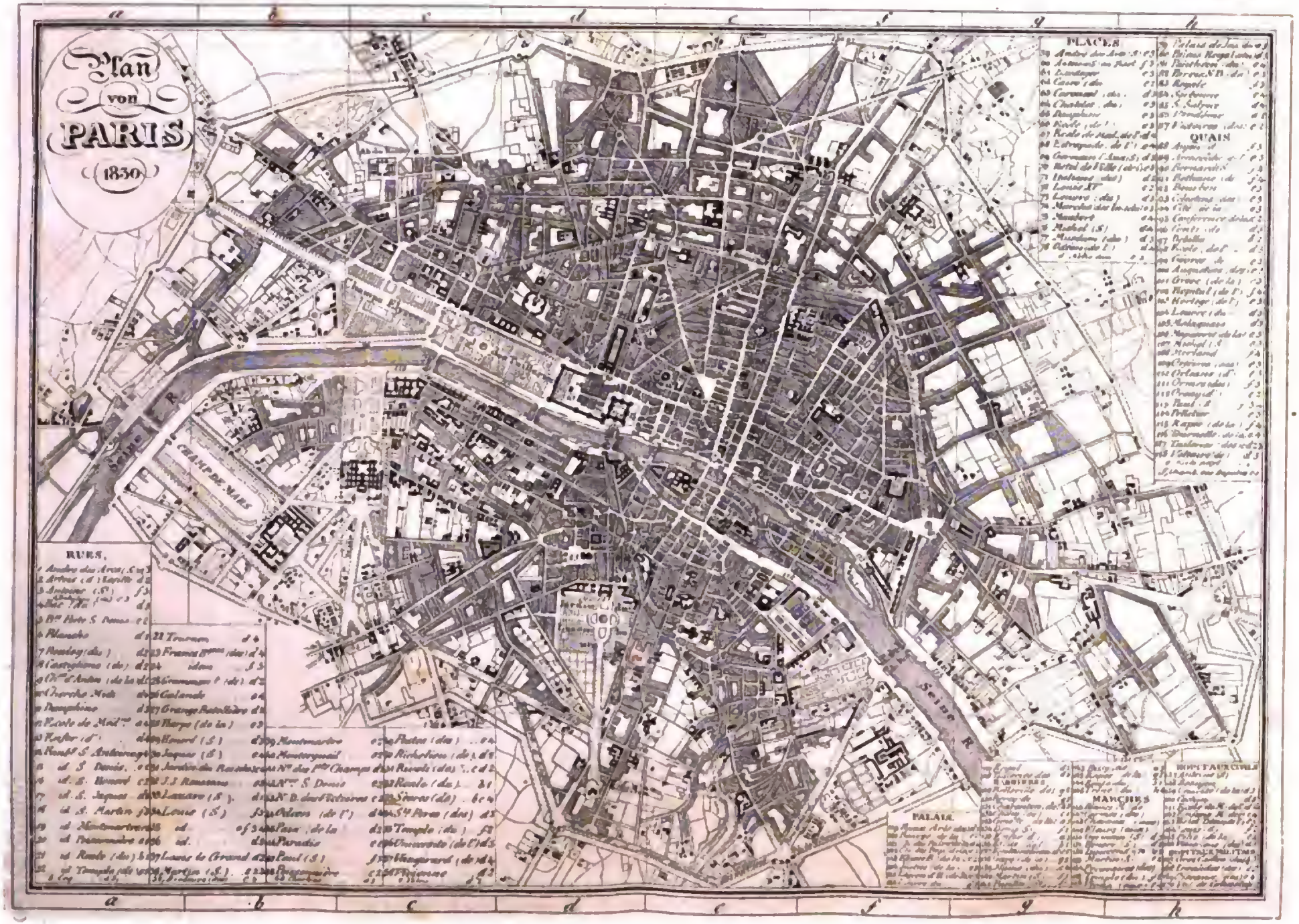
Zwei Jahre verzögerte sich indessen die Ausrüstung einer neuen Flotte, mit der er anfangs gegen Süden, dann aber, der ungeheuren Hitze wegen, gegen Westen steuerte und die Insel Trinidad entdeckte, bei der sich der Oronokostrom mit so großer Gewalt ins Weltmeer stürzt, daß seine Schiffe fast zertrümmert wären und er sich nur mit Mühe durch eine Meerenge, der er ihres schrecklichen Ansehens wegen den Namen Drachenschlund gab, retten konnte. Aus der furchtbaren Gewalt des Oronokostromes schloß er, daß er von keiner Insel, sondern vom festen Lande kommen müsse, und indem er die Küste von Kumana entlang fuhr, überzeugte er sich, daß er das feste Land des neuen Welttheils jetzt entdeckt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google


Plan von PARIS 1830
PLACES
QUAIS
RUES
MARCHÉS
PALAIS
CHAMP DE MARS
Seine R.

No. 35. Dritter Jahrgang 1830. (141)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Die Stadt Paris.

(Mit Plan.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXXV.

Paris, das in so vielfacher Hinsicht die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Welt auf sich zieht; wo Bildung, Kunst, Reichthum und Luxus zu einer bewundernswürdigen Höhe gestiegen sind; — das bis zur Uebertreibung für einen großen Theil der übrigen Welt ein Vorbild in Geschmack und Mode ist; — das in älterer und neuerer Zeit so oft der Schauplatz großer Auftritte, blutiger Händel und Staatsumwälzungen war, welche in den Annalen der Geschichte ewig denkwürdig bleiben werden; — Paris ist eine jener großen Städte, die wohl jeder Gebildete gerne näher kennen lernen möchte. Vielleicht sind die vielen Beschreibungen dieser Stadt manchem unserer Leser zu weitläufig und wir hoffen daher, daß ein gedrängtes Bild davon nicht unwillkommen seyn dürfte.

Paris liegt in einer fruchtbaren wohlbebauten Gegend, an den Ufern der Seine. Auf einem Flächeninhalt von ungefähr zehntausend Morgen enthält es gegen dreißigtausend Häuser und hat eine Bevölkerung von mehr als 600,000 Seelen. Das bewegliche Leben der Einwohner, ihre Thätigkeit, ihre Vergnügungssucht und die Menge von sehenswerthen Gegenständen übertrifft alles, was andere Städte in dieser Hinsicht aufzuweisen haben. Paris hat 56 öffentliche Plätze; 22 Märkte, 15 Boulevards und 45 Pfarrkirchen.

Eine lange Zeit ist wohl dahin gegangen, ehe aus dem alten ehemaligen Paris, die jetzt so prachtvolle Stadt geworden ist.

Ueber die Entstehung von Paris herrscht viel Dunkelheit, und man kennt seine ersten Einwohner nicht. Julius Cäsar kam 50 Jahre vor Christi Geburt auf die Insel, die jetzt la Cité genannt wird, einem unbedeutenden kleinen Marktflecken, von den Galliern Lutetia genannt. Die Pariser, eine der Völkerschaften des gallischen Bundes, machten es zu ihrer Hauptstadt, wobei ihnen die Seine als schützender Wall diente. Große Sümpfe, dichtes Gehölz, einen dunklen Wald, nahmen noch den weiten Raum ein, auf dem jetzt Paläste, öffentliche Plätze und Denkmäler prangen.

Wer hätte damals denken sollen, daß dieser armselige Marktflecken einstens in der Pracht mit Theben, in Kunst und Wissenschaft, in Kultur und Luxus mit Athen rivalisiren, daß sie die Hauptstadt eines der mächtigsten Königreiche werden würde. —

Julius Cäsar rief in Paris eine Versammlung aus den gallischen Völkern zusammen, um ihre Angelegenheiten zu ordnen. Kurz darauf mußte er nach Italien zurückkehren, und die Gallier suchten in einem Aufstande, an dem auch die Pariser Theil nahmen, das ihnen aufgelegte Joch abzuschütteln, wurden aber von den Römern wieder bezwungen und zum Gehorsam gebracht. Bei dieser Veranlassung rüstete sich auch Labienus, ein römischer Anführer, an der Insel zu landen; die Pariser aber steckten ihre Wohnungen in Brand, und flüchteten auf die nahen Anhöhen, wo sie nach einem blutigen Kampfe besiegt wurden.

Digitized by Google

Als Cäsar aus Italien zurückgekehrt war, baute er eine neue Stadt auf über den Trümmern von Lutetia, die er befestigte, und die Pariser vertauschten ihre Hütten mit denen der Römer.

Die Römer, 500 Jahre lang Herren der Stadt, vergrößerten sie nach allen Seiten hin, während des Aufenthalts einiger ihrer Kaiser daselbst. Um das Jahr 250 predigte hier St. Denis zuerst das Christenthum und starb als Märtyrer für die Lehre, die er verkündigte, wodurch eine große Menge für das Christenthum gewonnen wurde.

Die Franken eroberten Paris im Jahr 486, und 32 Jahre später schlug Clodwig seine Residenz daselbst auf. Unter den Fürsten dieser Dynastie, Merowinger genannt, die 270 Jahre herrschten, fiel das Land in eine lange Knechtschaft, aber Paris als Eigenthum der Könige erhielt die Freiheit und die Privilegien seines Handels auf der Seine.

Die Fürsten der andern Dynastie, die Karolinger, wohnten nicht in Paris; Karl der Große, obgleich immer auswärts beschäftigt, übte doch einen glücklichen Einfluß auf die Hauptstadt aus.

Unter ihm wurde eine lateinische und eine theologische Schule errichtet, und die Domherrn der Kirche zu Paris bestehen seit seiner Regierung. Unter seinen schwachen Nachfolgern wurde die Stadt das Erbtheil der Grafen von Paris.

Die Normänner, angelockt durch den Reichthum der Hauptstadt, plünderten und verbrannten sie drey mal. Im Jahr 885 wurde sie wieder von ihnen belagert, und vergebens rief sie Karl den Kahlen zu Hülfe. Der Muth der Einwohner aber, von dem Grafen von Eudes angefeuert, zwang die Normänner die Belagerung aufzuheben. Karl ward abgesetzt, die Krone wurde auf den Grafen von Eudes übertragen und unter Hugo Capet, als dieser im Jahr 987 den Thron bestieg, in seiner Familie erblich. —

Die ersten Fürsten dieser Dynastie vergrößerten die Stadt mit schönen öffentlichen Gebäuden und Vorstädten; sie errichteten eine Akademie der Wissenschaften, die bald 20,000 Schüler zählte, aus allen Theilen von Europa.

Unter Philipp August legte man den Grundstein zu der Hauptkirche Notre Dame; man erbaute den Thurm des Louvre, die Kirchen St. Honoré, St. Thomas, St. Nicolas und fing Anno 1184 an die Straßen zu pflastern. Kurz vor seiner Einschiffung zu einem Kreuzzuge gab dieser König, aus Furcht Paris möchte von den Engländern überfallen werden, den Befehl, die Vorstädte mit einer 7 — 8 Fuß dicken Mauer zu umgeben, Paris hatte damals 16 Hauptthore und sein Flächenraum war 739 Morgen groß.

Dem heiligen Ludwig verdankt man mehrere weise und wohlthätige Institute: die Nachtwache aus Bürgern bestehend, in neuerer Zeit die Nationalgarde, die sich bei den neuesten Vorgängen sehr auszeichnete, die Errichtung der Schule der Chirurgen und das Hospital der quinze-vingts. Im Jahr 1370 wurde die Bastille erbaut, unter Karl dem Weisen. Franz I. gründet das Collège Royal; unter ihm baute man zuerst in Paris in griechischem Styl. 1574 wurde der Grund zu den Tuilerien gelegt; 1576 der Pont-neuf erbaut. Heinrich II. erschrocken über die Vergrößerung von Paris, verbot das Bauen. Der von seinem Volke angebetete Heinrich IV. ließ mehrere gerade Straßen aufführen und gründete 1607 das Spital St. Louis, das die vortrefflichsten Einrichtungen und die beste Lage von allen hat. Das Palais Luxembourg wurde 1615 von Maria von Medicis, das Palais Royal 1629 begonnen. Die Statue Heinrichs IV. wurde 1614 auf dem Pont-neuf, die Ludwigs XIII. 1639 mitten auf dem Place Royal aufgestellt; 1622 wurde Paris zum Erzbisthum erhoben.

Unter Ludwig XIV. wurde Paris geziert mit den schönen Plätzen des Victoires und de Vendôme und erhob sich der prächtige Säulengang des Louvres, der Garten der Tuilerien, die elisäischen Felder und das Hôtel des Invalides. Ihm verdankt man noch das Findelhaus, das Observatorium, mehr als 80 neue Straßen, und die Erweiterung und Wiederaufbauung eines großen Theils der Alten.

Unter Ludwig XV. entstand das Palais Bourbon, die Militärschule, der Platz Ludwig XV. und sein Säulengang, mehrere kostbare Paläste in den Vorstädten, und viele in den Straßen errichtete Brunnen.

Ludwig XVI. ließ die Kirche Saint Philippe du Roule, des Capucins de la Chaussée

Digitized by Google

d'Antin, die Théâtres français, italien, das in der Straße Feydeau, die Opéra und die Säle des Boulevards bauen. Einen Umfang von 9,856 Morgen haben seit 1788 die alten Vorstädte von Paris, in welche 56 schön erbaute Thore führen. Im Jahr 1789 beginnt die Revolution; die Bastille wird gestürmt, die Thore werden niedergerissen, die Bildsäulen der Könige zerschlagen, die Kirchen entweiht, 16 Abteyen, 63 Mannsklöster und 70 Frauenklöster zerstört, und Paris bildete einige Zeit ein trauriges Bild von Unordnung, Raub und Zerstörung dar. Doch bald kehrte der thätige Eifer der Franzosen zum Ackerbau und Gewerbe zurück, einige Gelehrte, die das Schicksal rettete aus jener Verwirrung, vereinigten sich in dem Nouvel Institut de France; die polytechnische Schule lieferte von ihrer Entstehung an, Leute von ausgezeichneter Bildung, das Conservatorium der Künste und Handwerke wurde eine Sammlung aller Erfindungen in der Mechanik, das Museum der Naturgeschichte vergrößerte sich, die Spitäler wurden verbessert, Handel und Künste fingen wieder an zu blühen, und in Paris, das kurz vorher von Partheien zerrissen und von Hungersnoth heimgesucht war, herrschte wieder Wohlstand und keine Speculation war mehr zu gewagt für seinen Handel, kein Unternehmen mehr zu groß für seine Mittel.

Napoleon verschönerte Paris mit neuen Quais (Kay's), Brücken, Brunnen, prachtvollen Straßen, Marktplätzen, geräumigen Hallen für den Handel und mit einem weiten Magazine, um Paris vor Hungersnoth zu bewahren. Er ließ das Louvre vollenden, und bereicherte sein Museum mit den, in ganz Europa eroberten Meisterwerken von Malerei und Bildhauerkunst. Er verschönerte die öffentlichen Plätze, das Palais Luxemburg und sein Garten, ließ den Grund legen zur Börsenhalle und zum Handelstribunal, und die im Revolutionssturm zerstörten Kirchen werden wieder hergestellt. Man gibt die Summe der Kosten für alle diese Arbeiten, die in den ersten 12 Jahren dieses Jahrhunderts in Paris ausgeführt wurden, auf 204 Millionen an, wovon die eine Hälfte die Stadt, die andere der Staatsschatz trug.

Ludwig XVIII. ließ mehrere Straßen bauen, die Bildsäule Heinrich IV. wieder aufrichten, und die Ludwigs XIV. wieder auf dem Platze des Victoires aufstellen. Eine Sühnungskapelle endlich bezeichnet den Platz, wo die Ueberreste des Märtyrerkönigs und der Maria Antoinette 22 Jahre ohne Ehrenzeichen begraben lagen, und der Bau der Magdalenenkirche wird fortgesetzt, um diesen unglücklichen Schlachtopfern neue Beweise von Achtung und Mitleid zu geben.

Die Entdeckung Amerika's durch Christoph Columbus im Jahr 1492 nach Christi Geburt.

(Fortsetzung von Seite 140.)

Nachdem er nun die Küste hin und her befahren und die Eingebornen etwas kennen gelernt hatte, segelte er Krankheits halber wieder nach Hispaniola, wo aber Unannehmlichkeiten ihn in Menge trafen. Während sein Bruder Bartholomäus mit einem Theile seiner Mannschaft in die noch unbekannten Theile der Insel gezogen war, blieb der Oberrichter Roldan zurück, hetzte die Spanier auf, zog die meisten auf seine Seite, lehnte sich gegen Columbus auf und überredete den größten Theil der Mannschaft von 3 dem letztern zur Unterstützung nachgeschickten Schiffen mit ihm zu rauben und zu plündern, wo sie könnten. Columbus zog zuerst die wenigen treu gebliebenen an sich, machte darauf eine Amnestie für diejenigen bekannt, die zu ihrer Pflicht zurückkehren würden, und durch Güte, Klugheit, so wie durch seine fleckenlose Rechtschaffenheit gelang es ihm wirklich, den Aufruhr ohne Blutvergießen zu dämpfen. Nun schickte er ein Schiff mit der Nachricht von der Entdeckung des festen Landes, mit den Proben der Produkten, die in Perlen, Goldklumpen u. s. w. bestanden, nach Spanien ab und meldete zugleich die Empörung des Roldan, der mit seinen Genossen aber auch nicht ermangelte, ihn beim König auf das Gräßlichste anzuschwärzen.

Leider fand die Stimme der Verleumdung bei diesem mehr Gehör, als die der Wahrheit, da auch

Digitized by Google

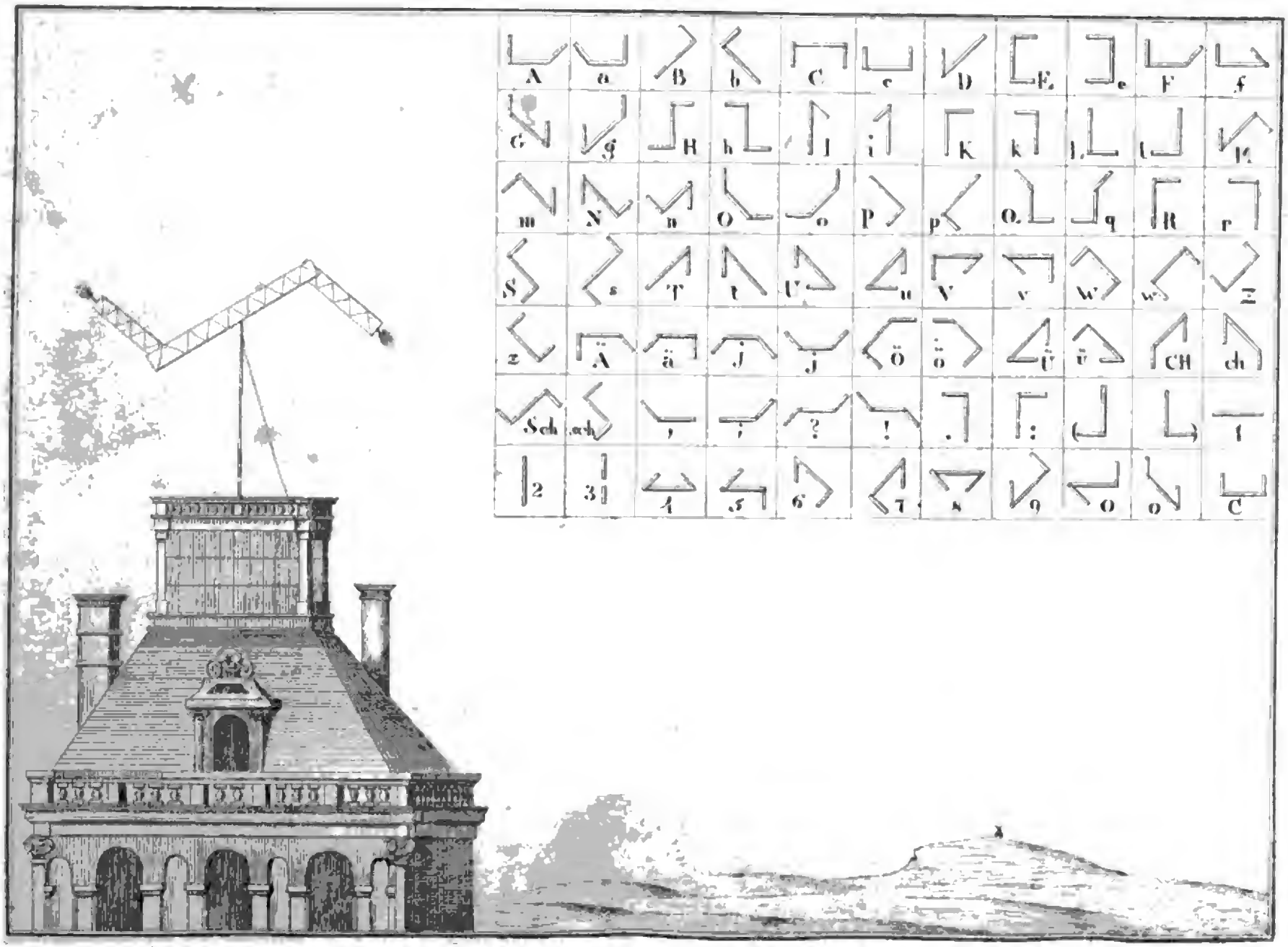
viele Mißvergnügte, die in ihren Erwartungen, schnell in Amerika reich zu werden, getäuscht nach Europa zurückkehrten und den Columbus, als den Stifter ihres Unglücks betrachtend, überall verhaßt zu machen suchten. Es wurde also, während dieser Tag und Nacht in Waffen war, um neue Aufstände und Unordnungen zu unterdrücken, während sein durch Leiden, Entbehrungen und Kränkungen aller Art zerrütteter Körper unter der Last der für seinen König unternommenen Anstrengungen fast erlag, von diesem ein neuer Bevollmächtigter, Franz von Bovadilla, abgeschickt, der sein Betragen untersuchen, nöthigenfalls ihn absetzen und seine Stelle einnehmen sollte. Dies letztere nun war seine Absicht, weßhalb er, kaum auf Hispaniola angekommen, Haus und Güter des Abwesenden in Besitz nahm, ihm den Befehl des Königs zusandte, worin er angewiesen wurde, dem Bovadilla zu gehorchen und Rechenschaft von ihm verlangte. Wie ein Donnerschlag traf dies den Columbus, dessen unabläßige Bemühungen die Insel endlich wieder beruhigt, den Spanier und Indier zur Ordnung und zum Gehorsam gebracht, der so eben die reichsten Bergwerke eröffnet und mit dem Anbau des Landes den glücklichsten Anfang gemacht hatte. Doch keinen Augenblick bedachte sich der große Mann seinem ungerechten Richter zu gehorchen; so wie er erschien, ließ der Unmensch ihm Ketten anlegen, den Prozeß gegen ihn eröffnen und ohne Umstände zum Tode verurtheilen. Doch zu feige, um das Urtheil zu vollstrecken, weil er sich vor der Verantwortung fürchtete, schickte er ihn und seine beiden gleichfalls gefesselten Brüder, jeden auf einem besondern Schiffe nach Spanien, wo er hoffte, daß sein mächtiger Vetter, der Bischof von Bajadas, Columbus geschworner Feind, dafür sorgen werde, daß das Todesurtheil vollzogen würde. Kaum war der Kapitän des Schiffes auf der See, als er ihm ehrerbietig die Fesseln abnehmen wollte, doch Columbus litt es nicht und behielt sie bis zu seiner Ankunft in Spanien. Hier sollte er mit seinen Brüdern sogleich dem Bischof von Bajadas übergeben werden, allein ein treuer Bootsmann verließ heimlich das Schiff und überbrachte der Königin einen Brief von ihm. Voll Erstaunen über ein solches Betragen des Bovadilla und den Abscheu Europas befürchtend, gaben der König und die Königin Befehl, ihn mit seinen Brüdern sogleich in Freiheit zu setzen und schickten ihm etwas Geld, damit er anständig bei Hofe erscheinen könnte. Er kam, warf sich vor dem Throne nieder und war lange unfähig, im Gefühl seiner Kränkung zu reden; endlich ermannte er sich, rechtfertigte sich und stellte die Verläumdungen seiner Widersacher in hellem Lichte dar. Ferdinand und Isabella drückten ihm ihr Bedauern aus und versicherten, daß das Vorgefallene ohne ihr Wissen geschehen sey. Bovadilla wurde sogleich abgesetzt, allein nicht Columbus, der sich vergeblich auf seine Rechte berief, sondern ein gewisser Ovando zum Statthalter ernannt. Vergeblich flehte jener um Gerechtigkeit, die ihm verweigert wurde; er mußte auch diese Kränkung ertragen und noch dazu von vielen hochweisen Herren, die sich ihr Leben lang keinen Wind hatten um die Nase wehen lassen, hören: die Entdeckung Amerika's sey gar keine Kunst gewesen, das hätte jeder andere eben so gut gekonnt. Einst saß er auch mit vielen von solchen gelehrten hochstudirten Leuten zu Tische, als eben gesottene Eyer aufgetragen wurden, was meint ihr wohl, sagte Columbus, könnt ihr ein Ey so auf die Spitze stellen, daß es ohne weitere Haltung stehen bleibt. Einer versuchte es nach dem andern, jeder zerbrach sich den Kopf darüber und erklärte endlich die Sache für unmöglich. Nun so seht denn, rief Columbus, nahm ein Ey und stieß es so weit ein, daß es auf der eingedrückten Spitze stehen blieb. Ja, das hätten wir auch gekonnt, riefen alle. Nun warum thatet ihrs denn nicht? fragte Columbus.

(Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



Telegraph.

Digitized by Google

N.ro 36. Dritter Jahrgang 1830. (145)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 3. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Beschreibung des Telegraphen.

(Mit Abbildungen.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXXVI.

In dem Leben und Treiben der Welt, — in den großen Angelegenheiten der Staaten, im Frieden wie im Krieg, ist es oft alleine die größere Schnelligkeit der Ueberbringung von Nachrichten, Befehlen und Anordnungen, welche deren Werth und vollständige Wirksamkeit bedingt. Was aber auch die menschlichen Kräfte vermochten, um solche Botschaften mit möglichster Geschwindigkeit zu überbringen, so blieben doch immer die Mittel, die man dazu kannte, sehr unzulänglich, bis es in der neueren Zeit den Franzosen glückte, nach früher gemachten, aber nicht zur Ausführung gekommenen Vorschlägen, die längst bestandene Signalkunst, wie man sie auf den Schiffen ausübt, dergestalt zu vervollständigen, daß ihre Anwendung nun dazu dient, die Nachrichten mit einer nie gekannten Schnelligkeit in die entferntesten Gegenden zu übersenden. So erhält man jetzt in Paris, mittelst Telegraphen, die Nachrichten von Lille (eine Entfernung von 60 Stunden) in 2 Minuten, von Calais (68 Stunden) in 4 Minuten, 5 Sekunden; von Straßburg (120 Stunden) in 5 Minuten, 52 Sekunden; von Toulon in 13 Minuten, 50 Sekunden; von Bayonne in 14 Minuten; von Brest (150 Stunden) in 6 Minuten, 50 Sekunden.

Diese auf den ersten Anblick unbegreiflich scheinende, so nützliche und wichtige Einrichtung verdient wohl, daß man sie näher kennen lerne.

Man sagt, es sey eine sehr alte Erfindung, die nicht den Franzosen und der neueren Zeit angehöre; denn die Römer und Griechen hätten schon eine Art von Telegraphen gehabt, und insbesondere habe Dr. Hooke 1684 eine Maschine erfunden, um seine Gedanken in der Ferne durch Zeichen mitzutheilen. Diese Angaben sind auch keineswegs in Abrede zu stellen, und wir wissen ja, daß selbst die Perser schon eine Art hatten, mittelst der Stimme ihre Nachrichten zu versenden, welche gewissermaßen eine telegraphische Einrichtung war. Sie stellten nämlich Personen von starker Kehle, in gewissen Entfernungen auf erhabne Orte, durch welche sie Befehle bis auf eine Entfernung von 30 Tagreisen, in einem Tage, durch Zuruf überbringen ließen.

Allein das war unsicher und unvollkommen. Der erste, der sich mit seinen Vorschlägen mehr der jetzt ausgeführten Art von Telegraphen näherte, war Bergsträßer in Hanau, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Buch darüber schrieb. Allein der Vorschlag trat damals noch nicht ins Leben. Die Franzosen vervollkommten den Plan

Digitized by Google

und führten ihn während der Revolution aus. Zwischen Lille und Paris wurden zuerst Telegraphen aufgestellt, und man gewahrte bald ihren großen Nutzen in dem damaligen Krieg.

Nun nennt man also die Kunst Nachrichten mittelst Zeichen in möglichster Schnelligkeit an entfernte Orte zu bringen, — die Telegraphik; und das Instrument, welches dazu dient, die bestimmten Zeichen zu dieser Ueberlieferung zu machen, den Telegraphen.

Auf der anliegenden Tafel ist die Abbildung eines Pariser Telegraphen zu sehen, welchen Herr Chappe zuerst auf dem Louvre, dem Carousselplatze gegenüber, angelegt hat. Die Stelle, auf welcher er sich befindet, ist eine Art Observatorium über dem Dache, von viereckiger Form und platt gedeckt. Die 4 Seiten sind ganz mit Glas ausgesetzt, damit man sich allenthalben umsehen kann, und aussen herum läuft eine Gallerie. Aus der Mitte dieses Observatoriums steigt eine eiserne Stange empor, an welcher, in einer Höhe von 12 Fuß, ein eiserner, mit der Nationalfarbe bemahlter breiter Flügel, der sich um eine Achse dreht, befestigt ist. Dieser Flügel hat die Länge von 9 Fuß und die Breite von 9 bis 10 Zollen. Durch einen leichten Mechanismus kann er von dem Fensterzimmer aus in jede beliebige Richtung gebracht werden. An den beiden Enden dieses Hauptflügels sind 2 andere kleinere, zwar von gleicher Breite mit dem großen, aber nur von halber Länge angebracht, welche sich gleichfalls um Bolzen drehen und alle mögliche Richtungen annehmen können. Wenn die Maschine ruht, sind diese Nebenflügel eingeschlagen und liegen platt auf dem Hauptflügel, so daß sie von unten her nicht wahrzunehmen sind. Die möglichen Richtungen beschränken sich übrigens bloß auf die Winkel 45, 90, 135, 180, 225, 270 und 315 Grade.

Auf der Tafel ist zugleich auch ein Alphabet, welches durch diese Richtungen gebildet werden kann, dargestellt. Jeder Hauptrahme wird ohne Arme in 4 Hauptlagen gesetzt, nämlich in die senkrechte, in die horizontale und in die beiden diagonalen von der rechten zur linken und von der linken zur rechten Hand. Dagegen geschieht die Bewegung der kleinen Flügel an der großen Rahme immer von 45 zu 45 Graden, folglich kann jeder derselben 7 Stellungen gegen die große Rahme annehmen, und 7 Stellungen gegen jede der 7 Lagen des andern Arm. Es entstehen daraus nach den Regeln der Combination, mit Inbegriff der einzelnen Stellung der kleinen Arme gegen den großen Rahmen, 63 Veränderungen.

Multiplicirt man diese 63 mit den verschiedenen Stellungen des Hauptflügels, so erhält man 252, und addirt man hierzu diese 4 Hauptstellungen, so erhält man 256 Figuren, aus welchen man die bequemsten ausgewählt hat. Die großen und kleinen Buchstaben, Verbindungszeichen, Ziffern, erfordern zusammen nicht mehr als 70 Zeichen; diese stellt die Maschine nach Vorschrift des Textes nach und nach in einer mäßigen, aber nicht langsamen Bewegung dar. In jeder bedeutsamen Stellung ruht die Maschine eine kurze Zeit, bloß um bemerklich zu machen, daß sie geltend und nicht gehend ist. Die Weite zu welcher der Telegraph unmittelbar schreiben kann, ist gleich mit derjenigen, aus welcher er vermittelst einer guten Spiegeltelescope scharf und deutlich mit seinem Spiele noch zu erkennen ist. Diese ist nach der Erfahrung in der Ebene 6 bis 8 Stunden; der nächste Telegraph von Paris nach Lille zu, ist zu Montmartre, nur eine kleine Meile von dem Pariser, weil ein Berg die fernere Aussicht verhindert. Es müssen daher Zwischen-Telegraphen angelegt werden. Von Paris bis Lille sollen deren 10 bis 12 erforderlich seyn. So wie der nächste die Schrift vom ersten bemerkt, wiederholt er sie sogleich, woraus nicht allein der erste Schreiber beurtheilen kann, daß ihn der andere verstanden hat, sondern wodurch auch zugleich der Dritte davon benachrichtigt wird. Auf dem Observatorium der Telegraphen sind allenthalben Leute

Digitized by Google

angestellt, welche beständig auf ihre benachbarten Telegraphen durch Fernröhre Acht geben, und von Zeit zu Zeit wie Schildwachen abgelöst werden. Bei Nachtzeit erstattet der Telegraph seinen Bericht durch Fackeln, die auf den Enden der Haupt- und Nebenflügel angebracht werden.

Die Entdeckung Amerika's durch Christoph Columbus im Jahr 1492 nach Christi Geburt.

(Beschluß von Seite 144.)

Als er nach 2 Jahren die erlittenen Kränkungen etwas verschmerzt hatte, hielt er noch einmal um die Ausrüstung einer Flotte an, weil er vermuthete, daß zwischen dem festen Lande des neuen Welttheils und Ostindien vielleicht noch ein großes Meer wäre, was er zu erforschen wünschte, um dort eine Durchfahrt zu finden. Um seiner los zu werden, befahl der König, 4 kleine elende Schiffe für ihn auszurüsten, mit denen jeder andere vor einer solchen Reise zurückgebebt seyn würde. Columbus ließ sich nicht abschrecken, ging im Frühling des Jahres 1502 unter Segel und kam nach Hispaniola, wo ihm der feindselige Ovando die Landung verweigerte. Er wollte nur den Sturm, den er vermuthete, hier abwarten; vergebens. — Ovando verlachte ihn, und schickte, seiner Warnungen ungeachtet, eine ansehnliche Flotte nach Spanien; der Sturm stellte sich ein, Columbus hatte seine Vorkehrungen getroffen und hielt ihn glücklich aus; doch von der ganzen reich beladenen Flotte des Ovando kamen nur 3 Schiffe davon, 15 wurden ein Raub der Wellen, Roldan und Bovadilla gingen mit unter; von den geretteten drei Schiffen mußten 2 in der kläglichsten Verfassung nach Hispaniola zurückkehren, und nur eins, gerade das, welches des Columbus Vermögen an Bord hatte, kam glücklich nach Spanien. Er suchte nun das feste Land auf, segelte von der Küste Gracias a dios bis Portobello, fand aber die gesuchte Durchfahrt nicht. Er kehrte wieder um, segelte nach einer Gegend, die Veragua heißt, und wollte hier, weil es da reiche Goldgruben gab, eine Colonie anlegen, doch durch die Feindseligkeiten der Wilden wurde er gezwungen, den Plan aufzugeben. Eins seiner Schiffe ging zu Grunde, mit den andern 3, die sehr beschädigt waren, suchte er Hispaniola zu erreichen, allein an der Küste des festen Landes scheiterte das zweite Schiff und nur seiner großen Geschicklichkeit gelang es, die 2 noch übrigen gerade in dem Augenblicke, wo sie sinken wollten, an der Küste von Jamaika auf den Strand laufen zu lassen. An Ausbesserung war hier nicht zu denken, doch wohnte er noch mit seinen Leuten auf diesen Wracks und suchte sie soviel als möglich vor Ausschweifungen gegen die Eingebornen abzuhalten; da man diese nun freundlich behandelte, so vertauschten sie Lebensmittel gegen allerlei europäische Spielereien. Hier mußte aber weitere Hülfe geschafft werden, wenn nicht der berühmte Weltentdecker sein Leben unter diesen Wilden beschließen wollte. Er kaufte ihnen einige ihrer Kähne ab, die freilich so erbärmlich waren, daß der kleinste Windstoß sie umwerfen konnte; dennoch entschlossen sie sich, trotz des, wie es schien, unvermeidlichen Unterganges, zwei brave Männer, Mendez und Fieski, jener ein Spanier, dieser ein Genueser, die Fahrt nach Hispaniola damit zu machen, um dort Hülfe zu erlangen. Der Himmel schützte sie; nach vielen Gefahren kamen sie glücklich dort an. Wochen und Monate vergingen, ohne daß Columbus das Geringste von ihnen hörte, es verstrich ein halbes Jahr und alle glaubten nicht anders, als daß die redlichen Männer ein Opfer ihres Muthes geworden wären: alle Subordination verschwand bei seinen

Digitized by Google

Leuten, die schlechten rotteten sich zusammen (sie hätten ihn fast ermordet) durchstreiften die Insel und wütheten aus Habgier und Brutalität gegen die Eingebornen. Diese zogen sich ganz aus der Gegend zurück und hörten auf, ihm Lebensmittel zu bringen; nur seine Klugheit rettete ihn vor dem Hungertode. Er hatte eine Mondfinsterniß berechnet und ließ den Wilden sagen, der Gott der Himmel und Erde erschaffen habe, werde sie bestrafen, wenn sie aufhörten, ihm, dem Verehrer desselben, mit Lebensmitteln aufzuhelfen; zum Zeichen desselben werde der Mond in der nächsten Nacht mit einem vor Zorn verfinsterten Antlitze aufgehen. Anfangs verlachten sie ihn, doch mit Schrecken sahen sie, daß die helle Scheibe des Mondes wirklich verfinstert wurde, und da dies immer zunahm, so baten sie schreiend und weinend, den furchtbaren Gast, die Strafe abzuwenden und versprachen, Lebensmittel, so viel er verlangte, zu bringen. Columbus versprach es und sagte ihnen, Gott wolle ihnen verzeihen, weil sie ihren Sinn geändert hätten, in kurzer Zeit werde die Verfinsterung wieder abnehmen; da nun auch dies geschah, so priesen sie seinen Gott und versorgten ihn reichlich mit Lebensmitteln.

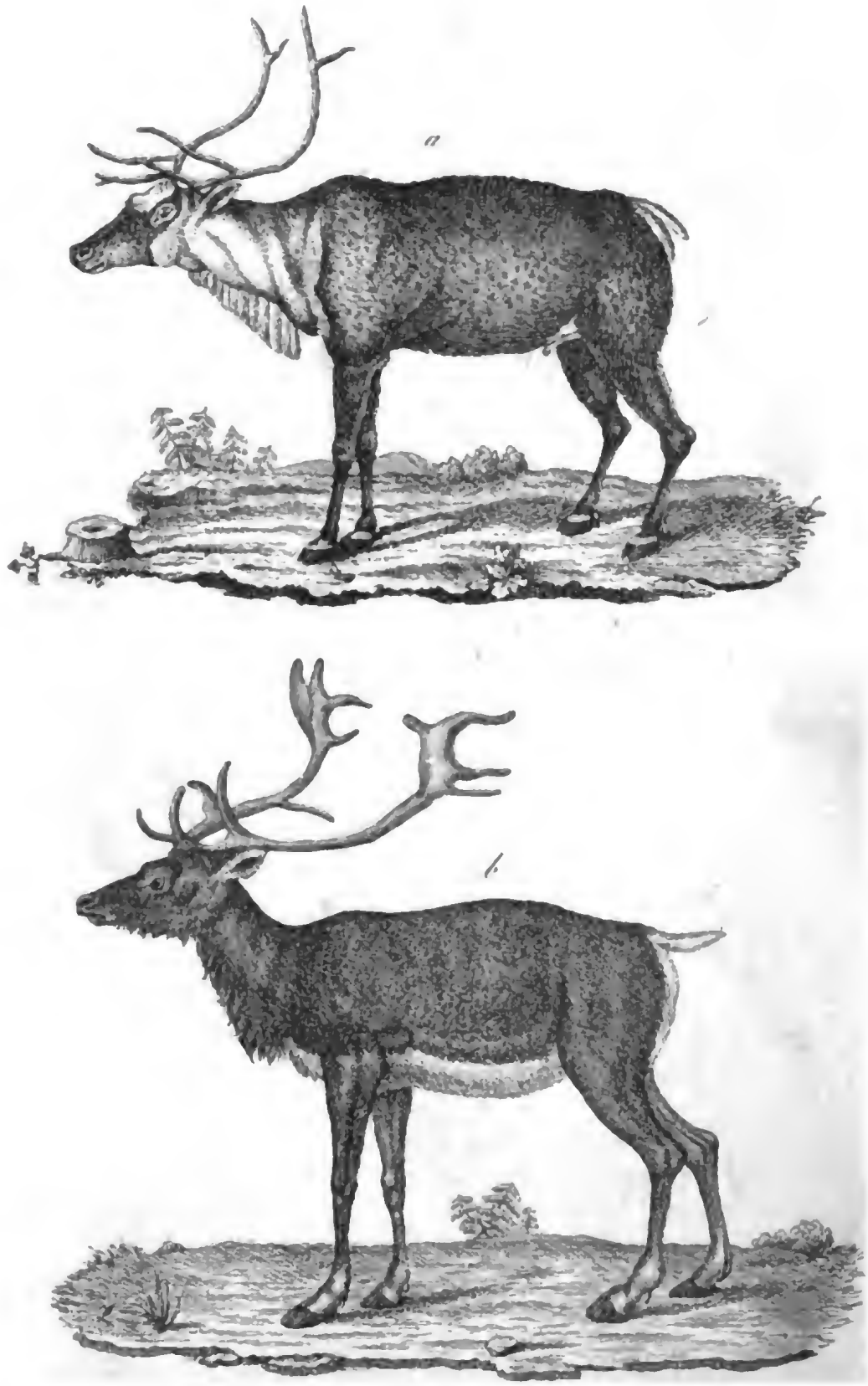
Endlich sah sich, da Columbus selbst krank war, sein Bruder Bartholomäus genöthigt, mit seinen wenigen Leuten dem Unfug der Aufrührer mit den Waffen zu steuern; mehrere fielen unter seinem Schwerdt, andere wurden gefangen und der Ueberrest ergriff die Flucht. Diese ließen um Gnade bitten, die ihnen auch gewährt wurde, nur die Häupter blieben in Banden. Nach einem Jahre hatten Mendez und Fieski die Erlaubniß zur Erkaufung eines Schiffes vom Ovando erlangt, weil dieser fürchtete, vom spanischen Hofe zur Verantwortung gezogen zu werden, wenn er den so verdienstvollen Mann noch länger hülflos ließe. Es erschien auf Jamaika, da niemand es mehr vermuthete; alle schifften sich freudig ein und segelten nach St. Domingo; sobald man hier mit der Ausrüstung zweier Schiffe zu Stande gekommen war, ging Columbus nach Spanien unter Segel. Mit einem durch Stürme und Ungewitter halb zertrümmerten Schiffe (das andre hatte er gleich wieder nach Hispaniola zurückschicken müssen, weil es zu stark beschädigt wurde) erreichte er mit genauer Noth den Hafen St. Lukar in Andalusien. Gleich die erste Nachricht, die er hier erhielt, war die, daß seine Beschützerin Isabelle gestorben sey. Vergebens verlangte er vom König die Erfüllung seiner Versprechungen; kalt wurde er empfangen und mit nichtswürdigen Entschuldigungen hingehalten. Endlich machte der Himmel seinem Leiden ein Ende, erschöpft von Anstrengungen und Kränkungen aller Art starb er zu Valladolid im Jahr 1506 nach Christi Geburt. Auf seinen Befehl gab man ihm seine Ketten mit ins Grab. Sein Sohn Diego erlangte endlich durch die Verbindung mit einer Nichte des Herzogs von Alba die Erfüllung des mit seinem Vater abgeschlossenen Vertrags, ohne diese Verbindung hätte er sein Recht schwerlich gefunden.

Columbus war, nach Erzählung der Geschichtschreiber, von Person groß und wohlgebildet, er hatte ein längliches Gesicht, eine Habichtsnase, blaue muntre Augen, in der Jugend röthliche Haare, die aber durch Drangsale und Arbeiten frühzeitig weiß wurden. Er hatte eine dauerhafte Leibesbeschaffenheit, große Stärke und Behändigkeit, war gegen jedermann freundlich und bescheiden und blieb in allen Lagen seines Lebens gelassen. Nur einige Flecken entstellen ihn bei der Behandlung der Indianer, sonst lebte und handelte er wie ein wahrer Christ.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



a, Lappländisches Rennthier. — b, Sibirisches Rennthier.

Digitized by Google

No.ro 37. Dritter Jahrgang 1830. (149)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt mit fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Das Rennthier.

(Mit Abbildungen.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXXVII.

Wie in der heißen Zone den Söhnen der Wüste zum Zuge durch ihre glühenden Sandgefilde, die nur hier und da bewohnbare Strecken enthalten, das so nützliche und unentbehrliche Kameel verliehen wurde, so gab die ewige Vorsicht, die mit unendlicher Weisheit und Liebe für alle Wesen besorgt ist, auch den Bewohnern des höchsten Nordens in ihren, von ewigem Schnee und Eise erstarrten Gegenden, als einen vollständigen Ersatz für alle ihnen sonst fehlenden Hausthiere, das Rennthier, das dort ganzen Völkerschaften fast alles zum Leben Nothwendige darbietet. Es gehört zu dem Geschlechte des Hirsches, mit dem es auch an Gestalt viele Aehnlichkeit hat, nur der kürzern Beine wegen ist es nicht so hoch als dieser, übertrifft ihn aber im Umfang des Körpers; sein grosses Geweih, das bei den Weibchen etwas kleiner ist als bei den Männchen, biegt sich vorwärts, endigt bey dem lappländischen Rennthier (Fig. a.) spitz, bei dem Sibirischen (Fig. b.) hingegen schaufelförmig; beide wechseln, wie der Hirsch, ihre Geweihe; das Männchen wirft dieselbe von Ende Novembers bis Januar ab, das Weibchen behält sie bis May oder Juny.

In Lappland haben die Rennthiere gewöhnlich eine bräunlich-aschgraue Farbe; in Sibirien sind sie weiß. Vorn an der Brust ist das Rennthier mit einer Art Mähne versehen, beim Laufen erregt es ein lautes Geklapper, was, wie einige behaupten wollen, von seinen Gelenken herrührt, die bei Bewegungen knacken sollen. Im September begatten sich die Rennthiere und Anfangs Juni bringt das Weibchen 1 oder 2 Junge zur Welt. In dem höchsten bewohnbaren Norden Europas, Amerikas und Asiens ist ihr Vaterland, ja sie leben sogar in Gegenden, wo der Mensch es nicht wagte, seine Wohnsitze aufzuschlagen, wie z. B. in Spitzbergen und Novaja Sembla, und finden selbst in diesen öden Gegenden, von denen man fast vermuthen sollte, daß kein lebendes Wesen dort ausdauern könne, ihren Unterhalt, der hauptsächlich aus Rennthierflechten (irrig oft Rennthiermoos genannt) besteht, die sie unter dem mehrere Fuß tiefen Schnee, theils mit den Füßen, theils mit den Schaufeln ihres Geweihes hervorzuscharren wissen. Dies ist ihre Hauptnahrung, sonst besteht dieselbe auch aus Baumknospen, Gesträuchen, Gräsern und Blättern, die in diesen kalten Ländern fortkommen. Wenn durch Regen oder Thau der Schnee eine feste Eisrinde bekommen hat, dann muß der Mensch, dem sie als Hausthiere dienen, ins Mittel treten, um sie vor dem Hungertode zu retten; er haut Tannen und Fichten um, von deren Nadeln und jungen Sprossen sie sich dann nähren. Sie machen fast den ganzen Reichthum der Lappländer, Samojeden, Koriäken, Tungusen u. s. w. aus, und die Reichen unter ihnen besitzen Heerden von Tausenden; theilweise leben sie wild; um nun diese wilden in ihre Gewalt zu bekommen, bedienen sich manche Völker folgenden Mittels: sie

Digitized by Google

richten ein zahmes Rennthier so ab, daß es sich zu einem wilden begibt, bald mit ihm vertraut ist, Sprünge macht, sich mit ihm herumjagt und es auf diese Weise in den Schuß des Jägers bringt. Will man dasselbe lebendig fangen, so befestigt man einem so abgerichteten Rennthiere Schlingen an den Hörnern, die dasselbe seinem wilden Kameraden spielend umzuwerfen weiß, und auf diese Weise zieht es ihn mit sich fort.

Man bedient sich ihrer als Pferde, spannt sie vor den Schlitten und fährt, ohne besondere Anstrengung, 20 deutsche Meilen in einem Tage mit ihnen; ihrer breiten Füße wegen laufen sie mit großer Sicherheit über den Schnee hinweg, ohne tief einzusinken. Sie sind sanft, gutmüthig und leicht zu zähmen. Sie geben zwar nur wenig, aber äußerst nährende und wohlschmeckende Milch, die so dick ist, daß man durch bloßes Schütteln Butter erhält. Der Nordländer benutzt alles an ihnen, ihr Fleisch (das selbst Europäer dem Hirschfleische vorziehen) und ihre Milch dienen ihm zur Speise, das Mark, so wie die geräucherte Zunge gehören sogar zu den Leckereyen, das Blut ißt er in Suppen, aus dem Fell macht er sich Kleider, Stiefel, Betten, Zelte, aus den Sehnen Zwirn, aus den Knochen Nadeln, die Blase braucht er als Branntweinflasche, sogar den Unrath des Magens ißt er, wenn er noch warm ist, als eine sehr gesunde Speise. In Grönland sind die Rennthiere noch wild, und ihre Jagd beschäftigt die Grönländer den ganzen Sommer über. Man hat mehrere Versuche angestellt, sie auch nach Deutschland zu verpflanzen, allein das Klima ist hier schon zu milde für sie, sie konnten nicht fortkommen und starben.

Der Wolf und mehrere Arten von Bremsen sind ihre Feinde; der erstere fällt bei Stürmen und Regen, wo Hirt und Hund sich vor dem Unwetter zu schützen suchen und deßhalb ihn oft aus der Acht lassen, die Heerden am liebsten an, springt gleich nach der Kehle, erwürgt sie und schleppt sie fort. Die Bremsen lassen sie ihren Stachel fühlen und legen ihnen Eyer in die Nase oder unter die Haut. Wenn diese nun Larven werden, so fressen sie an ihnen, bis sie sich verpuppen, dadurch entstehen Beulen, die oft schlimm genug werden. Als die Römer Deutschland zuerst kennen lernten, soll es auch da Rennthiere gegeben haben, so wie aber durch Ausrottung der Wälder und Austrocknung der Sümpfe das Clima milder wurde, konnten sie hier nicht mehr fortkommen.

Carl v. Rügen.

Kurze Beschreibung von Paris.

(Fortsetzung von Seite 143.)

Das beste Mittel, die Oertlichkeit von Paris kennen zu lernen, ist der Plan der Stadt, mit dem man sich nothwendig bekannt machen muß. Man sieht daraus, daß es von der Seine in zwei ungleiche Theile getheilt wird, von denen der nördliche zwei Drittheile ausmacht. Ganz Paris ist von einem Walle (Boulevard) umgeben, an dessen Rand sich eine fast 6 Stunden lange Mauer hinzieht; 58 Thore führen in die Stadt, und auf die großen Thore stoßen 28 Hauptstraßen. An den Ufern der Seine sind 40 Quais und 9 Häfen; sie hat 3 Inseln, und über sie führen 15 Brücken. Auf einem Flächenraum von 10,060 Morgen enthält Paris außer dem oben Bemerkten 1100 Straßen, 10 Vorstädte, 30 Theater und 500 Paläste und öffentliche Gebäude, von welchen wir die berühmtesten herausheben und beschreiben wollen.

Das Palais Royal, in der Straße St. Honoré gehört dem Herzoge von Orleans, jetzigen König, und hat seinen Namen daher, weil es Ludwig XIV. in seiner Jugend mit seiner Mutter Anna von Oestreich während der damaligen Unruhen bewohnte. Der Cardinal Richelieu begann seinen Bau 1636 und verschönerte es bei seinem wachsenden Glücke so sehr, daß er es für werth hielt, es in seinem Testamente Ludwig XIII. zu vermachen. Ludwig XIV. gab es dem Herzog von Chartres, seinem Enkel als Eigenthum, und die Familie Orleans bewohnte es seitdem bis 1791. — Die Façade dieses Palais, in der Straße St. Honoré,

Digitized by Google

1763 von Moreau erbaut, hat zwei mit dorischen und jonischen Säulen gezierte Pavillons, auf deren Giebel die Wappen des Hauses Orleans sind, zur Rechten von der Macht und Gerechtigkeit, zur Linken von der Klugheit und Freygebigkeit begleitet. Hier war es auch, wo den 12. Juli 1789 die Revolution losbrach.

Der Garten des Palais Royal war ehemahls von Kastanienbäumen beschattet, für welche Richelieu 300,000 Fr. aufwendete, um ihre Aeste krumm zu biegen, die aber 1798 abbrannten. Seine Form ist ein Parallelogramm von 700 Fuß Länge und 300 Fuß Breite, in dessen Mitte ein großes rundes Bassin ist, mit einem 50 Fuß hohen Springbrunnen. Zwei Rasenplätze, von Blumen eingeschlossen, bilden mit dem Bassin die einzige Zierde dieses Gartens, der 1799 wieder mit Kastanienalleen angelegt wurde, wo nun der Hauptort ist, an dem sich die Menschenmenge sammelt. Man fieng 1781 an, ihn mit drei Reihen Gebäuden von 4 Stockwerken zu umgeben, welche einen ungeheuren Bazar bilden. Die ganze Façade derselben ist unten von 180 Arcaden durchbrochen, hinter welchen sich eine Galerie, über eine Viertelstunde lang um den Garten hinzieht. Alles ist daselbst bewohnt von dem Keller an bis zur höchsten Mansarte, und auch die ärmlichste Wohnung hat einen sehr hohen Miethpreiß. In den hölzernen Galerien drängen sich die Gewölbe der Buchhändler, der Modehändlerinnen, der Schneider; die Lesesäle und Künstler, so wie Schuhputzer, haben hier ihre Buden, alle aber verstehen es sehr gut, ihre Waaren in reizendster Anordnung und geschmackvollster Zierlichkeit zu Kaufe auszulegen, und mit der feinsten Höflichkeit anzubringen. Es ist in der That dieser Pallast und dieser Garten einzig in seiner Art, denn es findet sich hier Alles, und man könnte es wohl eine kleine Stadt in einer großen nennen. Der Preiß der Waaren ist zwar an diesem Orte bedeutend höher, als in der übrigen Stadt, aber dennoch scheint hier eine gewisse Anziehungskraft zu herrschen, wodurch Leute aus allen Ständen, sowohl Fremde als Einheimische angelockt werden, ihr Geld hieher zu tragen, wo es noch überdieß dem Spiele der Taschendiebe, das hier am verwegensten getrieben wird, ausgesetzt ist. Der Hauptmagnet indessen, der die Menschen hierher zieht, ist wohl der, daß hier alles, was nur je Luxus und Eitelkeit, Bequemlichkeit und Bedürfniß, überhaupt was gröbere oder feinere Sinnlichkeit für ihre Befriedigung erdenken kann, an einem Orte in verführerischer Manchfaltigkeit concentrirt zu finden ist.

Die Tuilerien. Katharina von Medicis legte 1564 den Grundstein zu diesem Pallaste, der bis jetzt die Wohnung der Könige von Frankreich war, auf einem Platze des rechten Seine-Ufers, wo vorher eine Ziegelhütte (tuilerie) stund, daher auch der Name Tuilerien. Die rechte Seite derselben diente einst zur comédie française und Voltaire wurde hier 1778 gekrönt; in der Revolution war da der Sitz des Convents, Robespierres Herrschaft gieng hier zu Ende, und auf dem Vorplatze fielen die braven Schweitzer den 10. August 1789. Die linke Seite ist das Pavillon der Flora, worin Napoleon und Pius VII. wohnte; sie ist mit dem Louvre durch eine 1362 Fuß lange Galerie verbunden, in deren oberem Theile die Gemäldesammlung ist.

Die Elyseischen Felder sind nicht sehr große, aber äußerst geschmackvolle Anlagen unweit der Tuilerien; das Palais der Champs Elysées ist berühmt durch die zweite Abdankung von Napoleon.

Auf dem Place du Caroussel waren die 4 Pferde aufgestellt, welche in Venedig erobert, aber wieder dahin zurückgebracht wurden. An der Häuserreihe gegenüber vom Place du Caroussel sah man noch vor kurzer Zeit die Löcher von den Kugeln des 10. Augusts. Der Platz ist so groß, daß schon oft über 15,000 Mann daselbst Revüe gehalten wurde.

Das Louvre war die Residenz der Könige von Frankreich bis Ludwig XIV. Der Ursprung des Pallastes und seines Namens ist unbekannt; man unterscheidet jetzt das alte und das neue Louvre, und zu jenem soll Franz I. den Grundstein gelegt haben. Napoleon wollte den Bau desselben endi-

Digitized by Google

gen, und ließ ein Basrelief anbringen, mit der Inschrift: Napoleon hat das Louvre vollendet; man hat später die Büste von Louis XIV. dahin gesetzt. Von einem der Balkone dieses Palais soll Karl IX. in der berüchtigten Nacht der Pariser Bluthochzeit vom 24 — 25. August 1572 auf seine protestantischen Unterthanen geschossen haben.

Palais der Pairskammer oder Palais Luxemburg. Maria v. Medicis legte 1616 den Grund dazu auf dem Platze eines Gebäudes, das ihr der Herzog Piney Luxemburg verkauft hatte. Seitdem wechselte es eilfmal seinen Herrn. In den Zeiten des Terrorismus wurde es zum Staatsgefängniß gebraucht, und das Directorium versammelte sich darin. Eine Gallerie und ein schöner Garten, besonders in der Rosenzeit, verschönern es.

Palais der Deputirtenkammer auf dem Platze des Palais Bourbon, gegenüber der Brücke von Ludwig XVI. Sein Eingang ist prachtvoll; auf beiden Seiten des großen Thores zieht sich eine Reihe corinthischer Säulen hin; am Fuße einer 100 Fuß breiten Treppe sind zwei Bildsäulen, Minerva und Themis; auf einem Basrelief ist das Gesetz dargestellt, wie es sich auf die Karte stützt, die von der Macht und Gerechtigkeit gehalten wird.

Hôtel des Invalides, zwischen der Vorstadt St. Germain und dem Gros Caillou. Ludwig XIV. ließ es 1670. bauen. Ein Flächenraum von 17744 QuadratToisen war für diese Anstalt bestimmt. Ein ungeheurer freier Platz, mit Bäumen bepflanzt, erstreckt sich bis an die Seine, so daß man schon in der Ferne die prächtige Façade des Gebäudes, welche ganz frei ist, sehen kann, und zugleich dient er, da sich an den Seiten hin Alleen ziehen, als gesunder Spaziergang für die alten Soldaten. Auf dem Platze vor dem Gebäude ist ein Springbrunnen, der sonst mit dem Löwen des heiligen Marcus geschmückt war. In den Ecken der Vorgebäude an den Seiten stehen die kolossalen Figuren, welche ehemals auf dem Place des Victoires waren. Die Kuppel, ein wahres Meisterstück der Baukunst, hat 60 Fuß im Durchmesser, und beträgt in der ganzen Höhe 300 Fuß. In der zweiten Kapelle rechts befand sich das herrliche Denkmal Türenne's, das seit 1814 wieder in St. Denis ist, und gegenüber erblickt man das von Vauban, und das Gemälde von dem Uebergang Ludwigs XIV. über den Rhein. Die Aussicht von der Laterne der Kuppel beherrscht mit der des Pantheons und der Plateforme auf dem Observatorium die ganze Stadt. Die sehenswerthe Bibliothek der Invaliden, 20000 Bände stark, ist in dem ersten Steckwerke über dem Hauptthore aufgestellt, von wo man auch eine prächtige Aussicht auf die Elysäischen Felder hat.

Das Stadthaus auf dem Greveplatz ist der Sitz von der Verwaltung der Angelegenheiten der Stadt Paris. Es ist nicht sehr groß, und hat in der ersten Etage nur 13 Fenster. Das ganze besteht in einem Hauptgebäude, welches von zwei Pavillons eingeschlossen ist. Ueber dem Eingang befindet sich auf schwarzem Marmor ein großes Basrelief in Bronze, welches Heinrich IV. zu Pferd darstellt, und in der Bogenwölbung des Eingangs ebenfalls in Bronze das Standbild Ludwigs XIV. in griechischer Kleidung, und mit einer ungeheuren Perrücke auf dem Kopfe.

Eine schöne Treppe führt in die Ehrengemächer. Der Thronsaal ist 50 Schritte lang; an seinen beiden Enden sind große Kamine, über deren einem das Standbild Ludwigs XV., über dem andern das von Ludwig XVIII. steht. 1819 setzte man noch ein Modell von einer Statue Heinrichs IV. dahin. Des Nachts beleuchten 8 sehr schöne Kronleuchter diesen Saal, an dessen Seiten sich der sogenannte Saal des Thierkreises und der grüne Saal anschließen. Der schöne Saal St. Jean mit corinthischen Säulen geziert, dient zur Ziehung bei der Conscription. Hier wurde 1789 Ludwig XVI. von Bailly empfangen, und Robespierre wollte sich hier erschießen, als der Convent den Verhaftbefehl gegen ihn ausgesprochen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ansicht von Bethlehem.

Digitized by Google

No.ro 38. Dritter Jahrgang 1830. (153)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Bethlehem.

(Mit einer Ansicht.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXXVIII.

Wenn man von Jerusalem sich gegen Mittag wendet, so erblickt man ausserhalb der Stadt eine ziemlich öde und wilde Gegend, in welcher Hügel und Vertiefungen mit einander wechseln. Ein rauher und steiniger Weg, in dessen Nähe hin und wieder Olivenbäume stehn, führt an ein altes Kloster, das dem Propheten Elias geweiht ist, und von griechischen Mönchen bewohnt wird. Bei diesem Kloster, dessen schöne Lage gerühmt wird, ist der Mittelpunkt zwischen Jerusalem und Bethlehem. Beide Orte sind eine Stunde von hier entfernt. Beide kann auch von hier aus in der Ferne das Auge des Wanderers erblicken.

Setzt man von dem Eliaskloster den Weg, der sich allmählich senkt, gegen Mittag fort, so sieht man bald die Olivenbäume häufiger stehen. Man kommt zu alten Trümmern, über deren Ursprung keine sichere Kunde mehr vorhanden ist. Sodann eine Strecke weiter gelangt man zu einem viereckigen Gebäude, das an seinen Ecken Pfeiler hat, und mit einer Kuppel versehen ist; unter demselben befindet sich das Grabmal der Rahel. Endlich in einiger Entfernung von hier steigt man den Hügel hinauf, auf welchem Bethlehem liegt.

Es ist eine schöne Anhöhe, auf welcher die Häuser dieses Ortes gebaut sind. Eine geräumige Fläche erstreckt sich von Abend gegen Morgen ohngefähr tausend Schritte weit. Auf verschiedenen Seiten erblickt man Hügel und Thäler; und da, wo der höchste Punkt ist, sieht man bis in die Gegend von Jericho, und bis an das todte Meer hinab. Auch angebaute Fruchtfelder und Gärten liegen hin und wieder in der Nähe des Ortes. Obstbäume verschiedener Art, besonders Oliven-, Feigen- und Granatbäume, schmücken das Gefilde, und manche Strecken sind mit Weinreben besetzt. Rings umher sieht man auch freundliche Blumen, und unter ihnen duften Thymian, Salbey, Majoran, Lavendel und andere wohlriechende Kräuter. Zwar ist der Boden etwas felsicht, aber dennoch fruchtbar und schon im grauen Alterthum führte der Ort den Namen: Ephrata, das heißt auf teutsch: die Fruchtbare; und Bethlehem selbst heißt verdolmetscht: das Haus des Brodes. Selbst Brunnen und Cisternen, wiewohl an Wasser kein Ueberfluß ist, sind hinlänglich vorhanden, um die Einwohner zu versorgen. Besonders berühmt ist der sogenannte versiegelte Brunnen mit seinen Wasserbehältnissen und Wasserleitungen, welcher sich ohngefähr eine halbe Stunde südlich von Bethlehem befindet, auf der Seite des Weges, der nach Hebron führt. Von diesem Brunnen wird das Wasser bis nach Jerusalem geleitet, und die liebliche

Digitized by Google

Anhöhe; wo seine Quelle ist, soll nach der Sage einer der Lustgärten Salomos gewesen seyn.

Bethlehem war in Ansehung seiner Größe und Volkszahl nie von Bedeutung; und schon durch einen der alten Propheten wissen wir, daß es im Verhältniß anderer Städte des jüdischen Landes nur klein war. Aber in anderer Rücksicht ist es hochberühmt, und leuchtet uns aus der frühen Vorzeit wie ein schimmernder Stern. In der Nähe Bethlehems war es, wo auf der Reise Rahel starb, die Frau des Erzvaters Jakob; und noch wird dem Wanderer an der Straße ihre Grabstätte gezeigt. Auf den Hügeln dieses Ortes war es, wo Isai's Sohn, David, einst seine Lämmer weidete; denn in Bethlehem war er geboren, und hier hat ihn Samuel zum König gesalbt. Auf einem dieser umherliegenden Hügeln war es auch, wo einst dieser König sein Feldlager hatte. Es war Krieg mit den Philistern, und unter den heißen Strahlen der morgenländischen Sonne dürstete ihn, und er sehnte sich nach Wasser. Indem er sich aber an einen der Brunnen erinnerte, der in der Nähe seines Geburtsortes war, so fragte er, wer unter seinen Tapfern ihm Wasser holen wolle. Der Ort selbst aber war von den Philistern besetzt, und der Brunnen in ihrer Gewalt. Da machten sich drei seiner kühnsten und stärksten Kriegshelden auf, drangen mit ihren Lanzen und Schwertern vorwärts bis an das Wasserbehältniß, füllten im Angesichte der zurückgedrängten Feinde das Gefäß, und brachten es dem König zurück. Ihn aber ergriff eine tiefe Rührung. Der Gedanke, daß dieses Wasser mit Gefahr des Lebens von drei seiner edelsten und getreusten Freunde geholt worden sey, bewegte das Innerste seines Herzens. Es reute ihn, die Aufforderung gethan zu haben, und er verschmähte den dargebotenen Trank; denn er betrachtete ihn mit einer heiligen Scheu, gleich als ob es das Blut seiner Freunde selbst wäre. „das lasse der Herr ferne von mir seyn, — rief der hochherzige König — daß ich das thue. Ist es nicht das Blut der Männer, die ihr Leben gewagt haben, und dahin gegangen sind?"

Die berühmteste Begebenheit aber, die sich in Bethlehem ereignete, und die dem Namen dieses Ortes einen in der Welt nie mehr erlöschenden Glanz verliehen hat, ist die Geburt des Heilandes der Welt. Freundlicher und schöner als die Namen von Rom, Athen und Karthago glänzt uns der Name von Bethlehem. Was schon lange vorher durch den Propheten verkündiget war, daß aus diesem Orte der große Retter hervorgehen werde, das ließ die Vorsehung Gottes in Erfüllung gehen.

Ohngefähr zweihundert Schritte östlich von den letzten Häusern zeigt man jetzt dem Wanderer eine prächtige Kirche, welche die Marienkirche heißt, und neben einem Klostergebäude sich befindet, das theils von römisch-katholischen Franziskanern, theils aber auch von griechischen und armenischen Mönchen bewohnt wird. Beide, sowohl die Kirche als das Klostergebäude, sind mit einer sechs Fuß dicken und sehr hohen Mauer umgeben, durch welche nur eine einzige und sehr niedere Pforte in den Vorhof führt. Helena, die Mutter des Kaiser Konstantins des Großen, ließ vor fünfzehnhundert Jahren diese Kirche erbauen, die aber im Laufe der Zeit so manche Veränderung erfuhr, daß wohl von dem ursprünglichen Gebäude nur noch wenig vorhanden ist. Die Gestalt ist die eines Kreuzes; und inwendig erheben sich in vier Reihen etlich und vierzig korinthische Säulen, 18 Fuß hoch, und aus weißem Marmor gehauen. Die Wände sind mit merkwürdigen und tief ansprechenden Gemälden geschmückt, die zum Theil schon aus dem Mittelalter herrühren. Aus dem Chor aber, welches durch eine Mauer von dem übrigen Theile der Kirche getrennt ist, steigt man 15 Stufen hinab in eine Felsengrotte, welche 37 französische Fuß lang, 11 breit und 9 hoch ist. Die Wände dieser Felsengrotte, so wie auch ihr Fußboden, sind mit Marmor belegt, blaue mit Silber gestickte Atlasdecken hängen umher; und schöne Gemälde aus der italienischen und spa-

Digitized by Google

nischen Schule stellen sich dem Auge des Betrachtenden dar. Auf der Marmortafel des Altars brennen fortwährend drei Kerzen auf prächtig silbernen Leuchtern, und außerdem erblickt man an den Wänden zwei und dreißig kostbare Lampen, sämmtlich Geschenke christlicher Monarchen, mit den Wappen der fürstlichen Häusern versehen. An einer andern Stelle der Felsengrotte aber prangt auf dem Boden in einem mit Jaspis eingelegten weißen Marmor ein sechseckiger goldener Stern, und ein silberner Strahlenkranz mit den lateinischen Worten: „Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est,"— („Hier ward von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren"). Merkwürdig ist, daß schon seit den frühesten Zeiten des Christenthums diese Felsenhöhle als der Ort galt, an welchem Christus geboren wurde; und unter den alten Kirchenvätern, die in ihren Schriften davon zeugen, befindet sich einer, der noch mit unmittelbaren Schülern der Apostel Umgang hatte. Auch ist es bekannt, daß im Morgenlande Felsenhöhlen den Hirten zu Ställen für ihre Heerden dienen.

Auch das Feld, wo einst den Hirten von Bethlehem in der heiligen Nacht der Engel Gottes erschien, wird noch jetzt dem Wanderer gezeigt. Es liegt ebenfalls auf der Morgenseite von Bethlehem, und zwar ohngefähr eine halbe Stunde entfernt. Eine freundliche und fruchtbare Ebene, welche noch jetzt für die Heerden reichliche Weide gewährt, erscheint hier vor dem Auge des Wanderers. Auch sieht man noch Trümmer von einer alten Kirche, die an dieser Stelle einst ebenfalls auf Befehl der Kaiserin Helena erbaut wurde.

Bald sind vier Jahrtausende verflossen seit der Zeit, als Bethlehem in der Geschichte vorkommt, und noch ist es, ohngeachtet so vieler Verwirrungen und Gräuel der Zeit nicht untergegangen. Noch immer aber ist es auch nur ein Ort von geringem Umfange. Nur einige hundert Familien, die man auf etwa 2500 Seelen angibt, wohnen darinn. Sie sind größtentheils Christen; doch befinden sich auch Muhamedaner darunter. Beide Theile aber leben um ihrer eigenen Sicherheit willen in freundschaftlichem Einverständnisse mit einander.

Von der Gestalt dieses heiligen Ortes geben nicht alle Reisebeschreiber eine vortheilhafte Schilderung. Doch berichtet unter andern einer der neuesten, der im Jahr 1818 Bethlehem zweimal besuchte, daß die Häuser, wenn auch klein, doch niedlich seyen, und ein freundliches Aussehen haben. Die Gassen übrigens sind enge, oft steil, holperig, und hin und wieder voll Steintrümmer.

Sonst, als die Zahl der Pilgrimme noch größer war, ernährten sich die Einwohner Bethlehems größtentheils von Verfertigung von Kreuzen, Rosenkränzen und Bildnissen der Mariakirche, oder auch der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem. Sie schnitten die Kreuze aus dem Holz der Olivenbäume oder auch der Terebinthen, und schmückten sie zum Theil mit eingelegter Perlemutter, oder mit Silber und Gold aus; und solch ein Kreuz von Bethlehem war und blieb dem Pilger ein heiliges Kleinod, wenn er es von da seiner Familie in die Heimath zurückbrachte. Auch auf dem Wege des Handels wurden ganze Kisten mit den erwähnten Kunstwerken von Bethlehem einst nach Europa, besonders nach Italien und Spanien gesandt. Seit aber dieser Verkauf geringer wurde, sahen sich die Einwohner Bethlehems genöthigt, sich mehr auf den Bau der Felder und Weingärten zu legen. Daher gewinnt man jetzt daselbst mehr als früher, Getreide, Obst, Oliven, Sesam und einen Wein, welcher weiß von Farbe, stark und berauschend ist. Doch noch immer liegen so manche Gefilde öde und unbebaut; und erst dann, wenn einst ein besseres Scepter, als das türkische, über dem heiligen Lande herrschen wird, ist zu hoffen, daß das Volk sich höher bilden und das Land eine freundlichere Gestalt wieder gewinnen werde.

Einst gab es außer dem Bethlehem, von welchem wir reden, noch ein anderes in der Landschaft Galiläa, und zwar im Stamme Sebulon. Daher wurde das eine derselben Bethlehem Ephrata oder Bethlehem Juda, und das andere Bethlehem

Digitized by Google

Sebulon genannt. Dieses Bethlehem aber, das im Stamme Sebulon lag, kennt man jetzt nicht mehr, es ist von der Erde im Laufe der Zeit verschwunden. Dagegen jenseits des atlandischen Weltmeers in den nordamerikanischen Freistaaten, in der Provinz Pensilvanien ist im vorigen Jahrhundert von der evangelischen Brüdergemeinde ein neuer Ort erbaut worden, der den Namen Bethlehem führt; so daß jetzt wieder zwei Orte dieses Namens, der eine in der alten und der andere in der neuen Welt, vorhanden sind. X.

Kurze Beschreibung von Paris.

(Fortsetzung von Seite 152.)

Das Palais de justice ist die alte Wohnung der römischen Befehlshaber, der Grafen von Paris und der ersten Könige. Es hatte lange Zeit als Zierde spitzige Thürmchen und Dächer, die sich noch aus der Zeit des Lehensystems herschrieben, und seine untere Etage ist von alter sarazener Bauart. Sein größter Saal, 222 Fuß lang und 84 Fuß breit, wurde unter dem heiligen Ludwig erbaut, und trägt den Namen „die Küche Ludwigs." Während der Revolution war er der Sitz des Tribunals, und in ihm hielt Ludwig XVI. die denkwürdige Sitzung, durch welche die Revolution begann. Die Façade des Pallastes wurde nach einem Brande, der 1776 einen großen Theil des Gebäudes verzehrte, bedeutend verschönert. Vor ihr öffnet sich ein kleiner halbrunder Platz, und in der Mitte derselben befindet sich eine weite Treppe, von 17 Fuß Höhe und 60 Fuß Breite, welche zu einer Galerie führt, auf der drei Thore den Eingang öffnen. In der Mitte der Façade ist ein Vorbau, mit dorischen Säulen geziert, und über dem Gesimse erhebt sich eine Balustrade mit vier Bildsäulen, welche die Macht, den Ueberfluß, die Gerechtigkeit und die Klugheit vorstellen. Auf den Seiten der Treppe sind zwei breite Arcaden, von welchen die rechte zu dem berüchtigten Gefängniß, Conciergerie, führt, die linke zu dem Tribunal der Polizey. Das Zimmer dieses Pallastes, worin Marie Antoinette gefangen saß, ist jetzt eine Kapelle. 1823 fieng man an die alten Thürme niederzureißen; auf einem derselben war die Sturmglocke, die in der Bartholomäusnacht das Signal zum Blutbad gab; sie wurde 1792 in den Schmelzofen geworfen.

Palais des Thermes. Ein einziger Saal, 60 Fuß lang, und 42 Fuß breit, in Kreuzgewölben und vollen Bogen gebaut, und im Innern von drei Arcaden geziert, ist alles, was nach 15 Jahrhunderten von einem Gebäude noch verhanden ist, welches sich östlich gegen das Palais der Sorbonne, wie sich ehemals die theologische Facultät zu Paris nannte, erstreckte, und dessen Gärten sich an den Ufern der Seine weit hinzogen.

Es wurde Anfangs des 4. Jahrhunderts gebaut, und ein Käfer besaß bis 1819 die Ueberreste eines Pallastes, in welchem mehrere römische Kaiser Rom und seinem weiten Reiche Gesetze vorschrieben.

Der Präfect des Departements der Seine rettete diesen einzigen Rest des römischen Alterthums in Paris, indem er es kaufte und wieder herstellen ließ, in der Absicht ein Antikenkabinet darin zu errichten.

Militärschule, unweit des Marsfeldes. Ludwig XIV. eröffnete während seiner Regierung ein Asyl für alte Krieger, Ludwig XV. gründete während der seinigen 1751 eine Anstalt für die unentgeldliche Erziehung von 500 Edelleuten, deren Eltern die Mittel dazu nicht hatten. Diese schöne Anstalt gieng 1778 ein, wurde aber von Ludwig XVIII. wieder errichtet, jedoch nicht mehr in demselben Gebäude, welches ihr ursprünglich gewidmet war, und seit 40 Jahren als Kaserne für ungefähr 3600 Mann der königlichen Garde dient.

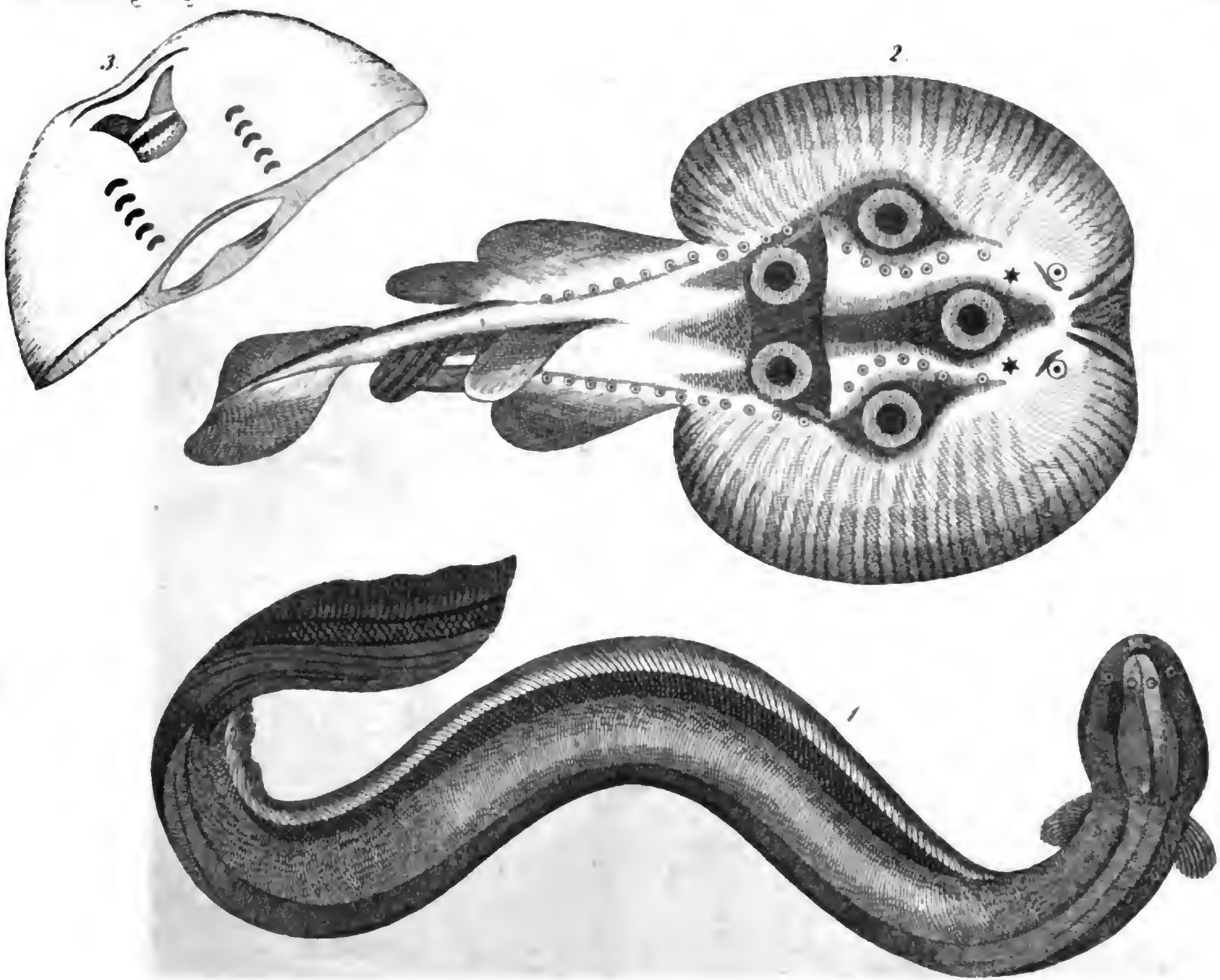
Dieses ursprüngliche Gebäude, dessen Bau 1752 begann, und über 10 Jahre währte, hat 220 Toisen in der Länge und 130 in der Breite, und enthält 6 verschiedene Gebäude, 15 Höfe und mehrere Gärten. In der Mitte der Hauptfaçade erhebt sich ein Vorbau, dessen Giebel von 8 corinthischen Säulen getragen wird. Die Façade gegen das Marsfeld hin, im Hauptgebäude, mit 31 Fenstern, hat ebenfalls einen Vorbau mit einem von Säulen getragenen Giebel, der mit Basreliefs und Waffen, als Siegesdenkmahlen, geziert ist. Auf dem Gebäude ist ein Observatorium errichtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



1, Der Zitter-Aal. — 2, Der Zitter-Rochc.

Digitized by Google

No.ro 39. Dritter Jahrgang 1830. (157)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.: doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Nro. 1. Der Zitter-Aal.
Nro. 2. Der Zitter-Rochen.

(Mit Abbildungen.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XXXIX.

Die Erzählung, daß es Fische gebe, welche die elektrische Kraft besäßen, gleich einer starken Elektrisirmaschine einen Menschen, der sie berührt, durch einen heftigen Stoß zu Boden zu stürzen — ja zuweilen ihn zu tödten, scheint so unglaublich, daß man solche Angaben lange für fabelhaft erklärte, und mitleidig über die Reisenden lächelte, die dergleichen in fernen Landen erfahren haben wollten. Jetzt aber haben nähere Untersuchungen die Wahrheit dieser Angaben vollkommen bestätigt. Zuerst gelang es einem Gelehrten, dem Dr. Walsh, in England in der Mitte des 18ten Jahrhunderts, (mit vieler Mühe und Sorgfalt, denn der Zitteraal mußte auf dem Transport immer frisches Wasser bekommen, das ihm nöthig ist) — einen Zitteraal lebendig nach London zu bekommen, und in Gegenwart vieler gelehrten Naturforscher die Untersuchungen über die Beschaffenheit und Eigenschaften dieses Thiers anzustellen, und seine elektrische Kraft wurde dadurch ganz auffer Zweifel gesetzt.

Der auf beiliegender Tafel unter Nro. 1. abgebildete Zitteraal — oder surinamsche Aal, (electricus) gehört zu dem Geschlecht der sogenannten Kahlrücken; — verschieden von den gemeinen und andern Aalen, die vom Geschlecht der sogenannten Kahlbäuche sind. Diese nämlich haben Flossen auf dem Rücken, dagegen keine auf dem Bauch; — jene umgekehrt. Der Zitteraal ist in seiner Gestalt dem gemeinen Aal ziemlich ähnlich, nur zeichnet ihn sein abgestumpfter Schwanz und die Flosse desselben, die sich mit der Afterflosse verbindet, aus. Seine zwei kleinen Brustflossen bewegt er bald aufwärts, bald abwärts, je nachdem er ruhig oder zornig ist; er wird von 3 bis 6 Schuh lang und etwa einen Fuß dick gefunden, seine mit Schleim bedeckte Haut ist lederartig und schwarz mit helleren Flecken; doch findet man deren auch von röthlicher Farbe, und diese haben weit größere Kraft; der Kopf ist breit und flach; die Augen sind klein; der Mund ist weit und mit vielen scharfen Zähnchen versehen; die Zunge hat eine Menge Warzen, und der Körper viele kleine Oeffnungen, aus denen sich ein zäher Schleim auspressen läßt, der dem Körper zum Schutze dienen mag. Die Afteröffnung befindet sich nahe an der Kehle.

Die elektrische Kraft dieses Thieres scheint hauptsächlich ihren Sitz in dem Kopf zu haben. Fast alle Versuche, welche man mit Elektricität anstellte, gelingen auch bei diesem Fische. Er besitzt diese Kraft in einem so hohen Grad, daß er sie dem Wasser bis auf 15 Fuß weit um sich her mittheilt; durch dieses Mittel betäubt oder tödtet er alle Fische, die in seine Nähe kommen, um sie

Digitized by Google

dann gemächlich zu verzehren. Berührt man ihn, so erhält man einen betäubenden starken Schlag, und sieht selbst zuweilen die von ihm ausströmenden elektrischen Funken, weshalb es auch mißlich ist, in seiner Nähe zu baden. Ein großer alter Zitteraal kann den, der ihn berührt, zu Boden schlagen, ja tödten, wie einzelne Beispiele beweisen sollen. Acht und mehr Personen, die sich anfassen, werden, sobald die erste derselben den Kopf des Fisches berührt, die letzte aber ihre Hand blos in das Wasser hält, in welchem sich der Fisch befindet, eine starke Erschütterung mit Blitzesschnelle empfinden. Man hat den Versuch gemacht, einen Hund in eine solche Reihe zu stellen, so daß die ihm auf beiden Seiten zunächst stehenden Personen ihn anfaßten; und sobald der Stoß erfolgte, schrie und winselte das Thier erbärmlich. Je mehr man den Zitteraal zum Zorn reizt, je heftiger wird sein Schlag, und es scheint, daß die Stärke oder Schwäche desselben in seiner Willkühr stehet. Stärker soll der Schlag werden, wenn man ihn mit einem Stocke berührt, der einen goldenen Knopf hat. Ist der Fisch in Ruhe, oder war er lange in einem Gefäße eingeschlossen, so spürt man seine elektrische Kraft weniger, auch wohl gar nicht; Krankheit und Tod aber hebt sie ganz auf; rührt man ihn mit einem Magnet an, so wird seine Kraft auf eine Zeitlang gehemmt; wickelt man ein seidenes Tuch um die Hand und greift ihn dann an, oder faßt man ihn plötzlich und fest beim Schwanz und Rücken zugleich, so fühlt man wenig oder nichts. Hieraus ist zu schließen, daß ihm der völlig freie Gebrauch seiner Muskeln nöthig ist, um seine Kraft wirken zu lassen.

Auffallend und bemerkenswerth ist der Umstand, daß, während alle Erscheinungen der Elektricität sich unverkennbar bei ihm zeigen, dennoch der Elektricitätsmesser nicht das geringste Zeichen von seiner Elektricität gibt.

Sein Aufenthalt ist in den ostindischen Flüssen und Bächen, wohin er sich aus dem Meere zu ziehen pflegt. Am häufigsten findet man ihn in den Gewässern von Surinam und Cayenne, und im übrigen Guiana; auch will man deren in Guinea und Senegal gefunden haben. In Westindien bewahrt man ihn in Behältnissen, füttert ihn mit Insekten, auch Krabben, wenn sie sich gemausert haben; man muß ihm in seinem Behältniß oft das Wasser erneuen, weil sich viel zäher Schleim von ihm absondert und er reines Wasser bedarf. Will man ihn speisen, so tödtet man ihn mit einem starken Schlag auf den Kopf, um keine Stöße von ihm zu bekommen. Sein Fleisch ist angenehm und gesund.

Man hat die Kraft dieses Fisches mit Erfolg gebraucht, um in gelähmte Glieder aufs Neue Leben und Thätigkeit zu bringen; so wie man sich zum gleichen Zweck der Elektrisirmaschinen bedient.

Der mit Nro. 2. bezeichnete Fisch auf unserer Tafel gehört zu einem andern, sehr widerlich gestalteten Fischgeschlechte, nämlich zu dem Geschlechte der Rochen; derselbe ist hier abgebildet, wie man ihn, wenn er im Meer schwimmt, von oben sieht.

Dieser Zitterroche oder Krampffisch (torpedo) hat eine tellerförmige Gestalt; sein Kopf steckt so tief in dem stumpfen dicken Vorderleibe, daß er davon nicht zu unterscheiden ist; er hat kleine Augen; hinter denselben größere Wasserlöcher; theils am Rande, theils am Rückgrade sind mehrere kleine Oeffnungen, aus denen ein zäher Schleim dringt; manche von ihnen, nicht alle, haben die auf unserer Abbildung angezeigten fünf schwarzen Flecke; die untere Seite ist weiß, davon ist das vordere Stück, der mit Zähnen besetzte, und zehn Luftlöchern versehene Mund, unter Nro. 3. auf unserer Tafel abgebildet; oben ist der Fisch bald braunroth, bald graubraun. Es finden sich deren von einem Viertelpfund schwere, und zunehmend bis 20 Pfund.

Dieser Zitterroche hat die nämliche elektrische Kraft, wie der eben beschriebene Zitteraal, nur hat man bei ihm nicht, wie bei jenem, bemerkt, daß elektrische Funken, sichtlich von ihm ausströmen.

Digitized by Google

Sein Schlag ist ebenfalls so stark, daß ein Mann, der unversehens ihn berührt, betäubt niederstürzt; und dieser Stoß ist stärker oder schwächer, je nachdem der Fisch größer oder kleiner ist. Ein großer Naturforscher, Namens Hunter, fand bei Zergliederung des Zitterrochen, die Theile dieser lebendigen Elektrisirmaschine. Eine Menge Säulen, die eine Art von Netz zusammenhält, bilden ein Ganzes, das fast dem Zellengebäude des Bienenstockes gleicht. In einer Säule zählte er 150 Abtheilungen und eine ungeheure Menge Nerven. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die übrigen Fischgattungen, denen elektrische Kraft verliehen ist, eine ähnliche Organisation haben. Der Zitterroche lebt in der Süd- und Ostsee, im mittelländischen, und im persischen Meer, in mehreren Gegenden des Oceans, und wird im Nil gefunden. Sonst brachte man ihn zuweilen nach Venedig auf den Markt zum Kaufe, weil der Genuß seines Fleisches für angenehm und gesund gehalten wird, und weil selbst das noch lebende Thier heilende Kraft haben soll, wenn man es auf leidende Theile des Körpers legt. Da aber oftmals eine Neckerei daraus gemacht wurde, die Käufer, die sich dessen nicht versahen, durch einen starken Schlag zu erschrecken, so verbot die Polizei, sie ferner zu verkaufen. *G. v. B.*

Kurze Beschreibung von Paris.

(Fortsetzung von Seite 156.)

Die polytechnische Schule wurde 1795 gegründet, und 1816 neu organisirt. Ihre Bestimmung ist die Bildung von Zöglingen für die Artillerie und das Geniecorps, und der hauptsächliche Unterricht besteht in den mathematischen, physischen und chemischen Wissenschaften, und in bildenden Künsten, mit besonderer Rücksicht auf die praktische Anwendung. Diese Anstalt erhielt von ihrem Ursprung an einen ausserordentlichen Ruf durch den vortrefflichen Unterricht der geschicktesten Professoren, welche stets eine Menge ausgezeichneter Leute hier bildeten, deren Muth und Geschicklichkeit die glänzendste Probe an den denkwürdigen Tagen vom 27 — 30. Julius ablegte, wo sie sich die allgemeinste Achtung und den höchsten Ruhm erwarben. Die Aufnahme in die Anstalt erhalten junge Leute von 16 — 20 Jahren nach strengem Examen; der Kurs selbst dauert 2 — 3 Jahre, und der Pensionspreiß ist 1000 Franken.

Unter den Kirchen sind folgende die berühmtesten: die Hauptkirche Notre-Dame, auf dem Platze des östlichen Theiles der Cité, welcher Parvis genannt wird. Unter der Herrschaft des Tiberius war an demselben Orte ein dem Jupiter, Vulkan, Castor und Pollux geheiligter Altar, als aber die Pariser Christen wurden, vernichteten sie diesen Götzen-Altar, und erbauten eine dem heiligen Stephan geweihte Kirche; erst später i. J. 556 errichtete Childebert eine Hauptkirche, der heiligen Jungfrau geweiht. Ihr Alter und ihre für die stets wachsende Bevölkerung von Paris unzureichende Größe, war die Ursache, daß man 1161 den Bau der jetzigen Kirche von Notre-Dame anfieng, deren Fundamente nicht, wie man gewöhnlich glaubt auf Pfählen, sondern auf festem Sande ruhen. Die Vollendung des Baues dauerte fast drei Jahrhunderte: Pabst Alexander III. legte 1163 den ersten Stein dazu, der Gottesdienst begann darin 1185, und das Schiff und Hauptportal sind vom Anfang des 13ten Jahrhunderts. Das rothe Thor am Ende des Chores erst 1420 beendigt, vollendete das 415 Fuß lange, 150 Fuß breite und über 150 Fuß hohe Gebäude, welches durch die herrliche Anordnung und Harmonie seiner Theile, durch die hohe Schönheit des Einzelnen, und den majestätischen Charakter des Ganzen Bewunderung erregt. Die Hauptfaçade war im 13ten Jahrhundert auf 13 Stufen erbaut, welche aber durch die spätere Erhöhung des Bodens auf jenem Theile der Cité unnöthig wurden. Die ganze Breite dieser Façade beträgt 128 Fuß, und zu ihren beiden Seiten erhebt sich ein viereckigter Thurm von 204 Fuß Höhe. Drei Thore in tiefen gothischen Bogenwölbungen führen in die Kirche, deren Aeußeres reich verziert ist mit Bildhauerwerken, welche Geschichten aus dem neuen Testament vorstellen, und mit einer Menge anderer Figuren.

Digitized by Google

In dem südlichen Thurme ist die Glocke Bourbon, deren ernster feyerlicher Ton die großen Feste majestätisch ankündigt. Sie wiegt 32000 Pfund, und hat im Durchmesser 8 Fuß und eben so viel in der Höhe; ihr Schwengel wiegt beinahe 1000 Pfund, und 16 Männer bedarf es, um sie in Bewegung zu setzen.

Die Kirche selbst in Form eines römischen Kreuzes, von 45 Kapellen umgeben, hat im Innern eine Länge von 390 Fuß, wovon das Schiff von der Eingangsthüre bis zu der des Chores 225 Fuß lang ist. Das Hauptgewölbe ist 104 Fuß hoch, und wird von 120 Pfeilern getragen, welche 4 Fuß im Durchmesser haben. Die ganze Kirche ist von 113 Fenstern erhellet. Ueber der Thüre ist die prachtvolle 45 Fuß hohe und 36 Fuß breite Orgel. Alle Verzierungen des Gebäudes sind von Marmor, und kosteten i. J. 1775 über 300,000 Franken.

In dem Schatze der Kirche wird unter einer Menge von Kostbarkeiten die Dornenkrone von Christus, und der Schmuck von der Krönung Napoleons gezeigt, wovon der Mantel 80 Pfund wiegt.

Die Kirche des heiligen Sulpicius. Anna von Oestreich legte 1655 den Grundstein dazu, die Einweihung derselben gieng aber erst 1745 vor sich. Ihre Länge beträgt 336 Fuß, die Höhe 99 Fuß, und die Breite 74 Toisen. Sie ist mit zwei Thürmen geziert von 210 Fuß Höhe, von welchen der untere Theil des südlichen achteckig, der des nördlichen viereckig ist, deren obere Theile aber beide rund sind. Unten in diesen Thürmen, an beiden Enden der Façade, welche ein Meisterstück der Baukunst ist, befindet sich eine Kapelle.

Das Chor ist mit den Bildsäulen der zwölf Apostel geschmückt. Am Eingang in das Schiff dienen als Weihwassergefäße zwei Schalen einer ungeheuern Muschel (die daher auch Weihkessel-Muschel heißt) von zwei weißen Marmorblöcken getragen, sie wurde Franz I. von der Republik Venedig geschenkt.

Die Kirche der heiligen Genovefa. Als Ludwig XV. sah, daß die Kirche der heil. Genovefa nahe daran sey, eine Ruine zu werden, beschloß er, unter Anrufung dieser Schutzheiligen von Paris, derselben einen ihrer würdigen Tempel zu errichten, und legte selbst im September 1764 den ersten Stein dazu. Die Form der Kirche ist ein griechisches Kreutz, welches 4 Schiffe bildet, über deren Mittelpunkt sich die Kuppel erhebt. In ihrem Innern zieht sich ringsum ein Säulengang hin von 339 Fuß Länge. An der Hauptfaçade ist eine freie Treppe von 11 Stufen mit einer Säulenhalle, als Nachahmung des Pantheons in Rom. Die erste Reihe besteht aus 6, die ganze Halle aus 22 Säulen von corinthischer Ordnung, welche in der Höhe 58 Fuß, im Durchmesser 5½ Fuß betragen.

In der Revolution wurde ihre Bestimmung verändert, und ihr Fries trug 20 Jahre die Inschrift: „Den großen Männern das dankbare Vaterland." Es ruhen darin Voltaire und Rousseau in Särgen von Gyps, und 1817 wurde auch der Marschall Lannes daselbst beigesetzt. Erst 1822 wurde die Kirche ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder gegeben, und jene Inschrift mit einer andern vertauscht.

Alle die philosophischen Allegorien, welche während der Revolution gemacht wurden, hat man vertilgt, und an ihre Stelle religiöse und monarchische Sinnbilder gesetzt.

Die unterirdische Kirche. Hinter der Genovefakirche erhebt sich ein langer und gerader Säulengang, der von Gittern geschlossen ist, und an dessen beiden Enden eine Treppe zum Eingang in diese düstere unterirdische Kirche führt, welche sich 18 Fuß unter dem Boden des oberen Kirchenschiffes befindet, mit dem sie gleiche Größe hat. Ihr Gewölbe wird von zwanzig Pfeilern getragen, zwischen welchen ein etwas düsteres Licht durch kleine Fensteröffnungen eindringt. Unter der Kuppel sind 2 Gallerien welche in der Art der Labyrinthe gemacht sind; drey Gallerien ziehen sich unter den andern Schiffen der Genovefakirche hin und den übrigen Raum des unterirdischen Gebäudes nimmt ein weiter Saal mit einem Säulengange ein. Die Kirche wurde im Jahr 1822 von dem Erzbischof von Paris eingeweiht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

a. Nacktköpfige Elster. b. Gehaubte Elster.

Digitized by Google

No.ro 40. Dritter Jahrgang 1830. (161)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1¾ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

a. Die kahlköpfige Elster.
b. Die gehaubte Elster.

(Mit Abbildungen.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XL.

Merkwürdig ist, daß die Elstern, obgleich immer zu ein und derselben Gattung gehörig, je nach ihrer Heimath dennoch in Gestalt sowohl als Farbe sehr von einander unterschieden sind.

Unsere Tafel bei Nro. 33. des Blattes von diesem Jahrgang zeigte die Abbildungen zweier Elstern, wovon die eine Europa, die andere Amerika angehört. Die heutige Tafel bringt zwei weitere, auffallend von einander unterschiedene Elstern; jene Fig. a. ist aus Afrika, und hat einen ganz nakten Kopf und kahle große Ohren. Die Farbe ihrer Oberflügel ist schwarz und die untern Theile des Körpers sind weiß; diejenige Fig. b. ist aus Mexico, sie hat einen Federbusch von 10 bis 12 in die Höhe stehender schwarzer, mit blauem Schimmer versehener Federn, unter dem Halse einen schwarzen Ring, ist an den obern Theilen des Körpers graulich-blau und an den untern weiß.

Im Uebrigen, was Nahrung ꝛc. anbelangt, gleichen beide Arten ganz unseren europäischen Elstern.

Eine merkwürdige Deutung hat das Wort Elster in einer Weissagung erlangt; wir geben hier dieselbe, wie sie Hebel in seinem rheinländischen Hausfreund vom Jahr 1815 erzählt hat.

Als vor Jahr und Tag viele vornehme polnische Herren bei Spiel und Tanz sich erlusteten, trat ein leichtes wegfertiges Weibsbild, eine Zigeunerin in den lustigen Saal, und bot ihnen ihre Weissagungen an. Da kam auch ein feines junges Herrlein, der nachmalige Fürst Poniatovsky, der nach der Leipziger Schlacht am 19. Oktober 1813 das Leben verlohren hat, und streckte ihr die zarte Hand entgegen: „Weissage mir auch etwas Gutes Mütterlein! Was meinst du will aus mir werden?" Da sah die Hexe den jungen Fürsten freudig und wieder mitleidig an. „Ei, du schmuckes Herrlein," sagte sie, „du gelangst einst zu seltsamen Stand und Ehren! Möchte die Freude daran nur auch länger währen. Nimm vor den Elstern dich wohl in Acht! Eine Elster dir den Garaus macht." Darob und ob andern Weissagungen dieses Weibes lachten sie lange und wie eine Elster daherflog, sagten zu Poniatovsky seine Freunde: „Nehmt euch in Acht Prinz! Seht ihr was dort fliegt?" Aber Poniatovsky erwiederte: „Seltsam Amt und Ehre ist noch nicht da." Als aber Polen von den drei Adlern zernichtet war, richteten die Polen ihre Augen und ihre Hoffnungen auf Frankreich, und viele nahmen französische Dienste, hoffend, daß durch Frankreich ihre königliche Republik wieder sollte zu Leben kommen. Also hatte auch Poniatovsky diese Wahl ergriffen, und kämpfte in den Tagen der Leipziger

Digitized by Google

Schlacht unter den Augen Napoleons, ein achtbarer Streitgenosse mit Tapferkeit und Glück, so viel der 16. October erleiden mochte, also daß ihn der Kaiser Napoleon selbiges Tages zum Marschall von Frankreich ernannte. Das war seltsam Stand und Würde. Aber schon am 19. auf der Flucht, als alles drunter und drüber gieng, ertrank der neue Marschall in der Elster. Elster heißt der Fluß in welchem er ertrank. Mancher wohl bewanderte Leser wird sie kennen. Also ward auf eine unerwartete Weise die Prophezeihung der Zigeunerin erfüllt. Den Leichnam des Ertrunkenen hat nachher, mit allen seinen goldenen Ringen und Kostbarkeiten ein Fischer im Wasser gefunden und um Geld gezeigt, aber von allen Kostbarkeiten an seinen Fingern und in seinen Taschen, hat er nichts entwendet, sondern ein Angehöriger des Prinzen hat ihn nachher in Empfang genommen, und den Fischer mit einer ansehnlichen Geldsumme belohnt.

Kurze Beschreibung von Paris.

(Fortsetzung und Beschluß von Seite 160.)

Aus der Menge von öffentlichen Plätzen in Paris wollen wir hier nur die anführen, welche in so vielen Nachrichten aus dieser Stadt gewöhnlich genannt werden, und die sich durch ihre Schönheit und Kunst besonders auszeichnen.

Place de Vendôme. Er hat seinen Namen von César Vendome, welchem der Raum gehörte, wo nun dieser Platz ist. Seine Form ist ein Viereck, dessen Ecken abgestumpft sind, und dessen Länge 75 Toisen und Breite 70 Toisen beträgt. Es waren Steuerpächter, welche anfiengen, die Häuser zu erbauen, die den Platz umgeben. Eine Reiterstatue von Ludwig XIV. zierte ihn von 1699 bis 1792, wo sie die Wuth der Revolution zertrümmerte. Gegen 16 Jahre stund noch das verstümmelte Fußgestell, als Napoleon beschloß, ein Triumphdenkmal daselbst zu errichten, um die Thaten der großen Armee im Feldzuge von 1805 damit zu verewigen. Die Herrn Denon, Gondouin und Lépere machten einen Vorschlag zu Errichtung einer Säule, deren Fundamente 30 Fuß tief gelegt würden, und sie brachten die Säule des Trajan wieder hervor, aber mit größeren Verhältnissen. Ihre Basis, der Säulenstuhl, auf drei Aufsätzen gestellt, hat 21 Fuß Höhe, und auf einer Seite 17, auf der andern 20 Fuß Breite. Der Durchmesser der Säule selbst hat 12 Fuß, und ihre ganze Höhe 233 Fuß. Das Innere derselben ist von Quadersteinen, ihre äußere Bekleidung von Bronze, welches aus dem Metall der eroberten Kanonen gemacht ist, und ihr Gewicht 1,800,000 Pfund. Auf einer Wendeltreppe von 176 Stufen steigt man innerhalb zu einer Galerie hinauf, die sich über dem Capital um die Säule herumzieht.

Die Basreliefs des Piedestal stellen Trophäen dar, und darüber hängen Eichenkränze, die in den Ecken von Adlern aus Bronze gehalten werden, deren jeder 500 Pfund wiegt. Ueber der Eingangsthüre halten zwei Siegesgöttinen eine Tafel, auf welcher ehemals die Weihe des Monuments eingeschrieben war. Die Basreliefs, welche sich 22 mal um den Säulenschaft, zwischen der Basis und dem Capital, winden, enthalten in einer fortlaufenden Reihenfolge alle denkwürdigen Vorgänge aus dem Feldzuge von 1805, von dem Aufheben des Lagers von Boulogne an bis zur Schlacht bei Austerlitz. Die 176 Platten, auf welchen diese Reihe von Heldenthaten verewigt ist, und die sich spiralförmig bis zum Capital der Säule hinaufschlingen, sind mit so viel Kunst und Festigkeit zusammengefügt, daß man ihre Verbindung gar nicht merkt, und sie vor dem Auseinandergehen oder Zusammenziehen durch die Witterung ganz sicher sind.

Place des Victoires. Dieser Platz verdankt sein Daseyn der Eitelkeit des Herzogs de la Feuillade, welcher seinen eigenen Namen unsterblich zu machen glaubte, indem er seine Huldigungen dem Monarchen darbrachte, welchem Frankreich kurz erst den Namen des Großen beigelegt hatte. Er ließ im Jahr 1686, auf einem 22 Fuß hohen Piedestal, eine kolossale Bildsäule Ludwigs XIV. er-

Digitized by Google

richten; wo dieser Fürst, in seinem königlichen Kleide, von der Siegesgöttin gekrönt wird, und unter seinen Füßen einen Cerberus hat, während Sclaven an den Ecken des Piedestal angekettet sind. Dieses hochtrabende Monument war mit einer eben so hochtrabenden Inschrift versehen: „Dem unsterblichen Manne." In der Revolution wurde es zerstört, und 1793 an der Stelle ein Obelisk von Gips errichtet, auf dem die Namen einiger Siege stunden. Als Ludwig XVIII. wieder im Besitze des väterlichen Erbgutes war, ließ er auf diesen Platz eine Reiterstatue seines Großvaters Ludwigs XIV. setzen, welche im August 1822 aufgedeckt wurde, und 14½ Fuß hoch ist. Der Fürst, in der Kleidung eines römischen Kaisers, hält in der rechten Hand den Befehlshaber-Stab, und mit der linken das sich bäumende Pferd. Die ganze Masse, welche 16000 Pfund wiegt, ruht nur auf drei Punkten. Das Piedestal zieren zwei Basreliefs, welche den Uebergang Ludwigs XIV. über den Rhein 1672, und denselben Fürsten auf dem Throne, militärische Ehrenzeichen austheilend, darstellen.

Place Louis XV. (ehemals Platz der Revolution, später Platz der Eintracht genannt). Ein Graben von einer Balustrade und kleinen Pavillons umgeben, bezeichnet seine achteckige Gestalt, und ein Rasen wird in seiner Mitte von den Straßen durchschnitten, die sich über den Platz hinziehen. In seiner Mitte stund ehemals die Reiterstatue von Ludwig XV., wovon man nur noch ein Bein aufbewahrt, den einzigen Ueberrest von allen den schönen Statuen, welche die Plätze der alten Hauptstadt schmückten. Am Piedestal dieser Bildsäule war es, wo Ludwig XVI. und die Königin im Angesicht des königlichen Palastes, und viele tausend andere Unglückliche der Wuth einiger blutdürstigen Unmenschen geopfert wurden.

Auf dem Grève-Platz, vor dem Stadthaus, gab man sonst öffentliche Vergnügungen und Feste, und zugleich diente er für die Hinrichtung der Verbrecher, wie noch heutzutage. Besonders bemerkenswerth wurde der Platz in der letzten Revolution der drei Tage, wo am 28. Juli das Stadthaus mehreremal genommen und wieder erobert wurde, bis die Sieger in den festen Besitz desselben kamen.

Place royale bildet ein vollkommenes Viereck, welches 72 Quadrat-Toisen groß, und mit 39 Häusern von einförmiger Bauart umgeben ist. Eine Bildsäule aus Bronze von Ludwig XIII., die den Platz zierte, wurde 1792 niedergerissen, und an ihrer Stelle war 10 Jahre lang ein Bassin. Dupaty verfertigte aufs Neue für diesen Platz eine Statue Ludwigs XIII. aus weißem Marmor, die von vier Bassins umgeben ist.

Der Platz Parvis Notre-Dame, ist besonders dadurch bekannt, daß er vor der Kirche Notre-Dame liegt, von deren Thor aus alle Distanzen von Paris gerechnet werden, die auf den Meilenzeigern an allen Hauptstraßen Frankreichs bemerkt sind. Auf der rechten Seite des Platzes ist der Säulengang des Hôtel Dieu, und auf seiner westlichen Seite sind zwei Fontainen.

Place Dauphine, auf der westlichen Spitze der Insel Cité, 1608 von Heinrich IV. angelegt. Im Jahr 1802 wurde er mit einer Fontaine geziert, die ein Denkmal des Generals Desaix ist, welcher in der Schlacht bei Marengo fiel. Auf einer Halbsäule ist seine Büste, die von der France militaire bekränzt wird. Zwei Ruhmgöttinen graben die Namen von den Schlachten ein, wo er sich am meisten ausgezeichnet hat, die eine, Theben und die Pyramiden, die andere Kehl und Marengo.

Besonders merkwürdige Brücken sind: Pont neuf, ganz nahe an der Vereinigung der beiden Seine-Arme. Die Brücke steht in Verbindung mit den Straßen Dauphine und de la Monnaie, mit dem Dauphine-Platz, und mit sechs anstoßenden Quais. Sie wurde 1578 unter Heinrich II. angefangen, durch die Unruhen aber, die damals ausbrachen, wurde ihr Bau unterbrochen, und erst 1609 unter Heinrich IV. beendigt. Sie hat 12 Bogen, und zwar sieben auf dem nördlichen, fünf auf dem südlichen Arme der Seine, und ihre Länge beträgt 712 Fuß, die Breite 70½ Fuß.

Die größte Schönheit der Brücke ist die Bildsäule Heinrichs IV. die im Jahr 1817 gegossen wurde. Bei der Grundsteinlegung zum Piedestal wurde ein Prachtexemplar der Henriade beigefügt.

Digitized by Google

Den 14. August 1818 wurden 40 Ochsen angespannt, um die Statue von dem Gießhaus auf die Brücke zu ziehen; sie unterlagen aber einer Last von 50,000 Pfund in der Allée de Marigny. Da kommen die Pariser selbst zu Hülfe, und tausend Menschen vereinigen ihre Kräfte, und bringen die Bildsäule glücklich an ihre Stelle. Den 25. August wurde sie aufgedeckt unter Kanonendonner und dem Schalle einer Menge von Instrumenten, und die Luft ertönte wieder von Nationalgesängen und den Ausrufungen eines von Freude und Liebe trunkenen Volkes.

Pont des Arts. Diese schöne Brücke, in den Jahren 1802 und 1803 von dem Ingenieur Dilon gebaut, bietet den Fußgängern einen ganz ebenen Boden dar, von 9 Bogen getragen, welche auf Pfeilern von Quadersteinen ruhen. Sie kostete 900,000 Franken, ist 684 Fuß lang und 30 Fuß breit, und gewährt reiche und manchfaltige Aussichten.

Pont des Invalides, ehemals pont d'Jena nach der Schlacht bei Jena, wurde 1809 angefangen und 1813 geendigt. Sie ist ganz horizontal, hat in der Länge 457 Fuß, in der Breite 46 Fuß, und kostete 9 Millionen Franken. Ihre fünf Bogen wölben sich 46 Fuß hoch über den Wellen der Seine. Ihr Kranz ist dem des Marstempels zu Rom nachgeahmt. Der Namenszug des Königs unter der königlichen Krone, von Eichen- und Lorbeerguirlanden umschlungen, ist der einzige Schmuck dieser Brücke. An ihren Enden stehen vier Piedestals, welche für Reiterstatuen bestimmt sind. Ihr erster Name hätte beinahe ihren Untergang herbeigeführt, wenn man ihn nicht sogleich geändert hätte, im Jahr 1814, wo Blücher um sich dafür zu rächen, sie schon untergraben ließ.

Porte St. Denis. Paris wollte den Feldzug Ludwigs XIV. im Jahr 1672 verherrlichen, wo er über den Rhein gieng, 40 Städte einnahm, und in zwei Monaten drei Provinzen seiner Herrschaft unterwarf, und es wurde daher ein Triumphbogen errichtet, auf dem Platze, welches die Vorstadt St. Denis von Paris trennt. Dieser Triumphbogen, dessen schöne Ausführung bewundernswürdig ist, hat 73½ Fuß in der Höhe auf einer Basis von 72 Fuß Breite. Die Oeffnung seiner großen Arkade ist 25 Fuß breit und fast 43 Fuß hoch. Zu ihren Seiten ist eine kleine Thüre von nur 6½ Fuß Höhe.

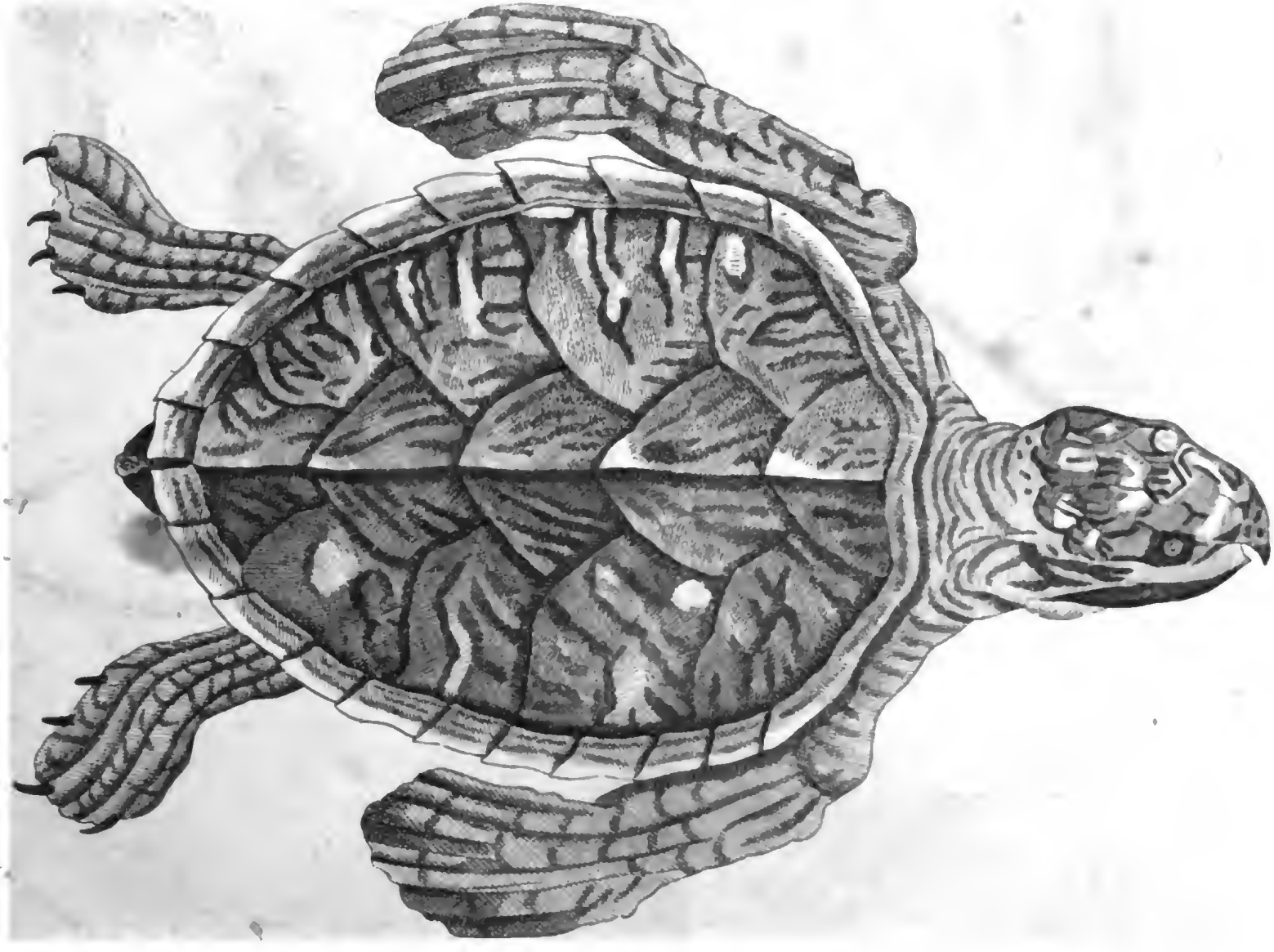
An der Façade, von der Seite der Stadt, befinden sich zwei Obelisken in sehr schönem Style, welche mit Trophäen von antiken Waffen geziert sind. Am Fuße derselben sind zwei sitzende Figuren, von denen die eine, eine niedergeschlagene Frau, Holland, die andere, ein kräftiger Mann, der sich auf ein Steuerruder stützt, den Rhein vorstellt. Ueber dem Bogen ist auf einer Tafel ein großes Basrelief, Ludwig XIV. zu Pferde, mit dem Befehlshaberstab in der Hand, in dem Augenblick des Uebergangs über den Rhein. Auf dem Fries liest man die Inschrift: „Ludwig dem Großen." Die Façade der entgegengesetzten Seite hat auch zwei Obelisken, die aber von Löwen getragen werden, und ihr Basrelief stellt die Einnahme von Mastricht vor.

Ausser diesen hier beschriebenen Merkwürdigkeiten besitzt Frankreichs Hauptstadt noch mehrere andere Meisterwerke der Baukunst und Anstalten, von denen wir nur noch einige Namen anführen wollen: Die königliche Bibliothek, welche 800,000 Bände, 72000 Manuscripte und eine reiche Sammlung von Antiken und Medaillen enthalten soll; auch befinden sich hier die zwei berühmten großen Globus, die fast 12 Fuß im Durchmesser und 34½ Fuß im Umfang haben; auf dem Himmelsglobus ist die Constellation bei der Geburt Ludwigs XIV. — Das Kupferstichkabinet, eine Sammlung von 1500 Portefeuilles voll der ausgezeichnetsten Kupferstiche. Der große Fruchtspeicher, welcher 30,000 Centner Frucht faßt, ein Vorrath für die Stadt von zwei Monaten; die Hauptniederlage der Weine und eine Menge andere Hallen und Märkte, die ihre Namen von den Verkaufsartikeln haben, deren nähere Beschreibung aber nicht hierher gehört, da wir uns nur auf die Ausführung derjenigen Gegenstände beschränkten, welche die berühmtesten sind, und das allgemeinste Interesse gewähren.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



Die Carret Schildkröte.

Digitized by Google

No.ro 41. Dritter Jahrgang 1830. (165)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer, hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 3 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Die Meerschildkröte,

genannt der

Schuppenschild oder der Habichtschnabel.

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XLI.

Der Anblick eines ungestalteten Thieres, das auf der unabsehbaren Stufenleiter der Geschöpfe sehr nieder zu stehen scheint, läßt uns gewöhnlich gleichgültig; ja, verwöhnte Menschen finden ihn oft widerlich. Nicht also aber der Freund und gefühlvolle Beobachter der Natur. Auch in dem unbedeutendsten der Wesen erkennt er die Allgüte und Liebe des Schöpfers, der jedem derselben die Beschaffenheit verliehen hat, welche für seine Bestimmung am geeignetsten ist. Sind ihm die Kräfte zur Vertheidigung und zum Kampfe mit seinen Feinden verweigert, oder spärlich zugemessen, so hat es dagegen desto hinlänglichere Schutzmittel. Unter die Zahl solcher Thiere gehören auch unter andern die Schildkröten. Sie sind mehr oder weniger unbeholfen und dem Angriff unzähliger Feinde ausgesetzt. Dagegen aber sind sie mit einem Schilde auf dem Rücken und einem andern auf dem Bauche versehen, der so stark ist, daß keiner ihrer Gegner ihnen so leicht etwas anhaben kann, weil sie Kopf und Füße zurück ziehen und unter diese Decke verbergen können.

Die Schildkröten dienen vielen Menschen als eine angenehme und gesunde Speise; noch bemerkenswerther sind sie aber, wegen des mannichfaltigen Gebrauchs, zu welchem ihre Schaale — Schildpad oder Schildpatt genannt — verwendet wird. Die Wilden fertigen viele ihrer Geräthschaften daraus; und wer kennt nicht die Menge zierlicher Dinge, welche der kunstfleißige Europäer daraus macht? Etuis, Dosen, Hefte zu Messer und Gabel, viele andere brauchbare Geräthschaften, besonders die schönsten und dauerhaftesten Kämme werden daraus geschnitten. Auch wird die Schale dieser hier zu beschreibenden Schildkröte, nemlich des Schuppenschildes, in heißem Wasser erweicht, und erhält vermittelst dazu bestimmter Pressen, jede beliebige Form, nimmt die schönste Politur an und kann mit Gold und Silber eingelegt werden.

Das gesammte Geschlecht der Schildkröten gehört zu den Amphibien. Man zählt mehr als 30 verschiedene Gattungen derselben, die sich durch Größe, so wie selbst durch theilweise Verschiedenheit ihres Baues, sehr merklich von einander unterscheiden. Indessen theilen sie sich doch alle, ihres Aufenthalts zufolge, in drei Hauptgattungen, nemlich: die Landschildkröten, die Flußschildkröten und die Meerschildkröten. Alle haben einen verhältnißmäßig kleinen Kopf; das Maul ist zahnlos aber mit einer Zunge versehen; äußerlich findet sich keine Spur von Ohren, doch aber innerlich wahre Gehörwerkzeuge, so daß doch nothwendig angenommen werden muß, daß sie Gehör haben; auch findet sich der Weg, wo der Schall seinen Eingang zu diesem nimmt, da, wo die Kinn-

Digitized by Google

backen zusammenlaufen; hier sind zwei Spalten, welche auf ein in die Ohrhöhle gehendes Loch führen. Die Nasenlöcher sind klein; die Augenhöhlen aber von beträchtlicher Größe; die sägeförmig gebildeten Maulknochen, die ihnen statt der fehlenden Zähne dienen, sind verschieden. Die obere Reihe fügt sich über die untere, wie der Deckel einer Schachtel. Die Kraft in ihren Kiefern ist ausserordentlich, sie zermalmen alles, was sie damit fassen, selbst wenn ihnen der Kopf abgehauen ist, bleibt diesem die gleiche Kraft noch eine Zeit lang. Sie haben vier Füße, einen unansehnlichen Schwanz und einen gewaltigen Rücken- so wie einen Bauch-Schild. Dieser Schild bestehet aus zwei Lagen, wovon die oberste mittelst Feuer oder mittelst heißem Wasser von der untern getrennt werden kann, um zu den beschriebenen Verarbeitungen zu dienen. Der Rückenschild ist mit den Ribben und dem Rückgrat verwachsen, so wie der Bauchschild mit dem Brustknochen vereinigt ist. Zwar sind die Wirbel und Ribben selbst vorhanden, aber nicht im eigentlichen Leibe des Thiers, sondern in dieser knochigten Bedeckung, über welcher dann der schönere Ueberzug ist, der in mehreren Schildern oder Feldern abgetheilt und bei manchen Gattungen aufs Schönste geziert ist. Gemeiniglich nehmen 13 größere Felder die Mitte ein, und 24 andere schließen einen Kreis um jene. Es ist wahrscheinlich, aber nicht gewiß, daß sie die obere Lage des Schildes ablegen und einen neuen bekommen. Auch der Kopf ist gemeiniglich mit einer Haut bedeckt, auf der sich Felder zeigen, und die übrigen Theile des Leibes haben entweder Schuppen, oder sind durch eine sehr feste Haut verwahrt. Es giebt einige, deren Schild minder hart ist; andere, die selbst ein darüber hinfahrender Lastwagen nicht zerschmettern würde. Alle Schildkröten haben Klauen, die ihnen zum Gehen, so wie zum Aufscharren der Erde dienen. Die Bildung ihrer vier Füße, so wie die Zahl der Klauen, ist verschieden, nach ihrem Aufenthalte. Ihr Gang ist ein elendes Kriechen. Im Schwimmen sind sie behender. Dazu scheint ihre innere Einrichtung berechnet zu seyn. Ihr Herz ist ganz anders gebaut, als bei den übrigen Amphibien. In mehrere Fächer ist die Vor- und Herzkammer eingetheilt, doch so, daß das Blut aus einem in das andere fließt. Ihre Lunge bestehet aus durchsichtigen Häuten, und trägt ohne Zweifel nicht wenig bei, daß sie im Wasser willkührlich sich erheben und untertauchen können. Merkwürdig ist das äusserst wenige Gehirn dieser Thiere; selbst bei den Größern, deren Kopf dem eines Kalbes gleich kommt, soll das Gehirn nicht größer, als eine dicke Bohne seyn. Ihre Lebenskraft ist ausserordentlich, und sie erreichen ein sehr hohes Alter.

Die Meerschildkröten zeichnen sich von den andern schon durch Größe und Stärke aus, dann aber auch dadurch, daß ihre Füße eine floßfederartige Gestalt haben, die wie grob gearbeitete Schaufeln mit Einschnitten aussehen, ordentlich abgegliedert, unter der Haut mit den gewöhnlichen Fußknochen versehen sind, und gemeiniglich zwei Krallen haben, deren eine spitz und seegelförmig, die andere kleiner und stumpf ist. Der Ueberzug ihres Schildes, der sich leicht mit heißem Wasser vom untern knochigen Theile desselben ablösen läßt, bestehet aus 42, die Unterlage aus 52 und der Bauchschild aus 28 Stücken von verschiedener Größe. Sie greiffen alle gezackt und gezähnelt in einander, und bilden ein äusserst festes, unbiegsames Gewölbe, das den Baukünstlern zum Vorbild dienen kann. Die Meerschildkröte spritzt aus den Nasenlöchern Wasser; ihre Augenhöhle ist sehr groß, und das untere Augenlied ungemein dick, und am Rande wie mit eingekerbten Zähnen versehen. Sie hat zwar eine Blinzhaut, kann aber mit derselben nicht das ganze Auge verschließen.

Vorzüglich merkwürdig ist der Schlund der Meerschildkröte. Er ist ganz mit Stacheln besetzt, die mit einer klebrigen Materi angefüllt und an der Spitze mit einem etwas härteren Ende versehen sind. Man glaubt, daß sie zur Auflösung der Speisen beitragen; sie haben alle ihre Richtung einwärts nach dem Magen zu, so daß diese Stacheln den Speisen den Weg in den Magen ungehindert

Digitized by Google

offen lassen, allein den Rückgang versperren; was für ein Thier, das einen so weiten Schlund und großen Magen hat, und das sich so oft untertaucht, wohl sehr nöthig ist. Ihr Schlund ist bei manchen so groß, daß man mit der Faust bequem hindurch fahren kann; und ihr Magen bis 2 Schuhe lang. Ihre Nahrung besteht vorzüglich in Seegras und Conchylien; denn sie zermalmen diese sehr leicht. Bei sehr hellem Meere kann man Schildkröten zuweilen auf den Wiesen, im Grunde des Meeres, herum gehen und weiden sehen. Sie beissen da mehr ab, als sie fressen; daher, wenn man auf der Oberfläche des Meers Seegras schwimmen sieht, es ein Beweis ist, daß sich Schildkröten auf dem Grunde befinden. Wenn sie nicht gerade fressen, so pflegen sie den Kopf über dem Wasser zu halten, um Luft zu schöpfen. Es ist sonderbar, daß solche schwere Massen sich im Wasser schwebend erhalten können.

Die Meerschildkröten scheinen sich gerne aus dem Meere nach dem Ausflusse großer Ströme hinzubegeben, um süßes Wasser für ihren Durst zu finden. Ueberhaupt sind ihre weiten Wanderungen merkwürdig. Wenn die Zeit kommt, wo sie ihre Eyer legen wollen, schwimmen sie, wie man sagt, wohl 300 Meilen weit an Küsten hin, wo man sonst keine zu sehen gewohnt ist, und die sie, wegen niedern Ufers, vielleicht auch wegen des feineren Sandes, in welchen sie ihre Eyer legen, gerne aufsuchen. Die Eyer werden von der Sonne binnen 30 oder 40 Tagen ausgebrütet, und die jungen, die schneller laufen als ihre Eltern, eilen dann sogleich der See zu; selbst wenn man sie weit davon weg trägt, lehrt sie dennoch ihr Instinkt, diesen Weg einzuschlagen. Oft werden sie aber bei ihrer Leichtigkeit und Schwäche von den Wellen wieder an das Ufer geworfen, wo dann ihrer Viele ein Raub der Vögel werden. Obgleich sie eine ausserordentlich große Menge von Eyern legen, so kommen doch selten mehr als 4 oder 5 Junge von einer Brut auf, weil tausende von Menschen und Thieren ihnen nachstellen, denn sie haben sowohl auf der Erde als im Meere zahllose Verfolger. Indessen ist die größere Schildkröte auch ihrer Seits manchem selbst großen Thiere gefährlich; sie wagt sich z. B. an das Krokodil, dem sie die Füße abbeißt.

Es gibt deren von sehr verschiedenen Größen. Zuweilen finden sich welche, die 5, ja man hat Beispiele, daß sie 6 Fuß Länge haben und 4 Fuß breit sind, und 800 bis 900 Pfund wiegen. In ältern Zeiten sollen selbst noch weit größere gefunden worden seyn. Dagegen gibt es deren auch, die kaum 3 Zoll lang sind. Die größten sieht man an den Küsten von Brasilien, der Antillen, Ascensionsinsel; Grönlands und am Ganges.

Die auf dem beiliegenden Blatte abgebildete Schildkröte, ist eine der Meerschildkröten, genannt der Schuppenschild oder der Habichtsschnabel, der von dem Großkopf oder der Carette verschieden ist. Der Schuppenschild unterscheidet sich vom Großkopf durch einen verhältnißmäßig gegen die Breite, etwas längern, vorn spitzeren und oben gewölbteren Kopf, der sich vorne wie ein wahrer Habichtschnabel endigt. Die Vorderfüße sind länger, als bei irgend einer Meerschildkröte, und haben zwei, die hinteren aber vier Klauen. Die Schuppen des Rücken- und Bauchschildes hängen nicht so zusammen, wie bei andern, daß sie in einander greifen; sondern sie decken einander wie Dachziegel. In der Mitte der Rückenschuppen ist eine fortlaufende kielförmige Erhöhung, von der aus die Schuppen etwas abwärts laufen. Der ganze herzförmig gestaltete Schild, sieht einem gebrochenen Dache ähnlich. Er ist am Rande sägeförmig gezähnt, oben am Kopfe etwas ausgeschweift, und verliert sich am Schwanze in einen spitzen Winkel. Auch der Kopf, den diese Schildkröte weiter unter dem Schilde hervorstrecken kann, als andere, ist mit Schuppen bedeckt; ebenso ist damit der sehr kurze, größtentheils unter dem Panzer versteckte Schwanz versehen.

Die obere Begleitung dieser Schildkröte besteht aus 34 verschiedenen Blättern, von denen 13 die

Digitized by Google

Mitte einnehmen, die übrigen aber die Randeinfassung ausmachen. Man nennt auch diese Blätter Carett, und daher wurde zuweilen der Schuppenschild mit der eigentlichen Carettschildkröte, verwechselt. Die Schuppenschilde des Brustschildes decken sich beim Habichtschnabel gleichfalls schieferartig, das ist aber nicht der Fall bei der eigentlichen Carette. Der Schuppenschild wird zuweilen bis 3 Schuh lang und 2½ Schuh breit.

Kein Schildkrötenpanzer hat wohl höhern Werth, als der des Schuppenschildes. Nicht nur sind seine schönen kastanienbraun und hellgelb abwechselnden Farben glänzender, sondern er hat einen großen Vorzug vor den andern zu den mannichfaltigen Verarbeitungen, denn man kann ihn, wie oben erzählt, in heißem Wasser aufweichen und pressen, was bei andern nicht angehet.

Das Fleisch dagegen ist weniger schmackhaft, als das vieler anderen Gattungen. Man findet den Schuppenschild in den asiatischen und amerikanischen Meeren am meisten, immerhin aber seltener als andere. Er nährt sich vom Seeschwamm, der auch den Namen Judasohr führt.

Im Allgemeinen ist also das gesammte Geschlecht der Schildkröten ein sehr nützliches Thier. Millionen Menschen leben großentheils davon. Reisenden, welche die entfernten Weltgegenden besuchen, wie Cook, kommen sie oft trefflich zu statten; und man hat wohl Beispiele, daß Schildkrötenblut den Durst sehr gut stillte, wenn das süße Wasser fehlte. Aus ihren Eyern, die eine sehr gute Speise sind, wird auch Oehl bereitet, so wie auch aus dem Schilde einer Gattung derselben, nemlich des Lederpanzers, der weich ist.

Sie sind gewöhnlich nicht schwer zu fangen. Man wendet sie um, und sobald sie auf dem Rücken liegen, sind sie unvermögend, sich zu helfen. Die größeren faßt man zu dem Ende mit Hacken, oder man legt einen Balken quer über ihren Weg, und sobald sie mit den Forderfüßen da hinauf geklettert sind, hebt man sie mit diesem Balken und wirft sie um; die Inselbewohner springen ihnen auch schnell von hinten auf den Rücken, halten eine Schlinge bereit und werfen sie dem Thier um den Kopf, das sich dann nicht mehr bewegen kann.

G. v. B.

Anekdote.

Der Bruder eines Buchhändlers in Narbonne wurde von Corsaren gefangen und in Marokko als Sclave verkauft. Bücher, die er mit sich führte, mochten Anlaß gegeben haben, daß ihn die Marokkaner für einen großen Gelehrten hielten; unerwartet wurde er nämlich zu dem Fürsten dieses Landes gerufen, und aufgefordert, über mehrere Bücher und Manuscripte Aufschluß zu geben, die dem Fürsten angehörten, der sie aber weder zu lesen, noch zu verstehen im Stande war.

Da der Franzose weder hebräisch noch arabisch verstand, so vermochte er des Fürsten Wunsch nicht zu erfüllen; dagegen bat er um freie Zeit, damit er diese Sprachen lernen könne, und bemerkte noch, daß in einer benachbarten Insel ein ihm wohlbekannter Mann lebe, der alle diese Werke zu erklären vermöge; dahin solle ihn der Fürst führen lassen. Man gestattete ihm seine Bitte. Nun ließ er im Geheimem die schönsten Bücher und seltensten Manuscripte aus der Sammlung des Fürsten auf ein Schiff laden, und ergriff die Flucht mit einigen Leuten, die er durch Versprechungen in seinen Anschlag zu ziehen gewußt hatte. Aber ein unglückliches Geschick machte ihn, ehe er sein Vaterland erreichen konnte, an der spanischen Küste scheitern; doch konnte er noch seine literarischen Schätze retten. Als die Spanier inne wurden, daß dieser Franzose Bücher und Manuscripte von großem Werth mit sich führe, suchten sie ihm dieselben abzukaufen, um sie dem Könige von Spanien, Philipp II. zu schenken, dem sie dadurch eine nicht geringe Freude zu machen hofften. Nach langem Weigern, und besonders von der Furcht, endlich Alles zu verlieren, angetrieben, nahm endlich der Franzose die 40,000 Thaler an, die man ihm dafür angeboten hatte; allein kaum einige Tage nachher starb er — vergiftet. Die Schriften wurden dem Kloster Escurial zu Theil, und auf diese Weise der Grund zu der reichen Bibliothek dieses Stiftes gelegt.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ansicht des Aetna in Sicilien.

Digitized by Google

No.ro 42. Dritter Jahrgang 1830. (169)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Der Aetna.

(Mit Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XLII.

Außer dem Vesuv sind unter den europäischen Vulkanen am bekanntesten der Aetna in Sicilien und der Hekla auf der Insel Island. Der größte von diesen dreien, der Aetna, der auf beiliegender Tafel abgebildet ist, hat eine Höhe von 10,000 Fuß, und erhebt sein mit Schnee bedecktes Haupt in die Wolken. Lange Zeit war er so ruhig, daß man schon die Erzählung von seinen früheren fürchterlichen Ausbrüchen zu bezweifeln anfing oder sein Feuer theilweise erloschen glaubte, doch auf eine Grausen erregende Weise zeigte er durch mehrere fürchterliche Ausbrüche, daß dies nicht der Fall sey.

Man rechnet seit Christi Geburt bis auf unsere Tage 65 bedeutendere Ausbrüche; am fürchterlichsten waren folgende: von 1169, 1537, 1669, 1693, 1737, 1780, 1787, 1792, 1797, 1798, 1799, 1800, 1811 und 1819. 1169 wurden Syrakus, Catanea, Lentini und viele andere Orte fast gänzlich zerstört. 1537 erschütterte das mit der Eruption des Aetna verbundene Erdbeben ganz Sicilien und einen Theil Calabriens. 1669 stieg in Nicolosi, einem ziemlich bevölkerten Dorfe, aus einem Schlunde, der sich beim Erdbeben bildete, seinen Platz mehrmals veränderte und während dies ses Aufruhrs aller Kräfte der Natur, die ihn hin- und hertrieben, einmal sogar 5 Stunden lang und 4 Stunden breit war, ein Berg empor, der jetzt den Namen Monterossi führt; am Fuße desselben entstand eine Oeffnung, aus der die Lava auf Catanea zufloß, und trotz der Bemühung der Catanier, die einen Hügel aufwerfen wollten, um derselben eine andre Richtung zu geben, dabei aber von ihren Nachbarn, deren Besitzungen dann überströmt worden wären, zurückgeschlagen wurden, bis vor die Mauern von Catanea kam. Da es aber längere Zeit gedauert hatte, bis sie dahin gelangte und sie unterdessen ziemlich erkaltet war, so konnte sie die festen Mauern nicht mehr durchbrechen, häufte sich vor denselben auf, floß darüber hinweg und zerstörte den größten Theil der Stadt, deren Bewohner sich aber, so oft auch später der Aetna ihre Arbeiten wieder vernichtete, sich dennoch nicht entschließen konnten, die Trümmer zu verlassen, sondern ihre Stadt, wie auf der Abbildung zu ersehen, aufs Neue immer wieder schöner erbauten.

Im Jahr 1693 gingen 40 Städte und Dörfer zu Grunde, und 93,000 Menschen kamen dabei ums Leben, ja 1737 erfolgte ein 12tägiges Erdbeben, wobei man den Untergang von ganz Sicilien befürchtete. Mit dem Ausbruch von 1780 stand das erst 1783 erfolgte Erdbeben in Verbindung, wobei die große und reiche Stadt Messina zerstört wurde. Klöster, Kirchen, Thürme und Häuser derselben wankten, die Einwohner jammerten und verließen ihre

Digitized by Google

Behausungen, gleich einem Haufen Ameisen, wenn der Mensch ihren Bau zerstört. Krachend stürzte die Stadt zusammen, und mehr als Tausend ihrer Bewohner wurden unter den Trümmern begraben; auch in Calabrien wüthete das Erdbeben, verwüstete 17 Orte, und tödtete mehrere Tausend Menschen. Viele entflohen an das Gestade des Meeres, doch dieses wurde über seine Ufer getrieben und riß mehr als 2000 mit sich fort. Die Ausbrüche von 1787, 1792, 1797, 1798, 1799 und 1800 ließen durch ihre schnelle Folge eine Zerstörung der ganzen Insel befürchten; wie viele Beispiele hat man nicht, daß durch Erdbeben kleinere Inseln entstehen und andere wieder verschwinden? Bei dem Ausbruche des Aetna im Jahre 1811 bildeten sich 12 neue kleinere Krater, die eine Breite von mehr als 100 Klafter einnehmen, einen Eichen- und Tannenwald zerstörten und noch jetzt zuweilen Lava auswerfen. 1819 am 27. Mai fing der Aetna wieder an Feuer auszuwerfen und dies dauerte fort bis zum 3. Juli. Die Lava strömte einem öden Thale zu, machte vielerlei Wendungen, bildete Hügel und Thäler, verwüstete aber keine bewohnte oder angebaute Gegend. Am 16. Mai dieses Jahrs (1830) erfolgte ein neuer Ausbruch und wir führen hier an, was französische Journale nach Briefen aus Sicilien darüber mitgetheilt haben.

„Die furchtbare Explosion, welche 7 Oeffnungen an den Seiten dieses Vulkans hervorbrachte, zerstörte 8 in der Nähe des Berges gelegene Dörfer, die bisher immer den Verheerungen der Lava entgangen waren. Alle Wohnungen verschwanden unter der Masse kalzinirter Steine und einer in große Ferne geschleuderten röthlichen Asche. Obgleich sich die Katastrophe durch furchtbare donnernde Erschütterungen ankündigte, so blieben doch die Einwohner dieser Dörfer, im Vertrauen auf die Entfernung, die sie bei früheren Ausbrüchen geschützt hatte, ruhig in ihren Wohnungen. Es kamen deswegen auch viele Menschen und viel Vieh um. Man konnte sich erst nach 8 Tagen dem Schauplatze des Brandes und der Verheerung nähern; aber alle Nachsuchungen waren vergeblich. Die Küsten von Calabrien und einige Theile von Italien, die unter der Richtung des in dieser verheerenden Nacht herrschenden Sturmes lagen, wurden von dem röthlichen Staube, unter welchem die Umgebungen des Aetna begraben waren, bedeckt."

Aus seinen Schlünden steigt unaufhörlich ein solcher Rauch auf, daß man denselben auf der 60 Meilen weit entfernten Insel Malta sehen kann. Wie schon früher in diesen Blättern erwähnt wurde, ist der Schnee, der ihn bedeckt, kein unbedeutender Handelsartikel, weil er zu kühlenden Getränken verwendet wird, und dort bessere Dienste leistet, als Eis; dem Bischoff von Catanea, der diesen Handel für seine Rechnung betreiben läßt, soll er einen jährlichen Gewinn von mehr als 5000 Thlr. abwerfen. Die Alten fabelten von dem Aetna, daß der Gott Vulkan seine Schmiede in seinem Innern habe, und daß das Getöse in demselben von seinen Arbeiten entstehe; die feuerspeienden Berge erhielten deßhalb auch den Namen Vulkane.

Carl v. Rügen.

Der gute Sohn.

Walther, ein angesehener Kaufmann von Altona, hatte in seinen jüngern Jahren ein Handlungshaus angelegt, und es nach und nach in einen blühenden Ruf gebracht. Er war Vater einer zahlreichen Familie, über welche er sein Ansehen mit aller Strenge eines heftigen und starken Despoten ausübte. Seine Gattin, die mit allen Annehmlichkeiten ihres Geschlechts die Sanftmuth eines Engels verband, war unablässig bemüht, die Wirkungen seines Jähzorns zu mildern, seine böse Laune zu fesseln, und ihn mit seinen Kindern und sich selbst im Frieden zu erhalten; allein ihre Bemühungen wurden nur allzuoft vereitelt.

Leonhard, ihr ältester Sohn, ein sonst gutartiger Jüngling, hatte eines von jenen feurigen Temperamenten, die der Hand eines weisen Erzie-

Digitized by Google

hers willig folgen, aber gegen eine willkührliche und leidenschaftliche Gewalt sich hartnäckig auflehnen. Es war daher nicht anders möglich, als daß häufige Wortwechsel zwischen dem Sohne und Vater entstanden, dessen ungestüme Schärfe ihn zu einem Widerstande reizte, der sich zuletzt nicht mehr bändigen ließ.

Diese unseligen Zwistigkeiten wurden täglich ernstlicher; zumal nachdem Leonhard jenes Alter erreicht hatte, dessen wilde Hitze keinen Zaum mehr duldet, wenn er nicht frühe durch einen geschickten Führer angelegt worden ist. Der Jüngling hatte sein achtzehntes Jahr angetreten, als einst nach einem heftigen Zanke sein Vater in der Wuth seines Unwillens, über die Unmöglichkeit, ihm einen Gehorsam aufzulegen, den er blos erzwingen wollte, ihn zum Hause hinausstieß, und ihm unter schrecklichen Drohungen verbot, jemals wieder vor seinen Augen zu erscheinen.

Leonhard war zu stolz, als daß er seinen Vater um Gnade gebeten, und zu leichtsinnig, als daß er die Folgen dieses Trotzes eingesehen hätte. Von allem entblößt, aber mit jener Zuversicht erfüllt, die auf das Gefühl seiner Kraft und seines Muthes gegründet war, verließ er augenblicklich seine Vaterstadt, und eilte nach Hamburg, wo er sich glücklich schätzte, einen segelfertigen Kauffahrer anzutreffen, mit dem er nach Koppenhagen übersetzte. Hier irrte er einige Tage hülflos am Hafen umher, bis es ihm endlich gelang, die Aufmerksamkeit eines Schiffsherrn auf sich zu ziehen, der im Begriffe stand, eine Reise nach der westindischen Insel St. Croix zu unternehmen, die bekanntlich der dänischen Krone unterworfen ist. Leonhard entdeckte ihm seinen Namen und die Ursache seiner Flucht, und hörte nicht auf mit Bitten und Flehen, bis der Hauptmann, durch seine Entschlossenheit gerührt, ihn an Bord nahm, und ihm versprach, auf den Fall seines Wohlverhaltens, für sein Glück zu sorgen.

So heftig auch Walther gegen den Jüngling aufgebracht war, so verlor doch die Natur ihre Rechte nicht, und dieser tyrannische Vater bereuete es nur allzubald, daß sein Sohn ihm so pünktlich gehorcht hatte. Seine gefühlvolle Gattin kämpfte mit allen Leiden, denen das Herz einer zärtlichen Mutter offen steht. Lange war sie über den Verlust eines Sohnes untröstbar, dessen Liebe und Ehrerbietung sie sich durch ihre himmlische Güte erworben hatte. Blos ihre Liebe zu ihren übrigen Kindern konnte ihr ein Leben erhalten, wovon sie jeden Tag mit einem neuen Opfer bezeichnete, aber auch mit jenen edlen Muttergeschäften ausfüllte, die den Mangel der häuslichen Glückseligkeit ersetzen.

Aller Nachforschungen ungeachtet konnte sie blos Leonhards Abfahrt von Hamburg entdecken, ohne von seinem nachfolgenden Schicksale die mindeste Aufklärung zu erhalten. Der Kummer, den ihr diese Ungewißheit verursachte, wurde bald hernach durch widrige Zufälle vermehret; unerwartete Bankerotte, wiederholte Einbußen, und besonders eine kostspielige Unternehmung, die wegen eines Zwistes fehlschlug, der sich zwischen Walthern und seinen Mitgenossen erhob, erschütterten allmählich seinen Wohlstand, und richteten ihn endlich zu Grunde. Kurz, nach einer Reihe von Unfällen und vergeblichen Versuchen, sich wieder aufzuhelfen, ward er genöthigt auf das Land zu entweichen, wo er, mit einer schwermüthigen Seele und einem kränkelnden Körper, seine zahlreiche Familie in einer Dunkelheit erzog, die mehr an Armuth als an Mittelmäßigkeit gränzte.

Indeß verschaffte Walthers Unglück ihm einen Vortheil, der nicht zu theuer erkauft werden kann; sein Karakter wurde nach und nach sanfter. Seine Vernunft erhielt durch den Druck der Widerwärtigkeit eine ihr zuvor unerreichbare Stärke; er lernte seine Leidenschaften bezwingen, indem er sich Mühe gab, sie zu bekämpfen, um das Elend seiner Gefährten zu vermindern, und er konnte nun seine treffliche Gattin, deren liebenswürdige Eigenschaften sie ihm täglich theurer machten, nicht anders als mit der zärtlichsten Wehmuth ansehen. Während dieses Zeitraums hatte Leonhard alle

Digitized by Google

Abwechslungen des Glücks erfahren. Seine erste Fahrt war unglücklich; der Schiffshauptmann, dessen Liebe er sich durch seinen thätigen Geist und durch sein offenes Wesen in kurzer Zeit erworben hatte, starb auf der See. Der verlassene Jüngling wurde ohne Geld, ohne Beschützer, ohne Freund auf die Insel St. Croix hingeworfen. Er wäre vor Armuth verschmachtet, wenn nicht ein reicher Kaufmann ihn aus Mitleid in sein Haus aufgenommen hätte; dieser suchte sich von seiner Geschicklichkeit und Treue durch allerhand kleine Aufträge zu versichern, und als er Probe hielt, trug er kein Bedenken, den armen Fremdling in das Innere seines Gewerbes einzuleiten.

Der Scharfblick, der Fleiß und die Ordnungsliebe des jungen Menschen sprachen so sehr zu seinem Vortheil, daß ihm nach und nach wichtigere Geschäfte anvertraut wurden. Waldemar, so hieß sein Wohlthäter, schickte ihn mehrmals nach den französischen Antillen, und in die nordamerikanischen Staaten; er besorgte verschiedene wichtige Geschäfte mit so vieler Geschicklichkeit, daß er das Vertrauen aller Correspondenten seines Herrn erweiterte, seinem Hause unermeßliche Vortheile zuwandte, und endlich durch einen Antheil an der Handlung belohnt wurde. So öffnete das Glück ihm eine Laufbahn, worin er so schleunige Fortschritte machte, daß sein Gewinn sich mit jedem Tage vermehrte.

Der Eindruck, den die Verbannung aus dem väterlichen Hause in seinem Gemüthe zurückgelassen hatte, die Nothwendigkeit, für seinen Unterhalt zu sorgen, und der Strudel der Geschäfte, darinn er sich nach der Hand umhertrieb, unterdrückten bei ihm lange Zeit alle kindlichen Gefühle und schienen sie sogar völlig ausgelöscht zu haben. Das väterliche Dach stellte sich ihm bloß als der Schauplatz einer grausamen und unverdienten Züchtigung dar. Nach und nach aber erwachte die Natur, und zeigte es ihm unter einer minder empörenden Gestalt; die Länge der Zeit und eine glückliche Lage besänftigten sein aufgebrachtes Herz; das Andenken an die unbegränzte Güte seiner Mutter, an die Spiele und Liebkosungen seiner Geschwister erweichte seine Seele. Alle Naturgefühle sind sich verwandt, sie rufen einander wechselweiß auf, und wenn die mächtigsten ihre alte Herrschaft über ein edles Gemüth wieder an sich ziehen, so entwickelt sich ein jedes mit einer neuen Energie.

Als nun Leonhard mit Unpartheilichkeit über sich selbst nachdachte, fieng er an die Strenge seines Vaters zu entschuldigen, und seine eigene Halsstarrigkeit zu mißbilligen, bis er sie endlich nicht weniger tadelnswürdig fand.

Die brausende Hitze der ersten Jugend hatte bei ihm der Vernunft Platz gemacht, deren Reife die Erfahrungen eines geschäftigen Lebens beschleunigen; wenn der ungestüme aber gefühlvolle Jüngling sich dem Zeitpunkte nähert, da er selbst Vater werden kann, so lernt er auch seine Pflichten gegen seine Eltern richtiger bestimmen.

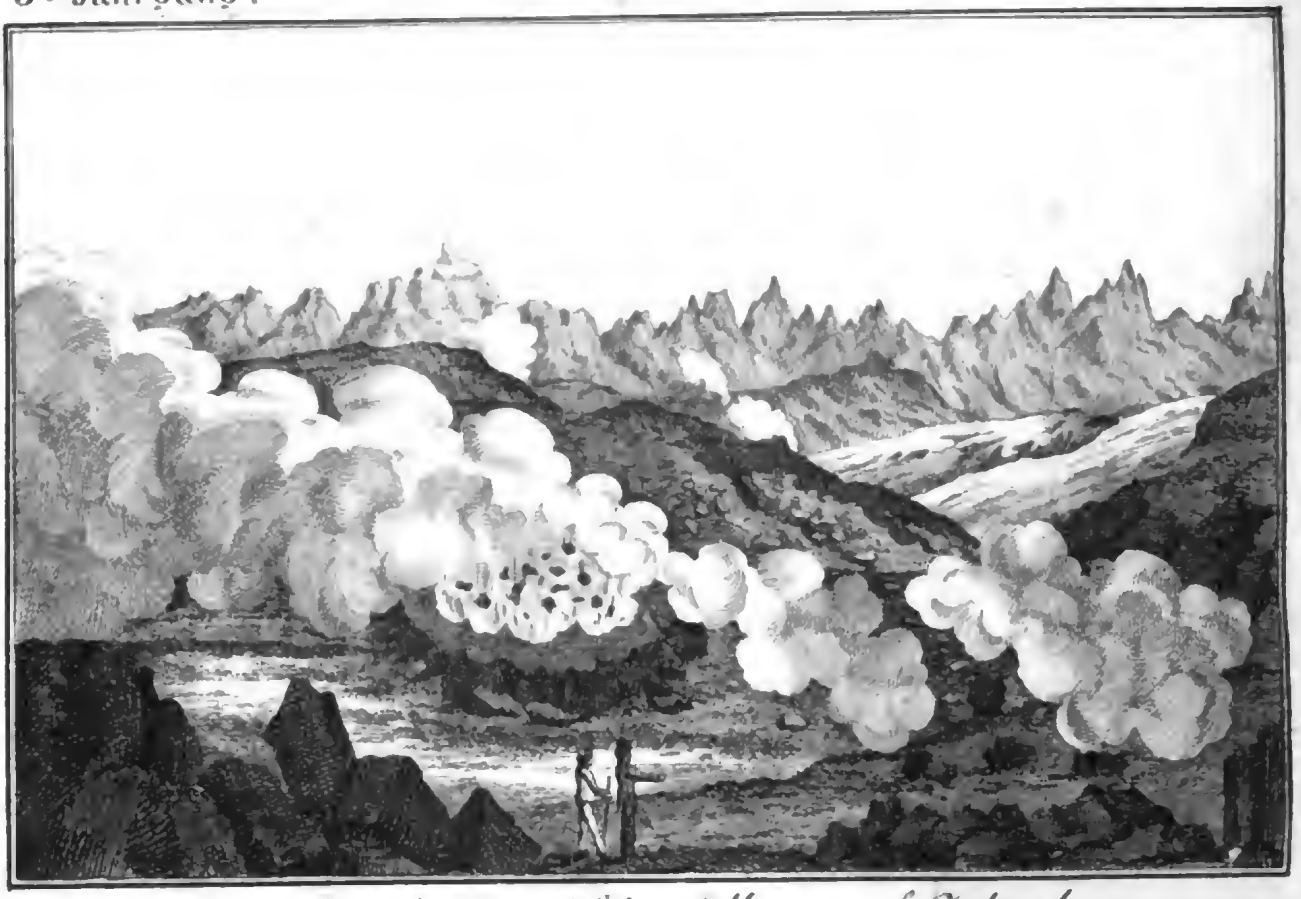
Die sanften Rührungen, die in seiner Kindheit eine geliebte Mutter in ihm erregt hatte, die unvertilgbare Zauberkraft des Ortes, wo das Herz sich den ersten Gefühlen des Daseyns geöffnet hat, die tiefen Eindrücke, welche alle besondern Begebenheiten seines Lebens in ihm aufweckten, setzten ihm so mächtig zu, daß er sich entschloß, den schmeichelhaften Aussichten zu entsagen, die seine Lage ihm, zur Vermehrung seines Reichthums darbot: er verwandelte seine Baarschaft in sichere Wechsel, und schiffte nach Koppenhagen zurück, wo er sie gegen andere auf Hamburg umsetzte, mit welchen er nach einer Abwesenheit von neun Jahren in seiner Vaterstadt anlangte. Bei seiner Ankunft erfuhr er den traurigen Glückswechsel, der seine Familie betroffen hatte; er erkundigte sich nach ihrem Aufenthalte, und begab sich mit einem zärtlich gerührten Herzen an den Ort, den man ihm anzeigte.

(Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



Ansicht der Schwefelberge auf Island.

Spitze des Hekla auf Island.

Google

No.ro 43. Dritter Jahrgang 1830. (173)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 3. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von W. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Ansicht des Hekla auf Island.

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XLIII.

Die Insel Island ist mit feuerspeienden Bergen fast übersäet; lange Zeit war unter diesen der Hekla seiner Ausbrüche wegen gefürchtet, jedoch waren dieselben weder so häufig noch so zerstörend, als die des Vesuv und Aetna. Seine Höhe beträgt 4300 Fuß, sein ganzer Gipfel besteht aus Schlacken, und in dem Krater, der über 100 Fuß tief ist, erblickt man große Schneemassen, die fest und undurchsichtig sind, und einen bläulichen Schein zurückwerfen. Von seinem Gipfel übersieht man den größten Theil der Insel, die zum Theil eben ist, nur daß sich hier und da Eis- und Schwefelberge erheben, wie dieß auf der ersten Abbildung unserer Tafel dargestellt ist.

Diese Schwefelberge sind fast allenthalben mit Schwefel und Thon, vorzüglich von weißer und gelblicher Farbe, hin und wieder aber auch von rother und blauer Farbe, bedeckt. Wo man den Schwefel wegraumt, brechen äusserst schädliche Dünste hervor, und an manchen Stellen ist der Schwefel ungemein heiß. Der beständig kochende Schlamm in dem ungefähr 15 Fuß breiten Kessel, den man auf der Abbildung in dem Vordergrunde bemerkt, wird oft 6 bis 8 Fuß hoch mit großem Geräusche emporgeworfen. Nahe an dieser Stelle ist ein unförmlicher Raum mit lebhaft kochendem Wasser angefüllt, und steigt man von diesen heißsprudelnden Quellen den Berg hinauf, so trifft man auf eine Quelle von kaltem Wasser, die man in dieser Umgebung nicht erwarten sollte.

Einer der merkwürdigsten Vulkane auf Island ist der Kattlagiau; er war seit 1755, wo fast 10,000 Menschen durch ihn umkamen, ruhig; im Jahr 1823 erfolgte aber ein Ausbruch, dessen Asche Schiffe auf dem Meere erreichte, die 20 Meilen weit entfernt waren. Auch der Schneefieldspöckel daselbst (5500 Fuß hoch) ruhte schon seit 1612, warf aber vom Dezember 1821 bis Neujahr 1823 Feuermassen und 50 — 80 Pfund schwere Steine über eine deutsche Meile weit.

Den neuesten Nachrichten aus Island zufolge hat sich am 13. März d. J. in der Nähe dieser Insel ein Vulkan im Meere gezeigt; man hat nur den Rauch gesehen, und sich wegen Mangel eines Schiffes nicht nähern können; in der letztern Zeit zeigte sich weiter kein Rauch. Man fürchtet, daß dieser Vulkan eine neue Insel unter der Oberfläche des Wassers gebildet haben könne, und diese für die Schifffahrt gefährlich seyn dürfte; auch ist man nicht ohne Besorgniß, daß ein Ausbruch der Vulkane auf der Insel erfolgen werde, denn als sich das letztemal ein solcher Vulkan in offener See sehen ließ, erfolgte später im Sommer ein verheerender Ausbruch des Skaftafalls-Jökelen.

Digitized by Google

In Amerika ist die ganze Gebirgskette der Cordilleras de los Andes, die sich von der darischen Erdenge bis zur magellanischen Straße über 650 Meilen weit erstreckt, mit Vulkanen versehen, und selbst der berühmte Chimborasso, (siehe Jahrgang 1829 Tab. XIX.) der lange Zeit für den höchsten Berg auf der Erde gehalten wurde, bis man das Himalaza-Gebirge in Asien kennen lernte, ist ein Vulkan. Oft schmilzt bei den Ausbrüchen dieser Vulkane der Schnee, der sie bedeckt, und ganze Fluthen stürzen dann herab, überschwemmen die umliegenden Gegenden und vernichten ganze Dörfer.

Die Art und Weise, wie solche fürchtlichen Wirkungen entstehen können, erklärt man sich folgendermaßen. Da in vielen Gegenden der Erde eine Menge von Schwefelkiesen, die vieles Eisen enthalten, vorhanden sind, so wirken manchmal Luft und Feuchtigkeit so auf diese, daß sie sich erhitzen und in Flammen ausbrechen. Auch sind in der Erde noch andere brennbare Stoffe in Menge vorhanden, wie z. B. Steinkohlen, Erdharze u. s. w. und die früher angeführten fürchterlichen Erscheinungen sind nun leicht zu begreifen, wenn man annimmt, daß das Innere der Erde durch Höhlen und Gänge verbunden ist, zu denen Wasser und Luft (oder auch nur das erstere) Zutritt haben. Welche ungeheure Wirkungen bringt nicht allein schon der Dampf hervor, der ganze Maschinen und Schiffe treibt? Die Vulkane sind meistens in Gegenden, deren Boden vielen Schwefel enthält, wie dies z. B. in einem weiten Umkreise um Neapel und fast auf der ganzen Insel Island der Fall ist.

Wir müssen die Allmacht des Schöpfers bewundern, der solche Kräfte in seine Natur legte. Durch Menschenwerk sind sie nicht hervorgerufen, und können nicht durch Menschen fortbestehen. Der Allmächtige ist aber, wie es sich in der ganzen Natur zeigt, der Allweise und zugleich der Allgegenwärtige; darum vertraue ihm unbedingt, wenn gleich noch Vieles vor unsern schwachen Augen verborgen liegt.

Der gute Sohn.

(Beschluß von Seite 172.)

Es war an einem trüben Herbstabend, eben da das unglückliche Ehepaar sich in melankolischer Vertraulichkeit über einen Brief unterhielt, den Walther denselben Tag vom Eigenthümer ihres Landhäuschens empfangen hatte, und der die ganze Familie mit Kummer und Schrecken erfüllte: „Was soll ich anfangen?" rief er aus, indem er den Brief in der Hand hielt, „man bedrohet mich, uns auszutreiben, weil ich zwei Quartale Hausmiethe schuldig bin. — Der grausame Mann! aber ach! darf ich mir von einem Fremden mehr Menschlichkeit versprechen, als ich meinem eignen Sohne bewiesen habe?" —

Diese Betrachtungen waren zu herzerschütternd, als daß seine Gattin sie hätte ertragen können; sie schlug ihre Hände zusammen, sie seufzte und vergoß bittre Thränen. Die fromme Dulderin verweilte keinen Augenblick bei dem Bilde ihrer gegenwärtigen Lage; sie beweinte bloß ihren längstverlornen Sohn.

Ihre älteste Tochter, deren Schönheit und Anmuth auch der gemeinste Anzug nicht verbergen konnte, näherte sich der Mutter mit zärtlicher Schüchternheit, und indeß sympathetische Thränen das frische Roth ihrer Wangen erhöhten, legte sie die eine Hand in die Ihrige, und unterstützte mit der andern ihre niedergesenkte Stirne. Der Vater stöhnte aus der Tiefe seines gepreßten Herzens, und die zwei ältern Knaben hiengen mit starren Blicken auf dieser Scene des Jammers.

Ein Paar kleinere Kinder, zu deren Busen der Kummer den Zugang noch nicht gefunden hatte, saßen vor der Thüre; jetzt kamen sie mit der Nachricht hereingelaufen, daß vor dem Hause ein Wagen still halte, aus welchem ein schöner Herr herausgestiegen sey. Er folgte ihnen auf dem Fuße; aber beim Anblicke der Gruppe, die sich ihm darstellte, verließen ihn seine Kräfte; sprachlos warf er sich auf den ersten Stuhl, den er erreichen konnte. Die Familie drängte sich um ihn her; die Mutter,

Digitized by Google

die einen gierigen Blick auf ihn hinschoß, rief mit convulsivischer Stimme: mein Sohn, mein Sohn! und sank ohnmächtig zu seinen Füßen; Walther blieb wie versteinert auf der Bank sitzen, und konnte nichts als seine Hände gen Himmel heben; endlich fiel er auf die Kniee, und sprach: „Gott sey gelobet!" Nun lief er auf seinen Sohn zu, drückte ihn an sein Herz, und weckte ihn durch seine zärtlichen Liebkosungen aus seiner Betäubung. Kaum konnte Leonhard seine Lippen bewegen, so flehte er seinen Vater für den Fehltritt seiner Jugend um Verzeihung an. — „Dir verzeihen, Leonhard! ich, ich, mein Kind, muß Dich bitten, die Grausamkeit zu vergessen, womit ich Dir begegnet bin!" — Er faßte ihn in seine Arme und überschwemmte sein Gesicht mit seinen Thränen. Indeß lag die Mutter noch immer sinnlos am Busen ihrer Tochter; der Rest der Familie war vor Bestürtzung auffer sich, und die jüngern Kinder stießen ein lautes Klaggeschrei über ihre Mutter aus, die noch immer kein Lebenszeichen von sich gab.

Lang suchte die Sorgfalt ihres Mannes und ihres Sohnes umsonst sie aufzuwecken, und als endlich ihre Augen einen schwachen Blick auf den theuren Gegenstand warfen, den sie alle beweint hatten, wurde sie von einer zweiten Ohnmacht befallen, man mußte sie zu Bette tragen, wo sie, nur nach und nach, die Kraft bekam, ihren wiedergefundenen Sohn anzusehen und zu umarmen. Die ältere Schwester, welche den Gefährten ihrer ersten Jahre ohne Mühe erkannte, wußte sich vor Freude nicht zu fassen, und hatte sich einer seiner Hände bemächtigt, welche sie jeden Augenblick an ihre Brust drückte.

Auf diese zuerst stürmische, dann sanfte Herzensergießungen folgten die Fragen; Leonhard erzählte seine Geschichte mit wenig Worten, ohne der ausgestandenen Mühseligkeiten zu erwähnen, welche ein schmerzhaftes Andenken hätten erneuern können. Am Schlusse seiner Erzählung übergab er seinen Eltern seine — Brieftasche; mein Vermögen, sprach er, gehöret Ihnen zu; schalten Sie damit nach eigenem Wohlgefallen, ich will keinen größern Antheil, als jedes andere Glied der Familie daran haben.

Seine Kindestreue und Großmuth erregten jene Bewunderung, welche die prunklose Tugend einflößt, und vermehrten die Reue des Vaters, einen solchen Sohn verkannt zu haben. Er wollte Leonhards Anerbieten nicht in seinem ganzen Umfange annehmen; er entlehnte bloß einen beträchtlichen Theil seiner Gelder, und fieng in seiner Gesellschaft eine neue Handlung an, deren Unternehmungen so glücklich ausschlugen, daß er in den Stand gesetzt wurde, seine übrigen Kinder zu erziehen, sie anständig zu versorgen, und den Rest seiner Tage in einem friedlichen Wohlstande zuzubringen.

Eine indische Anekdote.

Im letzten Kriege wurde ein Detachement Amerikaner von einer Partie Wilden geschlagen. Die Besiegten konnten nicht schnell genug fliehen, um der Rache der Sieger zu entkommen.

Ein junger Amerikaner, den zwei Wilde verfolgten, wandte sich, eben als diese ihn mit ihren Streitarten zu erreichen hofften, plözlich um, mit dem festen Entschlusse, sein Leben, dessen Ende er so nahe sah, theuer zu verkaufen. In dem nämlichen Augenblick zielte ein andrer Wilder, ein Alter, der mit einem Bogen bewaffnet war, nach seinem Herzen, aber gerade als er den tödtlichen Pfeil abschießen wollte, ließ er seine Waffe sinken, warf sich zwischen den jungen Offizier und die kämpfenden Wilden, die jenem eben den Todesstoß zubereiteten, und bat um dessen Schonung. Die Bitte wurde sogleich gewährt, und der alte Wilde benahm dem jungen Amerikaner durch seine Liebkosungen alle Furcht und Schrecken. Er führte ihn in seine Hütte, und behandelte ihn mit so viel Sanftmuth, und mit einer so zärtlichen Sorgfalt, daß der Fremdling in stetem Erstaunen darüber blieb. Er fand sich nicht bei einem Herrn, sondern vielmehr bei einem edelmüthigen Freund, der ihn die Sprache der Indianer, so wie überhaupt alles lehrte, was dazu gehörte, um mit den Wilden glücklich leben zu können. Gegenseitige Zufriedenheit

Digitized by Google

krönte dieß seltene Benehmen, und wenn den jungen Amerikaner etwas beunruhigte und seinen Gleichmuth stören konnte, so war es die Bemerkung, daß der gute Alte ihn manchmal aufmerksam betrachtete, und dabei Thränen vergoß. Inzwischen hielten ihn Furcht und Dankbarkeit von jeder Aeusserung zurück, und er verehrte den Schmerz seines edlen Freundes zu sehr, als daß er sich irgend eine Frage hätte erlauben können.

Das Frühjahr kehrte zurück und mit diesem fiengen die Feindseligkeiten wieder an: jeder Stamm bewaffnete sich aufs Neue. Der alte Indianer, der noch Kraft genug hatte, die Beschwerlichkeiten des Krieges zu ertragen, marschirte mit dem seinigen, in Gesellschaft seines Gefangenen, der nun sein Waffengefährte geworden war. Sie hatten 200 Meilen durch die Wälder zurückgelegt, als sie eine Ebene erreichten, in der sie das Lager der Amerikaner entdeckten. Bei diesem Anblick beobachtete der Alte seinen jungen Freund, indem er zu ihm sagte: „Siehe deine Brüder, die uns zur Schlacht erwarten! Erinnere dich, daß ich dir das Leben rettete, erinnere dich, daß ich dich lehrte, wie man einen Baum aushöhlt, um ihn als Schiff zu benutzen, wie man Pfeile schnitzelt, wie man einen Feind im Walde überfällt, wie man die Streitart führt. Was warst du ehe ich dich in meine Hütte brachte? Deine schwachen und zarten Hände glichen denen eines Kindes; sie besassen nicht Kraft genug, dich zu vertheidigen. Deine Seele war in das Dunkel der Nacht gehüllt, du wußtest nichts, ich lehrte dich alles, was ein Mensch wissen muß. Wirst du undankbar genug seyn, um dich mit deinen Brüdern vereinigen und die Axt gegen uns führen zu können?"

Der junge Offizier versicherte heilig, daß er tausendmal lieber sterben, als das Blut der Indianer, seiner edelmüthigen Freunde, vergiessen würde.

Der alte Indianer bedeckte mit den Händen sein Gesicht, ließ seinen Kopf sinken, und nachdem er einige Zeit in dieser Lage geblieben war, sahe er seinen jungen Freund starr an und frug ihn mit einem Ton von Schmerz und Zärtlichkeit vermischt: „Hast du einen Vater?" — Er lebte, erwiederte der junge Gefangene, als ich mein Vaterland verließ. — „O! wie unglücklich muß er seyn!" rief der Alte — und nach einem Stillschweigen von etlichen Augenblicken sagte er: „wisse, daß ich auch Vater war, und daß ich es nun nicht mehr bin. Ich sahe meinen Sohn in einer Schlacht umkommen, an meiner Seite starb er wie ein Krieger, bedeckt mit ehrenvollen Wunden. Ich habe seinen Tod gerächt. O ja! ich habe volle Rache genommen."

Er sprach diese Worte mit solcher Heftigkeit, daß sein ganzer Körper zitterte. Seufzer und Stöhnen erstickten ihn beinahe, seine Augen schlossen sich und Todeskälte erstarrte alle seine Glieder. Er bedurfte einiger Zeit Ruhe, um seiner Sinne wieder mächtig zu werden; er wandte sich sodann gegen Morgen, wo die Sonne aufgieng: „Sehe dieses Gestirn, das sein Licht ferne verbreitet; macht es dir Vergnügen, es zu betrachten?" — Ja, antwortete der junge Amerikaner, dieser Anblick erfüllt meine Seele mit Freude. — „Glücklicher Jüngling! dieses Schauspiel hat für mich keinen solchen Reiz." Einen Augenblick nachher unterbrach er nochmals das Stillschweigen, indem er seinem jungen Freund mehrere Blumen zeigte und zu ihm sagte: „Macht es dir Freude, diese Blumen blühen zu sehen?" — O ja, versetzte der junge Gefangene, sehr viel! — „Ach! auch dieser Anblick hat keine Reitze mehr für mich!" Hierauf fuhr er fort: „Gehe in dein Land, seye frey, ich schenke dir dein Leben; genieße es in Frieden und damit sich auch dein Vater der aufgehenden Sonne und der keimenden Blüthen erfreuen kann!

Aphorismen.

Streben nach Ruhm, bezeichnet den großen Helden,
Verschmähung des Ruhms, den großen Mann.

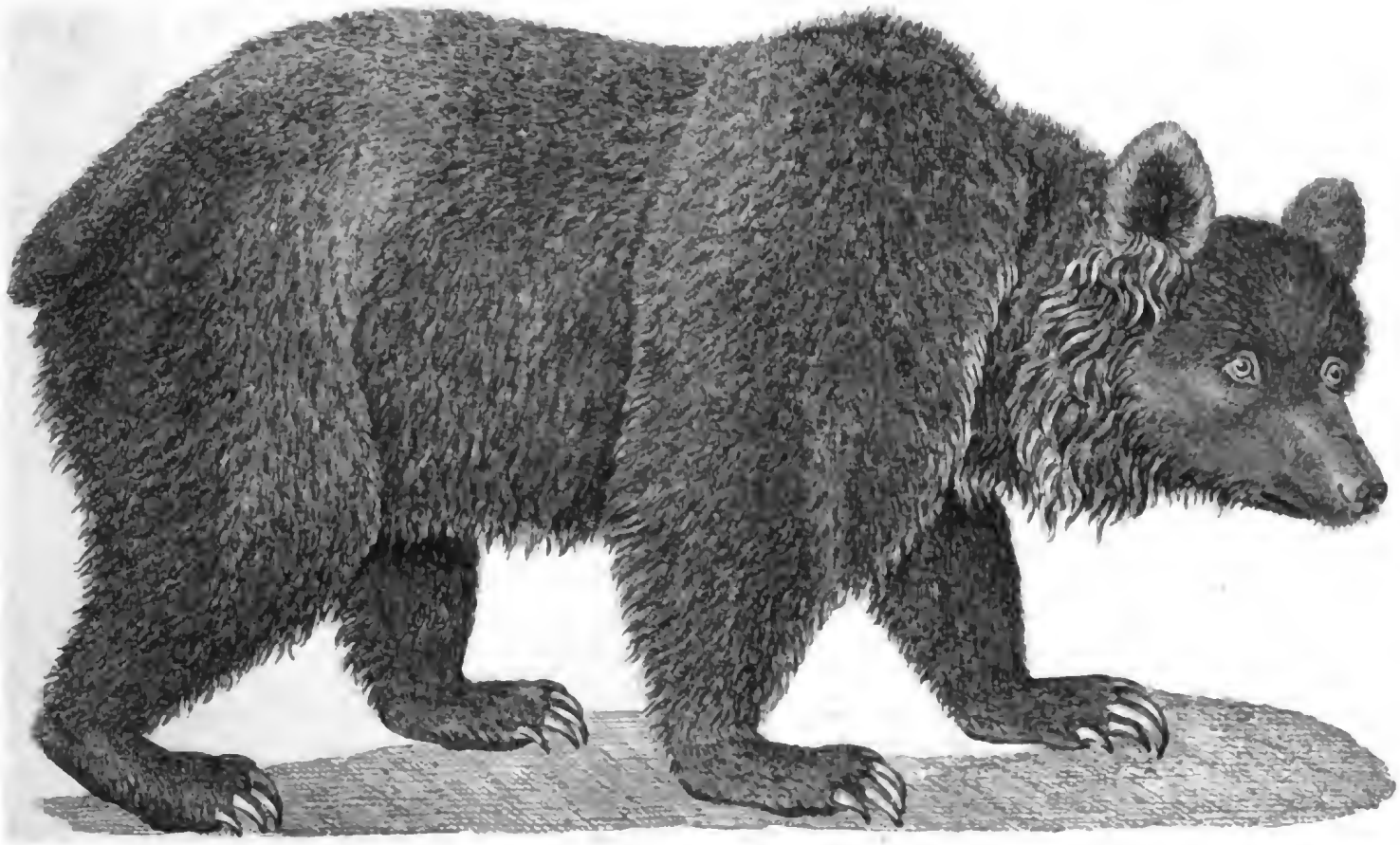
Vielen gefallen wollen, heißt Weisen mißfallen.

Wer am wenigsten bedarf, ist den Göttern am nächsten.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Land-Bär.

Digitized by Google

No.ro 44. Dritter Jahrgang 1830. (177)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Der Bär.

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XLIV.

Indem wir heute manches Interessante von dem Bärengeschlechte zu erzählen gedenken, schicken wir zunächst die Erklärung der beigegebenen Abbildung voran.

Gewiß erkennt schon mancher unserer Leser beim ersten Blick auf die naturgetreue Abbildung den gewöhnlichen braunen europäischen Bären, der so oft bei Jahrmärkten und Volksfesten durch komische Sprünge und Künste Alt und Jung ergötzet.

Unsere Abbildung, die in der That sehr getreu und lebendig zu nennen ist, zeigt uns den gewöhnlichen Bären in ⅛ seiner natürlichen Größe, so daß seine Länge also etwa 4 bis 5 Fuß und seine Höhe 3 Fuß betragen würde.

Der Körper des Bären ist mit feinen langen Haaren bedeckt, deren Farbe durchgehends braun, an manchen Stellen des Körpers aber mehr oder weniger hell und dunkel ist. An den Tatzen und der Schnauze ist das Haar kurz und fast ganz schwarz. Die Farbe des Bären ist überhaupt sehr verschieden, je nach seinem Alter, dem Klima und der Jahreszeit, wo man ihn findet. Seine Fußsohlen sind nackt und nur an den Seiten mit Haaren eingefaßt. Die Nägel an seinen Tatzen sind ungemein stark und schneidend. Augen und Ohren verhältnißmäßig sehr klein, sein Rüssel ist beweglich und drüsig und seine Zunge sanft, schmal und lang. Gesicht, Geruch und Gehör hat er vorzüglich scharf und sind ihm zu Aufsuchung seiner Beute äußerst behülflich. Wie wohl er plump und unbehülflich scheint, ist doch sein Gang sehr rasch, und er klettert sogar mit Behendigkeit auf Bäume.

Er lebt in dichten Waldungen des nördlichen Europa's und Asiens, in Rußland, Polen, Schweden und Norwegen und wird auch zuweilen noch in den Gebirgen der Schweitz, Tyrols, den Pyrenäen und Karpathen gefunden. Seine Nahrung nimmt er größtentheils aus dem Pflanzenreiche. Weintrauben und Erdbeeren sind Delikatessen für ihn, und seine Lüsternheit nach Honig ist uns aus manchen Fabeln und Erzählungen bekannt. Dem ohngeachtet gehört er doch zu den Raubthieren und stellt Schaafen, Ziegen, Hirschen und Gemsen nach, und überwältigt oft Ochsen und Pferde. Menschen fällt er selten an, und nur wenn er gereizt und verfolgt wird, braucht er seine Kräfte gegen sie. Der Bär erreicht in der Wildheit meistens ein Alter von 30 — 35 Jahren.

Das Fleisch der Bären ist genießbar, bei jungen Bären selbst angenehm; die Tatzen werden für wahre Leckerbissen gehalten. Aus dem Fette wird Oel gewonnen, und man findet in Amerika, namentlich in Louisiana, so fette Bären, daß oft ein einziger davon 120 Töpfe voll Oel giebt. Die Bewohner von Kamtschatka brauchen es zum Einreiben, wenn sie von rheumatischen Schmerzen gequält sind. Die Haut des Bären ist bekanntlich ein vorzügliches Pelzwerk; die getrockneten Därme des Thiers dienen den Kamtschadalen als eine Art Schleier, der ihr Gesicht gegen das Blenden der

Digitized by Google

Sonnenstrahlen schützt, und die Schulterknochen werden scharf gemacht und als Sensen oder Sicheln gebraucht das Gras zu mähen.

Somit hätten wir nun mit kurzen Worten gesagt, was streng zur Naturgeschichte des Bären gehört, und nun wollen wir noch allerlei von seiner Eigenthümlichkeit und Possirlichkeit, der Art wie man ihn fängt u. s. w. anführen, wobei jedoch zu bemerken, daß nicht alles Wunderbare, was zum Theil von einzelnen Reisenden erzählt wurde, als unbedingte Wahrheit anzunehmen ist.

Es mag wohl dem Stolze der Menschen schmeicheln, daß sie die wildesten und stärksten Thiere ihrer Herrschaft dergestalt zu unterwerfen vermögen, daß sie davon nicht selten mit tyrannischer Willkühr Gebrauch machen; selbst der plumpe, überaus starke und oft sehr grimmige Bär muß tanzen, Purzelbäume und allerlei Künste machen lernen, Almosen in einem Hute einsammeln und dergleichen mehr, um seines Herrn Lebensunterhalt zu verdienen. Die Indier, und bei uns die Polen, verstehen sich besonders darauf, diese Thiere dazu abzurichten. Sie bedienen sich dabei einer sehr eintönigen und übelklingenden Musik, die aber dem Bären angenehm zu seyn scheint. Die große Aufmerksamkeit, die er bei jedem Schall zeigt, der sein Ohr trifft ist oft sein Verderben. Der Jäger, z. B. der ihn schießen will, läßt seine Stimme erschallen, dann setzt sich der Bär aufrecht und schaut sich neugierig um. In diesem Augenblicke muß er geschossen und tödtlich verwundet werden; denn fehlt ihn sein Verfolger, oder verwundet er ihn nur leicht, so rennt der Bär mit größter Schnelligkeit auf ihn zu, umklammert ihn mit seinen Vordertatzen und erdrückt ihn in dieser Umarmung. Mehrentheils pflegen daher auch die Jäger ihre Zuflucht zur List zu nehmen, um den Bären zu fangen oder zu tödten. Man gießt Branntwein auf Honig, und stellt es in seine Nähe; er nimmt davon sehr begierig, wird berauscht und dann leicht überwältigt.

Die Kamtschadalen finden darin einen großen Ruhm, den Bären im offenen Kampfe zu überwinden; dann gibt das Fleisch des Ueberwältigten dem Sieger und seinem dazu geladenen Nachbar ein stattliches Gastmahl, und die Knochen des Thiers werden als Trophäen in der Hütte aufgehängt. Sonst aber sind die Nordländer unerschöpflich in Kunstgriffen den Bären zu fangen oder zu tödten. Sie verstopfen den Eingang der Bärenhöhle mit Reisern, so daß er nur den Kopf herausstrecken kann, sobald er nun das thut, wird er todt geschlagen; oder sie umgeben einen ihn lockenden Fraß mit einem Zaun, an dessen Eingang sie selbstschießende Bogen anbringen. Auch fangen sie ihn mit Schlingen, Klappen oder auch mittelst Bretter mit Fußangeln; verwundet ihn eine davon, so schlägt er zornig auf die andern, bis alle vier Füße gefesselt sind; andere noch legen ihm Schlingen, an denen ein schwerer Holzklotz befestigt ist, sobald der Bär in der Schlinge gefangen ist, trägt er das Holz grimmig an einen Abgrund, und wirft es mit Kraft hinab, so daß er nachgezogen wird; kommt er ja noch unbeschädigt durch, so wiederholt er den Versuch so lange, bis er endlich zerschellt liegen bleibt.

Zum Schluß möge hier noch die Schilderung einer Bärenjagd von einem Augenzeugen ihren Platz finden.

In Folge der großen Verheerungen, welche die Bären in den nördlichen Provinzen Schwedens unter Pferden und Rindvieh anrichteten, ward im Juni 1827 ein Treibjagen angeordnet. Fünfzehnhundert Mann waren bestimmt daran Antheil zu nehmen, und die Ausdehnung der Jagd war auf etwa sechzig englische Meilen im Umfang berechnet. Der Jagdplatz war bei dem See Wan, etwa zwanzig englische Meilen von dem Orte Malung, eine Ebene in Form eines Halbkreises, die im Durchmesser 2 bis 300 Schritte halten mochte, von einem durch den Wald gehauenen Fußpfad begrenzt. Dieser Fußpfad galt als Schußlinie. Noch etwas über denselben hinaus war das Unterholz, wo es dicht stand, weggeschafft, so daß das Auge des Schützen sich durch nichts gehemmt fand. Gegen diese Linie hin trieben nun die Leute das Wild von allen Seiten zusammen und innerhalb derselben mußte also das Treibjagen endigen, da der jenseitige Theil der Ebene durch den See und durch Flüsse gesperrt war, durch welche die wilden Thiere nur im höchsten Nothfall setzen. Bis zu der Linie dagegen, lagen von den Punkten an, von welchen das Treiben ausging, weder Flüsse noch Seen; die Nächte waren kurz und man machte sich somit auf eine reiche Beute gefaßt. Es schien jedoch, daß das Treib-

Digitized by Google

jagen; obwohl aus mehrfachen Abtheilungen bestehend, deren jede ihren besondern Anführer hatte, im Ganzen schlecht geleitet wurde. Nach schwedischen Gesetzen hat jedes Haus, worin Vieh gehalten wird, die Verpflichtung, einen Mann auf das Treibjagen zu schicken; gewöhnlich wird ein solches Treibjagen in den Dörfern Sonntags zuvor am Schluß der Predigt von der Kanzel verkündigt, und die Anzahl der dazu erforderlichen Leute, die Bezirke, aus welchen dieselben sich einzufinden haben, und Tag, Stunde und Ort der Zusammenkunft angegeben. Hunde werden nie zugelassen, weil sie die Bären dermaßen reizen würden, daß diese wahrscheinlich jedes Hinderniß durchbrächen, und sich nicht weiter vorwärts treiben ließen.

Das Treibjagen begann am Montag Morgen, und näherte sich gegen Mittag des darauf folgenden Mittwochs dem Jagdplatze. Je mehr man zu demselben herankam, desto regelmäßiger und geschlossener wurde die Linie der Treiber. Bald kündigte das furchtbare Geschrei der Leute an, daß etwas Besonderes im Anzug seyn müsse, und wirklich stürzte nach wenigen Sekunden ein großer, majestätischer Bär, mit dem ganzen Feuer und Geist eines Schlachtrosses aus dem Dickicht. Beim Anblick der vielen Menschen wandte er sogleich wieder um. Gleichwohl wurden ihm zwei Kugeln nachgeschickt, die, wie aus seinem Gebrüll hervorging, beide trafen; er schleppte sich noch einige Schritte fort und fiel dann auf immer nieder. Ein zweiter Bär drang heraus, verschwand aber eben so schnell wieder. Ein schrecklicher Lärm verkündigte ein neues Ereigniß; man gewahrte einen Bären, der bereits 40 — 50 Schritte innerhalb des Sees nach dem entgegengesetzten Ufer schwamm. Indessen war sein Entkommen beinahe unmöglich, da für einen solchen Fall mehrere Boote auf dem Wasser bereit standen; diese setzten ihm denn auch augenblicklich nach, ein paar Schüsse durch den Kopf machten ihn kampfunfähig, und bald sah man seinen Leichnam mit Stricken ans Land schleppen. In einem dichten Dorngebüsche wurde noch ein Luchs, beinahe so roth und zweimal so groß als ein Fuchs, aufgejagt und schnell durch mehrere Schüsse erlegt. Dreißig bis vierzig von dem Lärm und Aufruhr vollkommen toll gewordene Hasen waren noch innerhalb des Kordons; mehrere wurden todt geschlagen, indem sie den Leuten zwischen die Beine rannten; andere erschoß man, jedoch gegen das Gesetz, denn bei einem Treibjagen soll blos auf Bären oder sonstige reißende Thiere Feuer gegeben werden; noch andere schienen geradezu aus Angst gestorben zu seyn. Während dieser Hasenjagd war man allmählig bis zum Rand des Sees gekommen, und die Jagd damit beendigt. Das erlegte Wild ward nun an Stangen gebunden und auf den Schultern nach einem bestimmten Platz zusammengetragen. Es bestand aus drei Bären und einem Luchs; mehrere Bären sollten jedoch im Verlauf des Treibjagens von den Bauern getödtet und zu ihrem Privatnutzen versteckt worden seyn. Im Ganzen ergab sich also eine sehr geringe Vergeltung für den Zeitverlust der 15 bis 1600 Menschen, von welchen viele fünf bis sechs Tagreisen nach Hause hatten. Ueberdieß wurden die Ausgaben zu 5000 Reichsthalern angeschlagen. Wäre indeß das Jagen von vorn herein so gut geleitet worden, als es gegen das Ende zu seyn schien, so würden ohne Zweifel statt drei Bären, ihrer zehn bis fünfzehn und viele andere wilde Thiere erlegt worden seyn, welches die Auslagen wieder hinlänglich ersetzt hätte.

Rettung zweier Matrosen von einer wüsten Insel.

Am 4. November bekam die Palmyra — ein Kauffahrer, der von Neu-Süd-Wales nach Bengalen segelte — die wüste Insel Amsterdam zu Gesicht, die zuweilen auch St. Paul genannt wird, indem man die Namen der beiden Inseln unter derselben Länge 77° 53′ O. und dem 37° 52′ und 37° ,0 S.B. oft verwechselt. Die Insel, welcher die Palmyra sich näherte, war die nördliche; und als sie in einer Entfernung von ungefähr fünf englischen Meilen seewärts bei derselben vorübersteuerte, wur-

Digitized by Google

de auf dem Ufer ein großer Rauch bemerklich, der den Capitän veranlaßte, so nahe an die Insel heranzufahren, als möglich. Sie waren ungefähr noch eine Viertelstunde von dem Gestade entfernt, als man deutlich zwei Menschen wahrnahm, die auf einer kleinen Erhöhung standen. Ein Boot wurde hinabgelassen, und Mr. Addisson, der erste Officier des Schiffes, eilte, den Verunglückten, die auf der Insel zu vermuthen waren, Hülfe zu bringen. In weniger als einer Stunde kehrte das Boot mit zwei Männern zurück, die äußerst zerissen, schmutzig und elend aussahen. Sie hatten lange Bärte, ihre alten, zerissenen Kleider waren mit Seehundsfellen geflickt, woran noch die Haare waren; die borstige Haut eines wilden Schweins diente dem einen statt der Hosen; ihre Schuhe waren gleichfalls von Schweinsfellen gemacht. Beide waren Matrosen von Edinburgh, der eine James Paine, 22 Jahr alt, der andere Robert Prudfort, ungefähr 40. Sie waren vierzehn Monate auf der Insel gewesen.

Aus ihrer Erzählung gieng hervor, daß sie zu Isle de France auf dem Governor Hunter, der nach Vandiemensland bestimmt war, Dienste genommen hatten und mit demselben im September 1826 auf der Höhe der nördlichen Insel angekommen waren. Es ist bei diesen Schiffen gewöhnlich, daß sie einen Theil ihrer Mannschaft an den verschiedenen Inseln, wo es Gelegenheit zum Seehunds- oder Seelöwenfang giebt, landen und nach einigen Monaten mit dem Thran und den Fellen, die sie sich indessen verschafft haben, wieder abholen. Paine und Prudfort wurden auf der Insel Amsterdam an einem Punkte gelandet, wo sie zwei Hütten fanden, die mit Gras bedeckt und ohne Zweifel die Behausungen früherer Abenteurer waren. Das Boot, das sie ausgesetzt hatte, kehrte zu dem Schooner zurück; aber kaum hatte dieser dasselbe an Bord genommen, so erhob sich ein günstiger Wind, der das Schiff forttrieb; und es wurde von demselben auf der Insel Nichts mehr gehört noch gesehen. Die beiden Unglücklichen waren sich daher selbst überlassen, und als sie am Morgen ihre Hülfsquellen untersuchten, fand sich, daß das Salz, welches sie zur Bereitung der Seehundsfelle erhalten hatten, größtentheils von der Brandung hinweggespült worden war, und daß keiner von ihnen auch nur ein Messer besaß. Ihre einzige Kleidung war die, die sie auf dem Leibe trugen. Ihren Mundvorrath hielten sie so zu Rathe, daß sie fünf Monate lang auskamen, nach dieser Zeit blieb es aber völlig ihrem eigenen Scharfsinn überlassen, ihren Unterhalt zu fristen.

Um sich wenigstens einige Rechenschaft über die Zeit geben zu können, die sie auf der Insel verweilt hatten, machten sie jeden Morgen einen Kerb an einen Staab; sie hatten inzwischen einen Irrthum von zwei Tagen begangen, indem ihre Berechnung sie bloß bis zum 2. November gebracht hatte, während es der 4. war, als die Palmyra sie erlöste.

Sie fanden auf den Klippen zu verschiedenen Zeiten einmal eine Nadel, dann ein altes Messer und endlich einen Brettnagel, woraus sie mit Hülfe eines Stückes Tau eine Angel machten, die ihnen zum Fischfang diente. Nur entgieng ihnen ihre Beute häufig, weil kein Widerhacken an der Spitze war. Die einzige Art von Fischen, die sie fingen, war die, welche die Matrosen den Trompeter nennen. Häufig waren sie in großer Noth aus Mangel an frischem Wasser. Da die felsige Oberfläche des Bodens nicht tiefer als höchstens zwei Fuß mit Erde bedeckt ist, so war von Brunnengraben, selbst wenn sie die Mittel dazu gehabt hätten, nicht die Rede. Sie mußten daher die Stellen suchen, wo das Regenwasser stehen geblieben war, und oft mußten sie mehrere Meilen weit gehen, um ihren Durst zu löschen. Es gab auf der Insel eine Menge wilder Schweine, sie konnten deren aber nicht mehr als fünf fangen; diese rannten sie nieder und erschlugen sie mit einem Stock, der nur drei Zoll im Durchmesser hatte. „Ihr habt schnell laufen müssen um euer Mittagessen," sagte der Kapitän zu ihnen. „Freilich liefen wir schnell um ein Mittagessen; aber die Schweine liefen noch schneller, denn sie liefen um ihr Leben." Das Fleisch der gefangenen Schweine war sehr trocken, und ohne das geringste Fett. Ein einziges Mal fiengen sie einige Junge, die ihnen ein herrliches Mahl darboten.

(Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ansicht eines gemeinschaftlichen Wohnorts mehrerer Familien
in den Urwäldern Brasiliens

No.ro 45. Dritter Jahrgang 1830. (181)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit unterhaltenden Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlanchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Brasilien.

(Mit Abbildungen.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XLV.

Es ist in unserm Unterhaltungsblatt bei Beschreibung mancher Thiere und Merkwürdigkeiten so oft Brasiliens Erwähnung geschehen, daß wir wohl annehmen können, eine kurze umfassende Beschreibung dieses wunderbaren Landes werde unsern Lesern sehr willkommen seyn.

Bedauern müssen wir dabei, daß die uns hinsichtlich des Raumes gesteckten Gränzen nur gerade das Nöthigste und Merkwürdigste zu schildern erlauben, und können wir uns daher zunächst nur auf eine geographische Beschreibung des Landes und die Schilderung seiner höchst interessanten Urbewohner, von deren Leben und Treiben die beigefügte Abbildung dem Leser vorläufig einen anschaulichen Begriff giebt — einlassen.

Brasilien — nunmehr ein eigener Kaiserstaat — dieses reichgesegnete Riesen-Land, dessen Entdeckung wir dem portugiesischen Ostindienfahrer Pedro Alvarez Cabral, der im April des Jahrs 1500 durch einen Sturm an seine Küsten getrieben wurde, verdanken, macht fast die südliche Hälfte von Amerika aus, und enthält ungefähr 120,000 □M. wovon aber kaum 2000 angebaut sind. Das Reich besteht aus ungeheuren Ebenen, und wird nur von einigen Gebirgsreihen durchschnitten, welche Fortsetzungen der Cordilleras sind. Von den Seen merken wir uns, als den größten: den Xarapes, ferner den Merun und de los Palos. Ströme durchschneiden das Land nach allen Richtungen, wovon die merkwürdigsten sind: der Maronhan oder Amazonenfluß (der größte bis jetzt bekannte Fluß) der Rio-Negro, Gran-Para, Rio Franzesco und Uruguay; manche dieser Flüsse treten jährlich aus (vornämlich der Maronhan) und richten oft große und lang daurende Ueberschwemmungen an.

Brasilien gehört zu den fruchtbarsten Ländern des Erdbodens, und ist reich an den verschiedenartigsten Producten aller Naturreiche, wovon wir nur die wichtigsten anführen, als: große Heerden von Rindvieh, deren Häute bei uns sehr geschätzt sind, viele und gute Pferde, Maulthiere, Schaafe, Raubwild (Tieger, Löwen, Leoparden ꝛc.) Fische und Geflügel aller Art, Bienen, Schildkröten, Cochenille, Reis, Getraide, Mais, Flachs, Hanf, Tabacke, Kaffee, Zucker, Cacao, Wein, Obst, Südfrüchte, alle mögliche Gewürze, kostbare Holzarten, edle Metalle u. Edelsteine in großer Fülle, kurz alles was der Mensch zu seinen Bedürfnissen und Annehmlichkeiten braucht. Betrachten wir nun hierneben zugleich die erhabene Schönheit der großartigen Natur dieses Landes, vergegenwärtigen wir uns den üppigen Boden, durchschnitten von den majestätischen fischreichen Strömen, wo Bäume und Pflanzen aller Art mit den schönsten Früchten prangen, so erregt dies wahrhafte Feenland in uns eine Vorstellung des Paradieses.

Digitized by Google

Hier leben noch in den unermeßlichen Gefilden heerdenweiß Hirsche, Rinder, Pferde, Sträuße und andere Thiere auf friedlicher Weide bei einander. Auf den hohen Bergflächen, über deren gemäßigten Temperatur sich der helle südliche Himmel, heiter und wolkenlos, hinwölbt, finden sich große Blumenflächen (meist von Zwiebelgewächsen) die ohne Zuthun menschlichen Fleißes die herrlichsten Gärten bilden, und von tausenden der verschiedensten Vögel und Insekten belebt werden. Die ganze Umgebung bietet unübersehbare Gärten und eigentliche Blumenwälder dar; von den Abhängen stürzen sich in malerischen Wasserfällen die Quellen herab, die man vereint in den Ebenen als Ströme wieder erblickt, und bereit sind, die unermeßlichen Reichthümer des Binnenlandes dem Meere zu zutragen.

Dieses vom Schöpfer nun so überschwenglich reich gesegnete paradiesische Land, das alle Mittel und Wege in sich trägt, bei gehöriger Benutzung und Anwendung des menschlichen Fleißes, mehr denn hundert Millionen von Menschen zu ernähren, konnte doch bisher verhältnißmäßig nur sehr wenig benutzt werden, und bei weitem der größte Theil seiner herrlichen werthvollen Producte geht noch jetzt ohne Nutzanwendung für die Menschen verloren. Wiewohl durch seine Lage, seine herrlichen Ströme, von Natur zum größten See- und Binnen-Handel gleich günstig geschaffen, hat sich derselbe, wiewohl er jetzt immer mehr steigt, doch noch lange nicht zu der Bedeutung erheben können, die bei größerem Anbau und besserer Civilisation des Landes so leicht zu erreichen wäre.

Leider sind aber nur erst einige Küstenländer dieses großen Landes eigentlich angebaut zu nennen, und ganz Brasilien zählt noch nicht über 4 Millionen Bewohner, von denen nun wiederum fast die Hälfte aus Negersclaven und kaum nur ein Viertheil aus weißen oder civilisirten Bewohnern besteht.

Und nur in diesen Küstenländern, an den zu Häfen herrlich sich eignenden Meeresbuchten befinden sich einige bedeutende Handels- und Stapelplätze als: Rio-Janeiro (die Residenz des Kaisers) Fernambuco, Bahia, St. Paolo u. a. m. Das innere Land ist in Betracht seiner ungeheuren Größe noch wenig bekannt und nur von einzelnen Reisenden und Missionairen theilweise durchstreift worden, indem die dichten Waldungen an manchen Stellen ein tieferes Eindringen völlig unmöglich machen. Jene Missionaire indessen, welche die Jesuiten von Portugall seit 1632 unaufhörlich dorthin sandten, sind zum Theil mit beharrlich duldendem Muthe fast 400 deutsche Meilen weit, gegen Peru hin, ins Innere des Landes gedrungen, und haben dort viele Wilde durch Milde und Ueberredung in Dorfschaften gesammlet, und so einige Theile der großen Wüsteneien zu beleben gewußt; aber alles was bisher geschah, hat noch nicht hingereicht, eine genauere Kenntniß des großen Binnenlandes zu verschaffen.

Um den im Vergleich zu dem Producten-Reichthume unbedeutenden Handel des Landes — dessen wir erst kurz erwähnten — recht auffallend darzustellen, dürfen wir nur den Werth der brasilianischen Ausfuhr-Artikel mit denen des bei weitem kleineren und nicht so reichen Westindien vergleichen. In Brasilien betrugen mehrere Jahre hindurch im Durchschnittswerth die Ausfuhr-Artikel, mit Inbegriff des Goldes und der Juwelen, etwa 18 Millionen Thaler, die des kleinen Westindien hingegen über 32 Millionen Thaler.

Indessen mit der Erringung größerer Freiheit und mit dem Zunehmen der Bevölkerung, was jetzt durch zahlreiche Auswanderungen dorthin begünstigt wird, wird auch die Civilisation und der Handel Brasiliens immer mehr sich heben, wie es sich in den letzten 10 Jahren denn auch schon auffallend gehoben hat. Dadurch, daß es jetzt ein eigner Kaiserstaat geworden, organisiren sich nach und nach auch die innern Einrichtungen des Landes; es hat bereits eine Armee und eine kleine Flotte, und das Land ist in 11 große Gouvernements getheilt. Das Volk wird durch die Generalversammlung repräsentirt; jetziger Kaiser ist Pedro I. Die Einkünfte des Staats betragen

Digitized by Google

etwa 15 Millionen und die Staatsschuld 21 Millionen Thaler.

Dies wäre die Schilderung des civilisirten Brasiliens; werfen wir nun einen Blick in das tiefe Innere der Urwälder des Landes wo die Eingebornen noch fremd aller europäischen Bildung ihr wildes Naturleben treiben, bei dessen Schilderung wir zunächst auf unsere beigegebenen Abbildungen Rücksicht nehmen.

Vor 300 Jahren, als die dicht verwachsenen Wälder Brasiliens zuerst von Europäern durchdrungen wurden, fanden sie dies herrliche reiche Land fast öde und menschenleer, und nur reich belebt von Thieren aller Gattungen und Gestalten. Nur nach drangsalvollen Anstrengungen fanden die unermüdeten Missionäre einzelne geringzählige Horden roher nackter Menschen, verschieden an Sprache und Sitten. Manche waren Jäger, andere Ichthyophagen, oder solche Menschen, die sich einzig nur von Muscheln nährten, und höchst selten fanden sich einige, die das Bedürfniß bereits auf den Anbau des Feldes angewiesen hatte. Der Haupttrieb, den sie alle miteinander gemein hätten, war ein vagabondes thierisches Fortbrüten in gedankenlosem Daseyn, und ein steter Haß gegen alle übrigen Völkerschaften äußerte sich auf die grellste Weise, der bei vielen oft bis zur Menschenfresserei ausartete.

Diese Wilden nun, haben in der Gestalt alle viel Aehnlichkeit, sind von mittlerer Größe, aber jede Völkerschaft — wenn man sie so nennen darf — hat einen gewissen Stempel, einen Familienzug, der es höchst wahrscheinlich macht, daß die Horden, wie sie beieinander leben, auch streng zu einer Familie gehören. Alle aber sind von gesundem kräftigem Gliederbau, Lahme und Bucklige findet man unter ihnen selten. Einige Stämme zeichnen sich durch ihre Länge aus. Kopf und Schultern sind breit, Gesichts- und Körperfarbe kupferbraun, das Haar schwarz und straff, Barthaar sehr dünn, und die Nase drückt ihnen die Mutter schon als kleine Kinder breit. Fast unter der heißen Zone lebend, bedürfen sie keiner Bekleidung, und nur einige bedecken die Mitte des Leibes oder tragen Beinkleider. Dennoch ist bei vielen Stämmen Putzsucht, namentlich bei den Weibern, eine Leidenschaft, und die schönsten Strauß- und Papagaienfedern zieren Kopf, Schultern und Hüfte. Manche bekleben auch den ganzen Körper vermittelst Gummi mit feinen gefärbten Federn. Die Weiber wissen sich nicht selten durch die ihnen zu Gebote stehenden Putzmittel ein recht hübsches Ansehen zu geben und haben überhaupt — wie dies überall — hierin einen bessern Geschmack, als die Männer, und sind sehr erpicht auf die europäischen Putzsachen. Als einst einige dort gelandete Franzosen von den buntfarbigen Glaskorallen mitgebracht hatten, liefen die Weiber ihnen wie wild nach, und riefen unaufhörlich: Mair deagatorem amabe d. i. Franzose du bist gut, gieb mir von deinen Glaskorallen; und für diesen Schmuck, für kleine Kämme und Spiegel gaben sie alles, selbst ihr liebstes, ihre Waffen her.

Die Wohnungen dieser vagabonden Völkerschaften bestehen zwar meistens nur aus Hürden von Baumstämmen, die sie mit Lehm verbinden und mit Baumrinde bedecken, indessen sie verstehen es auch aus vielen solcher Cabanen ordentliche Ortschaften zu bilden und solche mit Mauern einzufassen. Die einzelnen Cabanen sind dann oft so groß, daß mehrere Familien darin beisammen wohnen können.

Die Weiber sind — wie fast bei allen wilden Völkern — die Sklaven der Männer, und müssen viele schwere Arbeiten verrichten; Netze und Hängebetten und irdene Gefäße machen, das Feld bestellen, im Kriege den Männern die Lebensmittel nachtragen u. s. w.

Die Erziehung ihrer Kinder besteht darin, sie für die Jagd, den Fischfang und den Krieg tüchtig zu machen.

Wie bei den meisten uncivilisirten Völkerschaften herrscht vorzugsweise bei diesen Brasilianern große Gastfreiheit gegen alle Fremde, die sich ihnen nicht feindlich nahen. Der Reisende Lery erzählt davon einen sehr hübschen Zug.

Digitized by Google

„Sobald ich in die Cabane trat, ward ich genöthigt, mich in einen Hamak (Hängebette) zu setzen. Darauf versammelte der Hauswirth seine Frauen, die sich sogleich um den Hamak herum niederkauerten, damit sie mich so bequemer angenehm unterhalten könnten. Unter Thränen der Freude sagten sie mir: (natürlich in ihrer Ursprache) „„„Wie bist du doch so gut; du hast dich bemüht zu uns hieher zu kommen. Du bist recht hübsch und bist so tapfer, wir sind dir recht vielen Dank schuldig.““ Nun forderte die hiesige gute Lebensart, daß ich mich hiervon gerührt fühlte, und mußte dies wo möglich durch Thränen des Danks oder doch wenigstens durch einige Seufzer zu erkennen geben.“

„Hierauf traf der Hausvater (der Mussurat) selbst näher, erkundigte sich nach meinem Befinden und dem Zweck meiner Reise. Ließ mir darauf von seinen Weibern die Füße waschen, und als ich zu essen wünschte, ward Wildpret, Fische und Getränke herbeigeschafft ꝛc.“

Vom eigentlichen Handel und von Gewerben wissen sie durchaus nichts, und wundern sich oft sehr über die mühsame Emsigkeit, mit der die Europäer das Färbeholz und andere Gegenstände des Handels wegführen.

Die Ergötzungen dieser Völker bestehen, außer den Schmausereien und feierlichen Kriegsgelagen, hauptsächlich im Tanzen, wobei sie sich eigener Klappern aus hohlen Früchten, von der Größe unserer Kastanien, die mit kleinen Steinen gefüllt sind, bedienen. Auch stimmen sie dabei monotone Lieder an, Rundgesänge, die Chorweise wiederholt werden. Einer dieser Gesänge bestand bloß in Wiederholung der Worte „he, he, hua.“

(Der Beschluß folgt.)

Rettung zweier Matrosen von einer wüsten Insel.

(Beschluß von Seite 180.)

Sie versuchten, sich Bogen und Pfeile zu machen; aber die Zweige und Sprößlinge des niedern Gebüsches, das sich auf der Insel fand, waren zu schwach, um zu diesem Zwecke dienen zu können. Sie lebten nur von der Hand in den Mund, als ihnen das Salz ausgieng, das sie in den Stand gesetzt hätte, einen Vorrath von Fischen zu sammeln; und mehrere Monate sahen sie sich genöthigt, die Speisen, die ihnen in die Hände fielen, ohne alles Salz zu genießen. Mehr als einmal traf es sich, daß drei Tage vorübergiengen, ohne daß sie auch nur einen Bissen zu essen fanden.

Sie hatten ein Feuerzeug, als sie landeten; aber ihr Zunder war bald verbraucht, und auf der Insel fand sich nichts, was seine Stelle hätte vertreten können. Das Feuer in ihrer Hütte zu unterhalten, war daher während der letzten Zeit ihres Aufenthaltes auf der Insel ihre wichtigste Aufgabe; denn wenn es ausgegangen wäre, so war keine Möglichkeit, ein neues anzuzünden. Die Erhaltung des Feuers scheint auch die einzige, wenigstens die hauptsächlichste Veranlassung zu Streitigkeiten unter ihnen gewesen zu seyn. Der jüngere war ein großer Schläfer, so daß die unumgängliche Pflicht des Wachens meist Prudfort zur Last fiel; und wenn sie sich mit einander eine Strecke von der Hütte entfernten, so versäumten sie nie, das Feuer mit Torf und Moos zu bedecken; ja zuweilen nahmen sie wohl, zu größerer Sicherheit, ein brennendes Stück Torf mit sich.

Eines Tages erstiegen sie einen der höchsten Berge der Insel, auf welchem sie den Crater eines Vulkans von mehr als hundert Ellen im Durchmesser und unergründlicher Tiefe entdeckten.

Als sie die Palmyra zuerst ansichtig wurden, war Paine sogleich ihrer Rettung so gewiß, daß er eine Wette darauf eingehen wollte; Prudfort, mißtrauischer als sein jüngerer Kamerad, lachte ihn aus; als das Schiff sich indessen der Insel näherte, rannten beide von der Höhe, auf der sie standen, herab und machten ein Feuer, so groß, als es irgend in ihren Kräften war, um zum Zeichen zu dienen, daß sich menschliche Wesen auf dieser Stelle befänden. In der Nähe der Insel zog das Schiff seine Flagge auf, und jetzt war ihr Glück vollkommen, denn nun wußten sie, daß ihre Leiden zu Ende waren.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

No.ro 46. Dritter Jahrgang 1830. (185)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs., doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1⅔ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Brasilien.

(Mit Abbildungen.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XLVI.

(Beschluß von Seite 184.)

Die Völker Brasiliens haben zwar keinen eigentlichen Kultus oder bestimmten Begriff von der Gottheit, aber dennoch finden sich bei ihnen merkwürdige Spuren einer ältern Religion. Sie haben auch einen, zwar etwas verwirrten, Begriff von einem Leben nach dem Tode. Sie glauben nämlich, es bleibe von ihnen etwas nach dem Tode übrig, und mehrere der Ihrigen seien in Geister verwandelt worden. Auch herrscht merkwürdiger Weise bei einigen dieser Völkerstämme eine alte Sage von einer sehr großen Ueberschwemmung des ganzen Landes, nach welcher damals nur zwei Menschen, Schwester und Bruder, lebendig erhalten worden wären.

Ihre Kriege bestehen mehr in Hinterlist und Ueberfall, als in offenen Schlachten; doch herrscht die bitterste Rachsucht gegen ihre Feinde und die roheste Grausamkeit gegen die Ueberwundenen, die meistens unter den scheußlichsten Ceremonien auf gräßlich gierige Weise von ihren Siegern verzehrt werden. Ihr Waffengeräth besteht aus Keule, Bogen und Schild, ihre Feldmusik aus Hörner und Pfeifen von Knochen, die gewöhnlich aus den Röhren ihrer erschlagenen Feinde verfertigt sind. Sie bilden nicht selten Armeen von 5 — 6000 Mann, denen Weiber, bepackt mit Lebensmitteln und kleinen Kindern, folgen.

Gegen ihre Kranke und Verstorbene betragen sich die Brasilianer mit vieler Aufmerksamkeit und Achtung, wie sie denn auch für das Alter viel Ehrfurcht bezeigen. Ihre Todten begraben sie in runde tonnenförmige Gruben, wo hinein der Verstorbene, aufrecht sitzend, mit zusammengebogenen Knieen und Armen gesetzt wird, auch seine Waffen, Halsbänder u. s. w. werden ihm beigelegt, und dabei stimmen sie, unter Vergießung vieler Thränen, allerlei Klagelieder an.

Ihre Haupt- und Lieblingsnahrung besteht, neben Wildpret, Fischen ꝛc. hauptsächlich aus der Wurzel des Manioc, eines Gesträuchs, und dem Mais, aus welchen beiden Nahrungsstoffen sie allerlei Speisen und Getränke — zwar nicht auf die appetitlichste Art — zu bereiten wissen.

Das aus dem Mais gequetschte Mehl genießen sie bald als Brod, bald als Kuchen, und den aus der Wurzel des Manioc gepreßten Milchsaft erhärten sie an der Sonne zu einer Art Käse oder Eierkuchen. Aus dieser Wurzel ziehen sie ferner noch ein berauschendes Getränk auf folgende Weise, die wir auf der Abbildung der beiliegenden Tafel dargestellt finden. Die Wurzeln werden erst in Wasser weich gekocht, und dann von alten Weibern gekaut, in ein anderes irdenes Gefäß gethan, nochmals unter stetem Umrühren gekocht und dann der Gährung ausgesetzt. Hernach wird die Masse durch große Gewichte scharf gepreßt und der abfließende Saft bildet dann ihr berauschendes Lieblingsgetränk.

Wir erinnern uns hiebei, daß wir dem geneigten Leser auch noch eine ausführlichere Erklärung der vorhergehenden Tafel 45 schuldig sind, die also hier nachträglich folgen möge. Wir sehen dort ein gemeinschaftliches Wohnhaus, das zugleich die Bestimmung hat, zur Beherbergung der Reisenden zu dienen. So eben

Digitized by Google

hat sich ein Trupp, der Baumwolle führt, hier niedergelassen. Einige Negersclaven tragen Holz und Wasser herbei, andere bereiten das Essen, noch andere treiben die Maulthiere auf die Weide, ordnen das Gepäcke oder helfen dem Anführer die Thiere beschlagen. Ein junger Negersclave des herbeireitenden Eigenthümers des Trupps ist beschäftigt, die Hängematten für seinen Herrn zu ordnen. In dem benachbarten Hause hat ein Krämer die nöthigsten Victualien feil, und im Vordergrunde spielen Kinder und wälzen sich im Sande.

So sind und leben diese Urbewohner Brasiliens, fast noch unbewußt der Reichthümer ihres gesegneten Landes, und noch Jahrhunderte können vergehen, ehe der Mensch hier Herr der ungeheuren Pflanzenschöpfung wird.

Muthvolle Befreiung einer Schiffsbesatzung aus den Händen der Seeräuber.

(Eine wahre Geschichte.)

Nachstehende Begebenheit hat der Erzähler aus dem eigenen Munde des braven Schiffskapitäns, und kann er also für die buchstäbliche Wahrheit derselben bürgen.

Ich war (so erzählte der brave Kapitän) mit einer Ladung Eisen von Stockholm nach Livorno bestimmt, hatte bereits die Meerenge von Gibraltar passirt, bisher überhaupt eine glückliche Reise gehabt, und dachte in wenigen Tagen das Ziel meiner Reise zu erreichen. Eines Morgens aber, als ich mit Tagesanbruch meine Cajüte verließ, machte mich mein Steuermann (ein junger Bursche noch) auf ein Segel aufmerksam, das uns folge, und wie er meinte, ein besserer Segler als der unsere seyn müßte. Er hatte allerdings Recht; beim ersten Blick erkannte ich das Schiff für einen der gefürchteten Schnellsegler von Algier, dem zu entrinnen nicht mehr möglich war. Furcht — ich darf es dreist aussprechen — war mir stets völlig fremd, und also war ich ruhig gefaßt, auf die Dinge, die da kommen würden. Meiner Schiffsbesatzung, die ausser mir noch aus 6 Mann bestand, eröffnete ich, was unserer wartete, empfahl Allen ein ruhiges Betragen und strenge Aufmerksamkeit auf mich und mein Benehmen.

Nur meinen Zimmermann, einen tüchtigen erprobten Seemann und treuen Freund, nahm ich auf einige Minuten auf die Seite, verabredete mit ihm das Nöthige und erwartete nun gelassen die Ankunft des Corsaren. Es vergieng kaum eine Viertelstunde, so waren wir geentert, und eine Masse bewaffneter Türken stiegen zu uns an Bord. Ohne ein Wort zu reden, deutete deren Anführer durch Zeichen an, meine Pässe und Papiere ihm zu zeigen, er sah sie flüchtig durch, gab sie mir bald zurück und befahl, nachdem das Schiff genau durchsucht war, daß 14 Mann von seinen Leuten am Bord meines Schiffes bleiben sollten, und deutete mir an, daß ich jetzt meinen Cours nach Algier nehmen müßte. Drauf wurden zwei meiner Leute gebunden, von unsern Sachen aber nichts angerührt, dann drehte er sich kurz um, und bestieg mit den übrigen (mit Zurücklassung jener 14 Mann) wieder seinen Diebskahn, der sich denn auch sogleich wieder davon machte und auf neue Beute ausgieng.

So hatte ich erwartet daß es kommen würde, und hierauf meinen Plan einer möglichen Befreiung aus den Händen dieser niederträchtigen Barbaren gegründet. Ich war aber immer noch unverändert ruhig, ließ den Kommandoführer jener 14 Mann seine Maaßregeln treffen wie er wollte, und stellte mich auf einige Augenblicke ans Steuerruder, um dem Steuermann mit wenig Worten anzudeuten, daß er dennoch unter allerlei Kreuzen und Wenden uns in hoher See erhalten solle und durchaus keiner Küste eher zu steuern solle, bis er von mir weitere Befehle habe.

Der Commandoführer hatte indessen seine Leute auf ihre Posten gestellt, zwei bewachten den Eingang der Cajüte, zwei standen vorne am Schiff, zwei in der Nähe des Steuerruders, andre zwei beobachteten die diensthuenden Matrosen, der Commandoführer nebst einem Begleiter setzten sich in die Cajüte, rauchten ihre Pfeifen, und die übrigen spazierten auf dem Verdeck, so viel es thunlich war, hin und her, und schienen große Sehnsucht nach der Küste zu haben, denn ein großes Fernrohr, das sie bei sich hatten, gieng immer aus einer Hand in die andere.

So hielt ich sie den ersten und zweiten Tag hin, ohne daß sie etwas merkten, bis am dritten Tage Morgens früh der Commandoführer zu mir aufs Verdeck trat und allerlei unwillige Grimassen schnitt, aus denen ich bald sein Mißtrauen errieth. Dies war der Moment, auf den ich gewartet hatte; und mit der bereitwilligsten Miene mich zu rechtfertigen,

Digitized by Google

lud ich ihn in die Cajüte, um ihn durch die dort befindlichen Seekarten zu überzeugen, daß wir den ganz richtigen Cours hätten. Er trat mit seinem Begleiter voran in die Cajüte; eh ich ihm folgte, gab ich meinen Leuten das Zeichen, jetzt streng auf ihrer Hut zu seyn. Mein Zimmermann trat bald nach mir in die Cajüte, und machte sich verabredetermaßen bei einem großen Kasten, worin allerlei alte Eisenstangen ꝛc. zum Nothbedarf vorräthig lagen, zu thun. Während ich nun die Seekarten ausgebreitet und, mit dem Finger zeigend, die mißtrauischen Blicke der beiden zusammengesteckten Türkenköpfe darauf herumleite, hat mein Zimmermann das gewichtige Instrument erhoben, und mit einem kräftigen Schlage sind beide Schädel, ohne einen Schrei zu thun, zerschmettert, und die Pistolen und Dolche der Gemordeten sogleich in unsern Händen.

Ich zuerst, in jeder Hand ein Pistol, stürze die Cajütentreppe hinauf, und beide Wachen, ob dem Geräusch sich umdrehend, stürzen glücklich getroffen, von meinen Kugeln darnieder. Hierauf stürzen zwei meiner Matrosen herbei und greifen nach den im Gürtel steckenden Waffen dieser Gefallenen, und ein anderer zerschneidet hastig die Bande der gefesselten Kameraden. Ich indessen, umringt von 3 bis 4 Corsaren, bereits von einer Kugel durch den Arm geschossen, während eine andere mir dicht am Ohr vorbeistreifte, bin der Ermattung nahe, als mein wackerer Zimmermann herbeistürzt, und durch Schuß und Stich mir Luft macht. Zwischen dreien meiner Matrosen nebst dem Steuermann und den übrigen Corsaren war indessen ein wüthender Kampf vorne am Verdeck entstanden. Die Corsaren hatten zum Theil wie blind und toll ihre Pistolen abgefeuert und waren jetzt nur noch auf den Gebrauch ihrer Dolche beschränkt.]

Vier der Corsaren lagen bereits auf dem Verdeck als Leichen; einer der in seiner wahnsinnigen Verzweiflung in die Cajüte gesprungen war, saß dort lebendig eingesperrt, bei den Leichen (dem Commandeführer und dessen Begleiter) und einen andern hatte mein Steuermann lebendig mit Wehr und Waffen über Bord geworfen. So waren also bereits achte unschädlich gemacht und nun mit den andern sechsen fertig zu werden war eine Kleinigkeit. Zwar hatte auch mein braver Zimmermann schon einen Dolchstich durch die Rippen bekommen und ein verzweifelter Türke hatte ihm, nachdem er auf ihn gefehlt, sein Pistol wüthend an den Kopf geworfen, aber er war wie ich, trotz meines Schusses im Arm, noch frisch und voll bittrer Wuth gegen die algierischen Hunde. Und also ging's mit tüchtigen Bootshaken den tapfer kämpfenden Matrosen zu Hülfe, und ehe 5 Minuten vergingen, lagen wieder zwei zerschmettert auf dem Boden, und die übrigen vier rutschten, Pardon flehend, auf den Knieen umher. Doch daran war, Gott mög's verzeihen, jetzt nicht zu denken; ehe noch ein Ja oder Nein auf ihr Pardon ausgesprochen werden konnte, waren sie schon von den bluttriefenden erbitterten Matrosen über Bord geworfen, die Leichen (der Eingesperrte hatte sich selbst entleibt) folgten nach, und somit war unser Schiff von dem Gezücht gereinigt. Jeder dankte im Stillen Gott für unsre Rettung aus ewiger Sclaverei, von täglich neuem Tode, und einer verband nun dem andern so gut er konnte seine Wunden. Mein Steuermann, der allein glücklich ohne alle Verletzung davon gekommen war, steuerte jetzt muthig mit günstigem Winde und vollen Segeln auf Livorno zu, und ich konnte mit dem herrlichen Bewußtsein in den Hafen einlaufen, Mannschaft, Schiff und Ladung — wiewohl nicht ohne grausiges Blutvergießen der Nothwehr — von sicherem Verderben gerettet zu haben.

Diese ewig denkwürdige muthvolle That fand auch von allen Seiten die gebührende ehrende Anerkennung. Der Capitain erhielt von seinem Monarchen das Ehrenzeichen sammt einem gnädigen Handschreiben und von der Assecuranzgesellschaft in Hamburg wurden ihm 2000 Mark Banco für die durch seine Entschlossenheit der Assecuranz geretteten Schiffladung übersandt, wie denn auch die übrige Mannschaft des Schiffs namentlich der Zimmermann gebührend von ihr belohnt wurde.

Zum ewigen Andenken bewahrt der brave Capitain noch den Säbel des Commandoführers und mehrere Pistolen, welche der Erzähler dieses bei ihm selbst zu sehen Gelegenheit hatte.

Die kleine Marie.

Eine wahre Geschichte.

Vor einigen Jahren führte der Zufall in ein Haus der Hauptstadt, worin ich mich gerade befand, einen jungen Schornsteinfeger, dessen zarte und feine Züge sich selbst durch den Ruß, der sein

Digitized by Google

Gesicht bedeckte erkennen ließen. Seine sanfte Stimme, seine schüchterne und anmuthige Haltung nahmen sogleich für ihn ein. Kaum war er in den Kamin gestiegen, so hörten wir ein Geschrei und sahen ihn gleich darauf herabstürzen. Die Gebieterin des Hauses eilte ihrer Kammerfrau zu läuten, und ich kam unterdessen dem Unglücklichen zu Hülfe, den ich halb ohnmächtig mitten in das Zimmer trug, wo ihn unsere Sorgfalt bald wieder ins Leben zurückrief. Als wir ihn über die Ursache dieses Unfalls befragten, antwortete er uns weinend: die Furcht habe ihn ergriffen, als er sich in einer so bedeutenden Höhe befunden, und dadurch hätten ihn auch seine Kräfte verlassen. . . . „Verzeihen Sie mir gute Dame" sagte er, „ich will sogleich meinen Fehler gut machen, indem ich wieder hinaufsteige."

Madame N . . . widersetzte sich; allein er bestand nichts destoweniger darauf, wieder in den Kamin zu steigen, als wir bemerkten, daß er bedeutend verwundet war. Madame N . . . . befahl einen Wundarzt zu rufen; der junge Kaminfeger schlug dieses mit einer Lebhaftigkeit aus, die in uns Argwohn erweckte. Durch unsere Fragen gedrängt, überwältigt durch die zarten Sorgen, welche seine Lage bei Madame N . . . erweckten, gestand er uns endlich, daß er nicht sey, was er zu seyn scheine; daß die Kleider, die er trüge, nicht die seines Geschlechtes seyen; kurz, daß er kein Knabe sey, und Marie heiße.

Man kann sich denken, wie sehr dieses Geständniß dazu beitrug, unsere Neugierde zu vermehren. Madame N . . . und ihre Kammerfrau übernahmen es hierauf, den ersten Verband anzulegen, und nach einigen Stunden genossener Ruhe, erzählte uns die kleine Marie ihre Geschichte, wie folgt:

„Ich wurde vor 12 Jahren in einen der Thäler, die an Saint-Jean de Maurienne gränzen, geboren. Da ich sehr frühe meinen Vater und meine Mutter verloren hatte, wurde ich von einer Tante, die schon in einem hohen Alter stand, aufgenommen, und wie ihr Kind erzogen. Da endlich meine Tante kränklich wurde, hatte sie keine andere Hülfsmittel mehr, als die Almosen unseres Pfarrers und das Mitleid reicher Reisenden, die unsere Thäler besuchten. Je größer ich wurde, desto mehr fühlte ich mich gedemüthigt, das dem Almosen verdanken zu müssen, was ich so gerne durch meine Arbeit erhalten hätte, dieser Gedanke beschäftigte mich Tag und Nacht; ich faßte endlich den Entschluß, männliche Kleider anzulegen und nach dem Beispiele aller Knaben unseres Landes, nach Frankreich zu gehen und so viel Geld zu verdienen, als nöthig seyn würde, das Alter derjenigen zu unterstützen, die bei mir Elternstelle vertrat. Da ich fürchtete, meine Tante möchte mich an der Ausführung meines Planes hindern, so vertraute ich denselben nur unserm Pfarrer, indem ich ihn inständig bat, während meiner Abwesenheit über dieselbe zu wachen. Er versprach es und gab mir einen Brief an den Führer der abreisenden jungen Leute, worin er mich demselben, unter dem Namen Michael, als den Sohn eines armen Bauern aus der Umgegend, empfahl.

„Der Tag der Abreise rückte heran, aber sey es nun, daß ihn unser Pfarrer nicht genau kannte, sey es, daß man um vierundzwanzig Stunden früher aufbrach, ich kam auf dem Sammelplatze erst an, als meine Reisegefährten bereits unterwegs waren. Ich trug kein Bedenken, ihrer Spur zu folgen, da ich sie noch am nämlichen Abend einholen zu können glaubte, aber ich hatte nicht daran gedacht, daß die Kraft meinen Muth im Stiche lassen würde. Erschöpft und muthlos sank ich nach einigen Stunden unter einem Baume nieder und ließ meinen Thränen freien Lauf; doch nach einem inbrünstigen Gebet, worin ich Gott um Kraft zur Ausführung meines Vorsatzes anflehte, fühlte ich meinen Muth wieder aufleben. Von neuem machte ich mich nun auf den Weg, und hatte auch die Freude, noch an demselben Abende meine Gefährten zu erreichen.

„Die kleinen Abentheuer, die mir auf der Reise begegneten, sind für Sie unbedeutend, ich übergehe sie daher mit Stillschweigen. Seit drei Monaten bin ich nun in Paris, aber ohngeachtet meines guten Willens, konnte ich bis jetzt nur eine kleine Summe Geldes zusammenbringen, doch voll Vertrauen zu der gütigen Vorsehung, arbeitete ich unverdrossen, als mich der Zufall zu Ihnen führte, wo mein Geheimniß durch den mir zugestoßenen Unfall verrathen wurde."

Unsern Augen entrannen während dieser Erzählung häufige Thränen, und Madame N . . . schloß Marie mit mütterlicher Zärtlichkeit in die Arme. „Tröste dich meine arme Kleine, sagte sie ihr, ich bin reich genug, um dich glücklich zu machen; du sollst bald wieder in deine Berge zurückkehren und dorthin werden dir meine Wohlthaten folgen; bis zu jenem Augenblicke aber bleibst du bei mir." In der That wohnte auch Marie so lange bei Madame N . . ., bis sie ihre Rückreise in das Thal von Saint-Jean de Maurienne antrat. Dort genießt sie nun jenes dauerhaften Glücks, welches die Unschuld und Tugend verleiht.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Nilpferd.

Digitized by Google

No.ro 47. Dritter Jahrgang 1830. (189)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.: doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1⅔ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Das Nilpferd.

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XLVII.

Das Nilpferd, oder eigentlich Flußpferd, ist wohl unstreitig das unförmlichste plumpste aller lebenden Geschöpfe. Weshalb man diesem Thier nun in allen Sprachen den Namen Flußpferd gegeben hat, ist unbegreiflich, da der Name Wasserschwein, den Blumenbach vorgeschlagen hat, wohl viel bezeichnender gewesen wäre, denn mit der edlen Gestalt des Pferdes hat diese unförmliche Fleischmasse doch nun einmal gar keine Aehnlichkeit, es wäre denn sein dem Wiehern ähnliches Gebrüll. Doch das mögen die Naturforscher verantworten, wir betrachten jetzt das Thier selbst. Es hat lange, sowohl an genauen Nachrichten, wie auch an richtigen Abbildungen dieses merkwürdigen Thieres gefehlt, wiewohl schon die Alten viel davon erzählten und fabelten, und erst in neuerer Zeit, wo Reisende, wie Sparrmann, Bruce und andere es in seinem Vaterlande Afrika, den Gegenden des Nils ꝛc., beobachtet haben, hat man etwas Zuverläßiges erfahren.

Das Nilpferd hat eine Länge von 13 — 15 Fuß und eine Höhe von 7 — 9 Fuß, der Körper ist furchtbar schwerfällig, die Beine sind so kurz, daß der Bauch beinahe den Boden berührt. Der Kopf ist fast vom übrigen Körper nicht zu unterscheiden, so sehr ist die Fleischmasse ineinander gewachsen. Ein langer Schlitz bildet das Maul, die Oeffnung des fürchterlichen Rachens, die Augen sind klein, und die Ohren tutenförmig. Das Fell des Thieres ist nackt, braun von Farbe und so dick, daß man kaum die Gelenke und Muskeln des Thieres erkennt. Die Schwere einer solchen Haut macht die volle Ladung eines Cameels aus.

Am liebsten hält sich dies Thier im Wasser auf, es schwimmt ausserordentlich schnell, taucht vortrefflich und soll sogar auf dem Boden des Wassers eine Zeitlang gemächlich umhergehen können. Allein seine Nahrung zu holen steigt es ans Land, jedoch mit großer Vorsicht. Es streckt zuvor bloß den Kopf heraus und schaut sorgfältig umher, ob kein Mensch in der Nähe sei, wählt darum aber auch lieber die Nacht hiezu. Seine Nahrung ist rein vegetabilisch, aber wehe dem Acker auf dem es seine Mahlzeit hält, in einer Stunde ist das schönste Reis- oder Korn-Feld rein abgefressen, oder doch von den plumpen Füßen des Thieres total zerstampft und zerdrückt. Um die Zahl dieser gefräßigen Thiere zu vermindern, säen die Bewohner jener Gegenden Lupinen, deren Genuß, durch das bald darauf im Wasser erfolgende Aufschwellen ihnen den Tod zuziehen soll.

Obgleich das Flußpferd durch seine Gefräßigkeit sehr vielen Schaden verursacht, so wußte die Vorsehung es doch so einzurichten, daß es den Schaden, den es auf einer Seite anrichtet, auf einer Andern reichlich ersetzt. Sein tödtlicher Haß gegen das Crocodill nämlich vermindert diesen Feind der Menschen und der Thiere ungemein, und die ganze

Digitized by Google

Gegend, namentlich Aegypten, wäre eine menschenleere Wüste, wenn nicht der Ignеumon die Eier desselben, und das Flußpferd, das Thier selbst so sehr verminderte, daß der Schaden, den das eben so grausame, als furchtbare Crocodil sonst anrichten würde, ungemein eingeschränkt wird. Wenn das Flußpferd oft erscheint, so schließt man daraus, daß der Nil sich recht ergiebig zum Seegen des Landes ergießen werde.

Das etwas kleinere Flußpferd-Weibchen wirft zur Zeit ein Junges und zwar am Lande und säugt und nährt es selbst. Das Flußpferd ist friedlich und beleidigt ungereizt Niemanden, besonders die Jungen sind sehr sanft, lassen sich gerne streicheln und schmiegen sich freundlich an. Fürchterlich aber ist es, wenn es gereizt, oder gar verwundet wird, dann macht es von seiner ungeheuren Kraft und seinem fürchterlichen Gebiß Gebrauch. Mit einem einzigen Biß ist ein Mensch zermalmt. Die Jagd auf dieses Thier ist überhaupt sehr gefährlich; so lange es schwimmen muß, kann es zwar weiter nichts, als um sich beißen. Allein näher dem Ufer, wo es die Füße anstemmen kann, hat es schon oft, wenn es mit dem Rücken unter ein Schiff kommen konnte, ziemlich beträchtliche Fahrzeuge umgeworfen.

Wenn es erschossen ist, und dies kann nur am Kopfe geschehen, so kommt es bald aufgeschwollen im Wasser in die Höhe und wird dann gewöhnlich von 15 — 20 Ochsen ans Land gezogen, denn seine Schwere beträge über 4000 Pfund.

Das Flußpferd soll sehr vollblütig seyn und sich deßhalb zuweilen an scharfen Gegenständen so lange reiben, bis eine Ader geöffnet ist; dann aber statt des Verbandes sich in Koth wälzen, um das Loch zuzustopfen. Diese sonderbaren Aderlässe möchten sich wohl nicht beweisen lassen. Die Natur aber, die Allweise, wußte dem Blutüberflusse auf andre Art abzuhelfen, durch die zugleich eine andre Thierart ernährt wird. Eine Art Blutigel nämlich hält sich auf der Haut des Nilpferdes auf, und diese wissen ihm das überflüssige Blut schon abzuzapfen.

Die Neger von Kongo, Angola u. a. verehren das Flußpferd als eine Gottheit, doch hält sie dies nicht ab, sein Fleisch vortrefflich zu finden und zu verzehren. Es muß auch nicht übel schmecken, denn selbst viele Europäer fanden es noch weit schmackhafter, als Rindfleisch. Der Speck des Flußpferds wird auf dem Cap sehr theuer verkauft. Mit der Haut des Thieres werden Schilde überzogen; aus den ungemein festen Knochen macht man allerlei Geräthe und aus dem Blut schöne Farbe. Das schätzbarste jedoch an ihm sind die ausserordentlich harten Zähne, aus welchen man falsche Zähne (für Menschen) verfertigt, die vor den elfenbeinernen den Vorzug haben, daß sie nicht gelb werden. Die Versicherung mehrerer Schriftsteller, daß der Zahn des Flußpferdes vor Zahnschmerzen bewahre, sieht einem witzigen Scherze sehr ähnlich, denn es ist allbekannt, daß eingesetzte Zähne nie Schmerzen verursachen.

Der befreiete Sklave.

Es giebt viele, die, wenn sie auch Andern Wohlthaten erweisen, so großen Lärmen darüber erheben, daß sie denjenigen erröthen machen, der die Wohlthat empfängt, und der Wohlthäter durch Stolz und Eitelkeit den Werth seiner Wohlthat verlieret. Seneca dagegen sagte, die Wohlthat müsse dem Wohlthäter den Mund schließen, dem Empfänger öffnen; und aus einem merkwürdigen Beispiele werden wir sehen, wie ein großer Mann von dieser Maxime durchdrungen war und sie auszuüben wußte.

Als dieser sich in Marseille befand und an einem Sommerabend eines Feiertages an den Hafen gegangen war, um Luft zu schöpfen, wollte er ein kleines Fahrzeug besteigen, im Hafen herum zu fahren. Indem er nun Jemanden, ihn zu fahren, angesprochen hatte, so lief ein Jüngling, von schönem Angesichte und artigen Manieren, hin und erbot sich ihm Genüge zu leisten. Der Herr betrachtete ihn aufmerksam, und weil er ihn für viel gebildeter und höflicher halten mußte, als diejenigen zu seyn pflegen, welche in solchem Stande geboren sind, so sprach er zu ihm: Ihr habt nicht das Aussehen eines Schiffmanns und ich glaube, Ihr treibet das Geschäft mehr aus Vergnügen, als um

Digitized by Google

Geld zu verdienen. — Ich bin wirklich nicht in diesem Stande geboren, antwortete jener, und dies ist in der That nicht das Handwerk, das ich treibe; aber das Unglück meines Vaters hat mich gezwungen, auch dieses zu erlernen, um an den Festtagen, einigen Gewinn davon zu ziehen. — Und welches Unglück, sagte der Fremde, ist Eurem Vater begegnet? — Er ist Sklave, antwortete der Jüngling mit Thränen in den Augen, und ich habe keine Mittel, ihn auszulösen, wenn ich sie mir nicht mit meiner Arbeit verdiene. — Sklave? und wie lange und wo? — Schon seit sechs Monaten seufzt er in Ketten zu Teutan. Da er sich durch seine Ersparniß ein kleines Capital gesammelt hatte, lud er es auf ein Schiff, das nach Smyrna abgieng, und er selber wollte sich auch dahin begeben, um durch seinen Fleiß sein Vermögen höher zu bringen. Das Schiff wurde aber von den Seeräubern weggenommen und er mit allen den andern, die sich auf demselben befanden, zu Sklaven gemacht. Zweitausend Scudi fordert man zu seinem Lösegelde. Da er aber bei seiner Abreise alles mit sich genommen hatte, so sind wir von dem Besitze einer solchen Summe weit entfernt. Dennoch bemühen sich meine Mutter und zwei Schwestern, Tag und Nacht, um sie zusammen zu bringen, ich thue das nämliche und suche, so viel mir möglich ist, auch die Feiertage zu benützen. Ich glaubte anfangs, ihn dadurch befreien zu können, daß ich mich an seiner Statt zum Sklaven gemacht hätte, meine Mutter aber erfuhr es oder hatte Verdacht davon; sie versicherte mich, daß mein Plan eitel wäre, und da sie nicht ohne Ursache fürchtete, daß ich demohnerachtet es wagen wollte, so ließ sie es allen Schiffscapitainen verbieten, mich an Bord zu nehmen. — Habt Ihr je Nachricht von ihm erhalten? Wißt Ihr, wem er dient und wie er behandelt wird? — Er dienet dem Oberaufseher der königlichen Gärten und wird von ihm menschlich behandelt: aber dieses ist für ihn ein zu geringer Trost, er ist einmal Sklave, ferne von uns, ferne von einer Gattin, die er liebt, und von den Kindern, die er auch immer zärtlich geliebt hat. — „Wie heißt er?" — Robert. — „Wie alt ist er?" — Er ist nicht weit von fünf und fünfzig Jahren. — Ihr verdienet gewiß ein besseres Schicksal und ich wünsche es Euch von Herzen, und wenn ich Eurer Tugend gedenke, so möchte ich wagen, es Euch zu versichern."

Als die Nacht herangenaht war, befahl ihm der Fremde zu landen, und schnell aus dem Schiffe gestiegen, ließ er ihm nicht einmal Zeit zu danken für die Börse, die er ihm zum Lohne da gelassen hatte. Es befanden sich darin acht Doppel-Louisd'or und zehn Scudi. Der Jüngling, über seine Großmuth erstaunt, gieng mehrere Tage seiner Spur nach, um ihn wieder aufzufinden, und seine Dankbarkeit auszudrücken; aber es gelang ihm nicht.

Nach zwei Monaten, als eben diese ehrsame Familie in einem ärmlichen Stübchen zu Tische saß, siehe, da tritt unerwartet Robert herein. Alle stoßen bei diesem ungewohnten Anblick ein Geschrei der Freude und des Erstaunens aus, und sich selbst nicht trauend zweifeln sie, ob ihre Augen recht sähen. Er, bald diesen, bald jenen, zärtlich umarmend, sprach: O Gattin! o meine Kinder! wie viel bin ich eurer Güte und euren zärtlichen Sorgen schuldig! Aber wie habt ihr so bald mich retten, wie so viel Hülfe mir übersenden können! Die Summe zu meiner Erlösung, die fünfzig Louisd'or Taschengeld, diese Kleider, der vorausbezahlte Schiffslohn, alles erfüllte mich mit Erstaunen. Nur, ach, in welchen unglücklichen Zustand muß ich euch meinethalben versetzt sehen! Die Uebermacht der Gefühle ließ der Frau nicht einmal die Kraft zu antworten. Sie warf sich ihm um den Hals, und in Thränen aufgelöst, lag sie ihm am Herzen. Die Töchter begleiteten mit ihren Thränen die Thränen der Mutter; der Sohn bleibt unbeweglich und wird ohnmächtig.

Die vergessenen Thränen geben endlich der Gattin die Worte zurück, sie umarmt wiederholt den Gatten, blickt den Sohn an, und indem sie solchen ihm zeigt, spricht sie: Hier ist dein Erretter! Zweitausend Scudi forderte man zu deiner Befreiung; wir waren bis jetzt nicht zur Hälfte gelangt, und von dem, was wir gesammelt haben, sind wir den größten Theil der unermüdlichen Anstrengung deines Sohnes schuldig. Dieser theure Sohn muß Gönner gefunden haben, die von seiner Tugend gerührt, ihm Hülfe leisteten: er gieng anfangs heimlich mit dem

Digitized by Google

Plane um, sich an deine Stelle zu begeben, ihm gewiß sind wir nun deine Befreiung schuldig, und er hat uns damit überraschen wollen. Siehe, wie er davon durchdrungen ist. Aber beeilen wir uns ihm beizustehen. Die Schwestern hatten sich schon damit beschäftigt, die Eltern halfen ihnen hierin, und es gelang ihnen ohne viele Mühe ihn aus der Ohnmacht zu ziehen. Er kehrt gegen den Vater die starren Augen, hat aber noch nicht die Kraft, zu sprechen.

Der Vater wird indessen nachdenklich und stille. Von der Freude geht er plötzlich über zu Schmerz und Trauer. Darauf sich gegen ihn im Tone des Zornes wendend, spricht er: Ach, Unglücklicher, was hast du gethan? ich kann dir gewiß nicht diese mir so theure Freiheit schuldig seyn, ohne darüber schaudern zu müssen. Wie hast du es gewagt, deiner Mutter ein Geheimniß daraus zu machen, wenn du mich nicht mit einem Verbrechen erkauft hast? Sohn eines unglücklichen Sklaven, der du nur arm warest, und noch in so frischer Jugend, nein, es ist nicht wahrscheinlich, daß du auf ehrlichen Wegen dahin gekommen seyst, solche Hülfe dir zu verschaffen. Ich zittere, wenn ich denke, daß die kindliche Liebe dich zu einer Missethat habe verleiten können: entnimm mich solchem Zweifel, sprich wahrhaft und eher — — Ach nein beruhigt Euch! mein Vater, antwortet er, sich mit Mühe erhebend, umarmt nur Euren Sohn, ich bin dieses Namens nicht unwürdig, aber weder mir noch sonst jemanden von uns seyd Ihr Eure Freiheit schuldig. Unser Wohlthäter ist ein ganz anderer und ich kenne ihn wohl. Ach Mutter! jener Fremde, der mir schon die Börse, so großmüthig handelnd, geschenkt hatte, that mir auch viele und wiederholte Fragen. Von ihm gewiß rührt unser Glück her. Ach wenn ich ihn doch je wieder antreffen könnte! wenn ich es je vermöchte! — — Aber ich werde es nie versäumen, um irgend eine Nachricht von ihm einzuziehen. — Darauf erzählte er dem Vater, was ihm mit dem Unbekannten begegnet war, und benimmt ihm auf solche Weise jede Furcht.

Nach zwei Jahren unnützen Nachsuchens trifft er ihn eines Morgens am Hafen. — Ach mein Herr und Gebieter, mein einziger Wohlthäter, meine Stütze, mein Leben, mein Alles! — Dieß und nichts weiter mehr vermochte er zu sagen, indem er zugleich sich vor seine Füße warf und sie mit Inbrunst umfaßte. — Was wollt Ihr? Was ist das? sagte der Unbekannte, ihn erhebend. — Ach mein Herr, kann es Ihnen unbekannt seyn? Haben Sie gänzlich den Sohn des unglücklichen Robert, den Sie so großmüthig errettet haben, vergessen? — Ihr irrt Euch mein Freund, ich bin ein Fremder, erst vor wenigen Tagen hier angekommen. — Das mag wohl seyn; aber erinnern Sie sich, Sie waren vor ohngefähr zwei Jahren auch hier. Gedenken Sie der Spazierfahrt, die Sie im Hafen machten, der Börse, die Sie mir schenkten, des lebhaften Mitleidens, das Sie für das Unglück meines Vaters empfanden, der sorgfältigen Nachfragen, die Sie mir vorlegten, um alles, was ein Licht Ihnen geben konnte, ihn zu befreien. Sie haben dadurch das Glück einer ganzen Familie gegründet, die nichts sehnlicher wünscht, als Sie zu sehen und Sie mit tausend Segenssprüchen zu überhäufen. O verweigern Sie uns nicht diese Wohlthat, kommen Sie! — Langsam, langsam, Freund, es ist zu leicht sich zu irren; Ihr vielleicht — — Nein, ich irre mich nicht. Ihre Züge sind zu tief in meine Seele gegraben, um sie zu verwechseln. Kommen Sie, ich bitte — — und so nahm er ihn beim Arme, ihm einigermaßen Gewalt anthuend, und zog ihn mit sich.

Bei ihrem Streite sammelten sich viele Leute um sie her. Der Unbekannte war in der Fülle seines Ruhmes; aber anstatt darüber eitel zu werden und sich zu brüsten, hatte er den Muth, selber den Bewegungen eines gerechten Wohlgefallens zu widerstehen und standhaft verborgen zu bleiben. Er widerstrebte also stets, bis sich eine Gelegenheit darbot, sich ins Gedränge zu reißen und verschwand.

Er würde noch unbekannt seyn, wenn nicht beim Tode eines Kaufmanns von Marseille dessen Leute unter seinen Papieren eine Note von 7500 Franks gefunden hätten, die er an Robert Mayn in Cadix geschickt, und nun letzterer darum befragt worden wäre. Dieser berühmte Banquier antwortete: die Summe gebraucht zu haben, um auf die Ordre des Hrn. Karl v. Secondat, Baron von Montesquieu, von Bordeaux, einen gewissen Robert von Marseille, Sclaven zu Teutan, zu befreien. Dieser würdige Mann pflegte von Zeit zu Zeit seine Schwester, Mad. d'Héricourt, die zu Marseille geheirathet war, zu besuchen. Die großmüthige That, die er dort vollbrachte, und die wir oben erzählt haben, verdient gewiß nicht minderes Lob als seine literarischen Werke, durch die er sich unsterblich gemacht hat.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

No.ro 48. Dritter Jahrgang 1830. (193)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Posthehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heits, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Wallenstein vor Stralsund.

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XLVIII.

Vor Stralsunds Wällen an steinernem Tisch,
Saß Friedland, der furchtbare Krieger,
Mit seinen Feldherrn, er zechte frisch
Und glaubte schon wieder sich Sieger;
„Ihr Herren, so spricht er, der morgende Tag
„Soll bringen der Stadt die verdienete Schmach,
„Wir wollen verdoppeln die Stürme
„Und stürzen die Mauern und Thürme."

Und wie er gesprochen solch' drohend' Wort,
Da kommt eine Kugel mit Sausen,
Die schlägt von dem Trinktisch die Ecke fort,
Drob erschrickt wohl Mancher mit Grausen,
Doch Friedland, rückt lächelnd den Federhut,
Spricht: „Teufelskerle, Ihr schießet gut,
„Doch sollt Ihr dies boshafte Recken
Bezahlen mit Angst und mit Schrecken."

Drauf naht sich ihm Arnheim kecklich und spricht:
„Herr Herzog es will mich bedünken,
„Es fehle im Lager an Zelten wohl nicht,
„Wo's ungestört sich ließe trinken;
„Denn sind uns die Kugeln auch wohlbekannt,
„So sind beim Gelag sie doch unintressant
„Und wär mir's kein großes Vergnügen
„Am Zechtisch den Rest hier zu kriegen."

Doch Friedland, indem er den Becher füllt,
Herrscht: „ruhig Ihr Herren und bleibet,
„Es werd' Euch allhier nun der Plan enthüllt,
„Wie morgen den Angriff Ihr treibet;
„Denn wahr wie den Becher ich führe zum Mund
„Und ihn leere bis auf den goldenen Grund,
„So wahr ist die Stadt nicht zu retten
„Und hielte Gott selbst sie mit Ketten.

Da — wie er den Mund zum Trinken schon neigt,
Entfährt mit Gewalt ihm der Becher,
Nun zittert auch Friedland und Alles schweigt,
Nur Einer spricht leise: „Du Frecher
„Bist gegen die göttliche Allmacht ein Wurm,
„Sie führte die Kugel vom fernen Thurm,
„Die, wär es gewesen von Röthen,
„Dich Lästerer konnte auch tödten."

Und wie sich bewährt der göttliche Wink,
Die Geschichte uns treulich berichtet,
Vor dem unbezwungenen Mauerring,
Ward die furchtbare Macht fast vernichtet;
Viel Tausend der Opfer wurden gebracht,
Das Stürmen, es währte wohl Tag und Nacht,
Doch die Bürger, mit Gott verbunden,
Stehn heute noch unüberwunden.

Ich ermahn Euch Bürger, daß oft ihr geht,
Nach dem Ort, wo die Friedländer lagen,
Daß Ihr zeiget den Zechtisch, der heut noch steht,
Euren Söhnen und mögt ihnen sagen:
„Hier hat sich bekundet, daß Gottes Schaar
„Mit der Sach' unsrer frommen Väter war,
„Weil treu sie zusammen gehalten,
„O! werdet doch so wie die Alten."

W. C.

Digitized by Google

Kurzer Ueberblick der Geschichte Stralsunds, nebst einer getreuen Darstellung der Wallensteinschen Belagerung i. J. 1628.

Unsere heutige Abbildung liefert uns 2 Ansichten der alten berühmten Stadt Stralsund. Die obere Ansicht zeigt uns Stralsund wie es jetzt ist, die untere wie es vor 200 Jahren, zur Zeit der Wallensteinschen Belagerung aussah, und hat der Zeichner den Moment darzustellen gesucht, wo Wallenstein im frechsten Uebermuthe der göttlichen Allmacht spottet, wie wir diese Sage ausführlicher in dem vorangegangenen Gedichte mit dichterischer Freiheit behandelt, gelesen haben.

Es mag daher eine kurze getreue Erzählung des Wichtigsten aus Stralsunds Geschichte hier eine Stelle finden.

Stralsund, eine Stadt von etwa 16,000 Einwohner, liegt im Herzogthum Pommern, der Insel Rügen gegenüber, an der Meerenge Gellen. Ueber den Ursprung dieser Stadt ist man noch sehr im Dunkeln. Man will Nachrichten gefunden haben, daß sie schon im Jahr 145 nach Christo von Sunnone II. einem Frankenkönige erbaut worden sey, und nach diesem damals Sunnonia oder Sundia genannt worden sey; was indessen schwer nachzuweisen seyn möchte. Zuverlässig werden die Nachrichten über sie erst vom Jahr 1209, da sie vom Fürsten Jaromar zu Rügen (wie es in den Chroniken heißt) wieder aufgerichtet, mit Teutschen besetzt und erweitert worden seyn soll. Demnach stand Stralsund also unter der Herrschaft der Fürsten zu Rügen. Als nun aber im 14 Jahrhundert die Rügenschen Fürsten ausstarben, entstanden über den Besitz ihrer Länder gar blutige Kriege, und da waren es hauptsächlich die Stralsunder, die den Herzogen zu Stettin und Pommern zum Besitz derselben verhalfen. Stralsund selbst aber war mehr eine freie Stadt denn ein Besitzthum der Herzoge von Pommern. Sie hatte große Besitzungen zu Wasser und zu Lande, hatte ihre eigenen Land- und Seetruppen, ihre eigene Münze, und war der Ordnung nach die 6te Stadt im Hanseatischen Bunde. Sie ward aber wegen ihres Reichthums und ihrer vielen Privilegien von vielen Fürsten und Städten sehr beneidet, und hatte schon frühe manche Angriffe und Belagerungen zu erdulden. So ward sie das erstemal bald nach ihrer Erbauung (oder Wiederherstellung) im Jahr 1277 von den Lübeckern überfallen und fast gänzlich verbrannt, nachher aber um so sorgfältiger wieder aufgebauet und mit Mauern und festen Thoren wohl versehen. Darnach ist sie im Jahr 1316 von König Erich von Dänemark mit Hülfe anderer Fürsten wieder schwer belagert worden, hat die Belagerung aber tapfer überstanden, und die Stralsunder haben darauf alle in ihrer Nähe gelegenen Schlösser der Fürsten und Herren in den Grund gerissen, und sich später, im Jahr 1382, mit den Greifswaldern verbündet und auch das feste Schloß der Grafen von Gützkow zerstört. Im Jahr 1492 suchten die Dänen abermals was an den Stralsundern, wurden aber von den Bürgern, die in ihren kleinen Fischerböten aufs tapferste fochten, zurückgeschlagen und auf einer nahe gelegenen kleinen Insel, wo es zum Landgefechte kam, förmlich geschlagen; weßhalb diese Insel auch noch heutiges Tages Dänholm heißt.

So hatte Stralsund schon von jeher mit Feinden zu Land und zu Wasser hartnäckig zu kämpfen, ist aber fast immer rühmlich aus allen Gefahren als Sieger hervorgegangen, und haben alle die Anfechtungen hauptsächlich nur dazu gedient, die Bürger in männlichen Waffenübungen aller Art zu üben und zu vervollkommnen, wie sie sich denn als wackere Kämpfer hauptsächlich im Jahr 1504 und später bei der weltberühmten Wallensteinschen Belagerung im Jahr 1628 gezeigt, wovon wir jetzt gleich ausführlich erzählen.

Es war zur Zeit des dreißigjährigen Krieges im Jahr 1628 als Wallenstein, Herzog von Friedland, der oberste Feldherr Kaiser Ferdinands II., und durch seine Grausamkeit und Härte eben so berühmt als der dreißigjährige Krieg selbst, in Pommern, einrückte, und ohne sonderlichen Grund oder

Digitized by Google

Auftrag von seinem Kaiser dazu zu haben, die Stadt Stralsund belagerte.

Aber Wallenstein kümmerte sich auch nichts mehr um seinen Kaiser, handelte als unumschränkt-Herr, nach eigenem Willen, und hätte wohl nie das Schwert der Glaubenszwistigkeiten wegen zur Hand genommen, wenn ihn nicht andere herrschsüchtige Pläne dazu geleitet hätten. Schon hatte er sich für seine geleisteten großen Dienste vom Kaiser die Länder der unglücklichen geächteten Herzoge von Mecklenburg zu verschaffen gewußt, und war vom Kaiser zum Admiral der Ost- und Nordsee ernannt worden, als ihm der stolze Plan in den Sinn kam, sich zum Herrn der Ostsee zu machen, und so den Grund zu einer großen Seemacht zu legen.

Zu diesem Zwecke schien ihm nun Stralsund, seiner herrlichen Lage wegen, und seiner vielen Schiffe (die ihm fehlten) äußerst wichtig, und fieng daher mit dieser Stadt, die sich bisher ganz ruhig und neutral verhalten hatte, Händel an, indem er von ihr verlangte, kaiserliche Besatzung einzunehmen, wogegen sich der Magistrat der Stadt, eingedenk seiner kaiserlichen Privilegien, natürlich weigerte.

Jetzt versuchte Wallenstein, der das feste Stralsund und seine tapferen Bürger wohl kannte, zuvor durch eine List seinen Zweck zu erreichen, und schickte den Obrist Götz mit 2 Regimentern Reuterei vor die Stadt, um den Durchzug nach der Insel Rügen zu verlangen. Die Stralsunder giengen aber nicht in die Schlinge, sondern wiesen den Herrn Obrist mit aller Artigkeit ab. Nun ließ er durch den Obrist Sparre eine unbillige Forderung von 150,000 Thalern für die Befreiung der Stadt von Einquartierung machen, und als sich hierzu die Stralsunder auch nicht verstehen wollten, mußte Feldmarschall Arnheim die nahe bei der Stadt gelegene Insel Dänholm besetzen, und sich dort sogleich verschanzen. Jetzt ward dem Magistrat doch übel zu Muth, und in der Hoffnung, den Arnheim von Beschießung der Stadt abzuhalten, sandten sie ihm 30,000 Thaler. Allein Arnheim nahm wohl das Geld, aber verschanzte sich immer noch besser und ließ schweres Geschütz auf die Insel bringen, versperrte auf der Landseite die Zugänge zur Stadt, und ließ in der Umgegend nach gewohnter Weise schändlich rauben und verwüsten.

Die Stralsundischen Schiffer erboten sich zwar die Kaiserlichen vom Dänholm zu vertreiben, allein der Magistrat gab aus Furcht, den Wallenstein zu reizen, es nicht zu. Alle Schonung von Seiten der Stralsunder half aber hier nichts, Wallenstein wollte Stralsund nun einmal besitzen, und wußte Gründe (wären sie auch noch so gewichtlos) genug, um die Stadt gewaltsam zu bezwingen.

Als der König von Dänemark einige Wallensteinische Schiffe hatte verbrennen lassen, beschuldigte er die Stralsunder der Theilnahme an dieser That ohne allen Beweis, und gab zur schweren Ahndung dieses Majestäts-Verbrechens, am 13. May 1628, Befehl, die Stadt von allen Seiten einzuschließen. General Arnheim erhielt den Oberbefehl, und rückte sogleich mit 10,000 Mann in's Heinholz und verschanzte sich daselbst. Nun sahen die Stralsunder, daß es Zeit sey auch von ihrer Seite Ernst zu machen, und säumten nun nicht länger zu thun, was hier heilige Pflicht war. Sie zogen ihre Kanonen auf die Wälle, setzten fast jedes Haus in Vertheidigungs-Zustand, und schickten ihre Weiber, Kinder und beste Habe hinüber nach Schweden, oder sonst an sichere Orte.

So lange nur die Seeseite noch offen blieb, hatte es für die Stralsunder keine Noth und konnte Wallenstein nicht viel machen; er sah sich daher in Lübeck und Danzig nach Schiffen um, die ihm aber verweigert wurden. Dieser Mangel an Schiffen nun, war es, der auf Ansuchen der Stadt die Kaiserlichen zu Friedensunterhandlungen anscheinend geneigt machte. Die Forderungen Arnheims waren aber so hart, daß sie sich bald wieder zerschlugen. Arnheim hatte sie aber überhaupt nur einleiten lassen, um die Bürger ruhiger und sicherer zu machen, denn sein Plan war, sie nächtlich zu über-

Digitized by Google

fallen, um den Wallenstein, den er täglich erwartete, angenehm überraschen zu können.

In der Nacht vom 16. auf den 17. May, als die Wälle nur nachläßig besetzt waren, ließ er nun am Knieperthore und hernach am Frankenthore stürmen. In der Ueberraschung eroberten die Kaiserlichen auch wirklich beide Schanzen, allein gegen Morgen wurden sie nach hartnäckigem Kampfe mit Zurücklassung vieler Todten wieder verjagt, und die Stralsunder machten große Beute.

Arnheim, wüthend über die mißlungene List, ließ jetzt alles zu einer ernsthaften Belagerung vorbereiten und fing sogleich an, Stralsund unaufhörlich zu beschießen, denn er gedachte die Stadt mit Sturm zu nehmen, bevor sie von Schweden oder den Hanseestädten Hülfe erhalten konnte. Da aber langte zum großen Glück der Stralsunder am folgenden Tag (am 18. May) eine unerwartete Hülfe an.

Schwedens edler unvergeßlicher König, Gustav Adolph, hatte die bedrängte Lage der braven Stralsunder vernommen, er sandte ihnen eine Last Pulver, und versprach ihnen ferneren Beistand. Das kam den Bürgern zur rechten Zeit, nun wuchs ihr Muth, und mit dem schwedischen Pulver machten sie viele Kaiserliche unschädlich. Alle Stürme Arnheims wurden mit großem Verluste zurückgeschlagen, und wiewohl er um Mitternacht an drei Orten zugleich stürmen ließ, gewann er doch keine einzige Schanze. Ja die Stralsunder wagten sogar Ausfälle, die den Kaiserlichen viel Leute kosteten.

Ueber die Tapferkeit und das Glück der Stralsunder in fürchterliche Wuth gesetzt, brütete Arnheim, der mit Gewalt so wenig ausrichten konnte, auf neue List. Um seine vielen Todten zu begraben, forderte er von der Stadt einen Waffenstillstand, den sie ihm auch bewilligte. Unterdessen ließ der Arglistige aber in der Nacht neue Laufgräben machen, und dachte die Stadt am andern Morgen unter der Kirchzeit zu überfallen. Aber sein Plan wurde vereitelt. Der brave Stadtkommandant Flemming visitirte unter der Predigt den Wall, und entdeckte alsbald die Gefahr eines Ueberfalls. Schnell traf er die nöthigsten Anstalten zur Vertheidigung, ein Weib ergriff die Trommel und schlug Lärm durch alle Straßen. Die Bürger, alles Volk, verließ plötzlich die Kirche; der Prediger stand erschrocken ganz allein ohne Zuhörer auf der Kanzel, Alles stürzte auf die Wälle, und Arnheim war abermals geprellt.

Die Wachsamkeit der Bürger mußte sich bei solcher Gefahr verdoppeln, doch auch ihr Muth stieg aufs neue, da von Schweden, ja selbst von Dänemark, des Kaisers erklärtem Feinde, unter dem Obristen Holk Hülfe an Soldaten und Munition eintraf. Arnheim ließ die Stadt schwer beschießen, doch Gott selbst war mit den tapfern Bürgern, alle die großen Feuerkugeln richteten keinen sonderlichen Schaden in der Stadt an. Da nahm Arnheim zum drittenmale seine Zuflucht zu der allerschändlichsten List, die ihm aber gar schlecht bekam. Er erkaufte einen Bauern, der in der Stadt Feuer anlegen sollte; wenn nun die Bürger mit Löschen beschäftigt wären, wollte er über sie herfallen und so vernichten. Der Himmel aber lenkte des Bauern Herz auf gute Wege, daß er in die Stadt gieng und dem Obristen Holk den niederträchtigen Plan entdeckte. Dieser beschloß nun den arglistigen Arnheim in seiner eigenen Schlinge zu fangen. Er vertheilte seine Garnison und die Bürger auf die Wälle, stellte sie heimlich hinter die Brustwehr und ließ alle Kanonen mit Kartätschen laden. Darauf befahl er in der ganzen Stadt Pechtonnen anzuzünden, und ein großes Geschrei zu erheben, gleichsam als ob Stralsund in allen Quartieren aufloderte. Und richtig, Arnheim gieng in die gelegte Schlinge; er glaubte seinem Bauern sey das Vorhaben gelungen, das schreiende Volk sey mit Löschen beschäftigt und befahl nun seinen bereit liegenden Leuten die Mauern zu ersteigen und sich der Festung zu bemächtigen. Dies geschah. Aber plötzlich entzündeten sich die Wälle, die Kanonen donnerten zahllose Kartätschen; das kleine Gewehr feuerte unaufhörlich und die Feinde stürzten zu Hunderten vor

Digitized by Google

den stralsundischen Wällen. Arnheim tobte vor Wuth, rief seine Leute zurück und verkroch sich wohlgeschlagen in seine Schanzen.

Inzwischen hatten die Stralsunder auch auf gütlichem Wege die Gewalt von ihrer Stadt abzuwenden gesucht und ihren Protonotarius Wahl nach Prag an den Kaiser gesandt, der die Vorstellungen der Stadt auch gerecht und gnädig aufnahm und sofort an Wallenstein den Befehl ertheilte, seine Truppen unter Arnheim von Stralsunds Wällen zurück zu ziehen. Doch Wallenstein achtete längst des Kaisers Befehle nicht mehr, sondern arbeitete für eigene Pläne und sandte daher an Arnheim gemessene Ordre, die Belagerung hartnäckig fortzusetzen und noch mehr Truppen an sich zu ziehen, indem er selbst in Kurzem vor Stralsund einzutreffen und dann der Sache sicher ein Ende zu machen gedenke.

So verdreifachte nun fast Arnheim seine Belagerungs-Armee und den Stralsundern war gar nicht gut zu Muth, als sie immer mehr und mehr Truppen ankommen sahen, denn ihre Macht hatte bei so schweren Stürmen abgenommen, und ihnen fehlten alle Aussichten zur Verstärkung und Hülfe.

Da war es abermals der edle Schwedenkönig, der unübertroffene Gustav Adolph, der, empört von dem niederträchtigen Benehmen des Arnheim zur rechten Zeit Hülfe sandte, denn kaum war der schwedische Gesandte, Baron Sattler mit 8 Schiffen voll Truppen und Kriegsmunition in den stralsundischen Hafen eingelaufen, als auch schon der gefürchtete Wallenstein am 27. Junius vor den Wällen der Stadt anlangte.

Er befahl sogleich, sich auf die nächste Nacht zum stürmenden Angriff zu bereiten. Drei Regimenter rückten zugleich an, und die ganze Nacht war das Stürmen so heftig und anhaltend, daß die Belagerten fast Gefahr liefen, zu unterliegen. Schon waren sie aus 2 Schanzen vertrieben, als sie mit erneutem Muthe einen wüthenden Angriff machten, ihre verlornen Schanzen wieder eroberten, dem Feinde 500 Mann erschlugen und noch Gefangene machten, wogegen sie kaum 50 Köpfe verloren. Die eingebrachten Gefangenen schilderten den Bürgern Wallensteins fürchterliche Wuth, über diesen Verlust sowohl, als über die Verstümmelung eines seiner Lieblinge. Er habe geschworen von der Stadt vor ihrer Eroberung nicht zu weichen, und wenn er sein ganzes Heer verlieren, ja er selbst geschunden werden sollte. Keiner lebenden Seele in der Stadt, selbst nicht des Kindes im Mutterleibe wolle er schonen. Und diese seine blutdürstige Rache auszuführen, befahl er 3 Tage und 3 Nächte lang unausgesetzt zu stürmen, und so erhob sich dann wieder ein fürchterlicher Sturm. Zwei Regimenter fielen an, und zwei frische traten in der Ermüdeten Stelle, aber die Bürger wichen nicht. Drei- und vierfach häuften sich die Todten, die Stralsunder fochten hinter aufgethürmten Leichen, die Erschlagenen dienten ihnen zur Brustwehr, aber sie wichen nicht. Wallenstein verlor 1500 Mann bei diesem Sturm, mußte sich zurückziehen, und kehrte, ohne allen Gewinn, von dieser Blutarbeit in seine Schanzen zurück.

Durch solche wiederholten Verluste wurden die Soldaten so mißmuthig, daß sie nicht mehr stürmen wollten. Mit bloßen Schwertern und mit Partisanen wurden sie zum Sturm getrieben und murrend sagten sie: sie giengen vor den stralsundischen Wällen sich den Rest zu holen. Ordentliche Stürme konnte Wallenstein nicht mehr wagen, sein Heer ward immer schwächer und muthloser und von der immerwährenden Kanonade auf die Stadt hatte er auch keinen Nutzen.

Dazu kam noch, daß ihm für den Verlust seiner meklenburgischen Lande an die Dänen, die sich näherten, bangte, und so sah er sich denn genöthigt, die Belagerung aufzugeben. Vorher wollte aber auch er noch eine List der Eroberung versuchen. Er ließ der Stadt daher einen Vergleich anbieten und zuvörderst wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen. Doch die Stralsunder konnten sich nicht sogleich zu allen Punkten dieses Vergleichs entschließen, sie waren schon so oft hintergangen worden und fürchte-

Digitized by Google

ten auch jetzt neue Hinterlist, und darin irrten sie keineswegs. Kaum war der Waffenstillstand 24 Stunden geschlossen, als die Kaiserlichen die eine Thorwache überfallen wollten; allein sie wurden geworfen und mußten mit Schande abziehen. Damit waren indessen die Stralsunder nicht zufrieden; mit gerechtem Zorn über den Bruch des Waffenstillstandes machten sie einen Ausfall, und bei 600 Kaiserliche büßten den Frevel mit dem Tode. Die Lebenden aber verloren nun vollends allen Muth in die Stadt zu kommen, und so zog denn, was vom Belagerungsheer noch übrig war, am 24. Juli, mit Schimpf und Schande bedeckt, ab.

So endigte diese ewig denkwürdige Belagerung, die Stralsund und seinen Bewohnern ein nie verwitterndes Ehrendenkmal in der Geschichte gegründet hat. Wallenstein hatte nicht nur vor Stralsund ein Heer von 12000 Mann, sondern auch, was tausendmal schlimmer war, seine Feldherrn-Ehre eingebüßt, denn bisher hatte ihn Niemand besiegt, war Niemand ihm widerstanden.

Aber die braven Stralsunder vergaßen in ihrer Siegesfreude Dessen nicht, der sie in so großer Gefahr beschützt und erhalten hatte und ehreten Gott durch Dankbarkeit, Demuth und ferneres Vertrauen. Alljährlich feierten sie, durch Gottesdienst, kriegerische Uebungen, und erlaubte Fröhlichkeiten das Gedächtnißfest ihres Befreiungstages, und hat sich diese Feier des Wallensteinsfestes — leider zwar etwas moderirt und modernisirt — noch bis auf den heutigen Tag erhalten.

Was in späterer Zeit sich noch Denkwürdiges in der Geschichte Stralsunds zugetragen hat: die Belagerung von 1678 durch den Churfürsten von Brandenburg, die vom Jahr 1715 durch die alliirten Feinde Carls des 12., die vom Jahr 1807 durch die Franzosen, und endlich Schills tragisches Ende dortselbst im Jahr 1809 ꝛc. über das Alles können wir vielleicht unseren Lesern in der Folge manches Interessante berichten.

Der gescheidteste aller Menschen.

Fast in Allem haben es die Menschen jetzt weiter gebracht, als vor 3000 Jahren, aber in der nobeln Kunst zu betrügen und zu stehlen, scheinen sie damals schon eine nicht zu übertreffende Virtuosität besessen zu haben. Dieß erfuhr Rhampsinit, der ums Jahr 1200 vor Christi Geburt König von Aegypten war, und ausserordentliche Reichthümer besaß. Seine Schätze gegen jede Diebslist zu schützen, ließ er an seinen Palast eine Schatzkammer von starken Quadersteinen anbauen, die weder ein Fenster noch überhaupt eine Oeffnung hatte, außer einer Thüre, die aus dem Palast hinein führte. Diese war denn aufs festeste verschlossen, niemand durfte die Schatzkammer betreten außer dem König, und wenn er sie verließ, schloß und siegelte er sie jedesmal sorgfältig zu. Aber der Baumeister war ein schlauer Vogel und hatte einen Quaderstein, so eingerichtet, daß er sich ohne große Mühe von aussen herausnehmen und in die Mauer wiedereinsetzen ließ, so daß man auf diese Weise in die Schatzkammer hinein und wieder herauskommen konnte, ohne daß nachher eine Spur zu sehen war. Er selbst konnte keinen Gebrauch davon machen, denn er starb bald, aber auf seinem Todbette vertraute er das Geheimniß seinen beiden Söhnen. Diese drangen in einer der nächsten Nächte in die Schatzkammer ein, beluden sich schwer mit Gold und Kleinodien, und setzten den Stein unbemerkt wieder ein. So trieben sie es ziemlich lange fort. Als endlich der König wieder einmal das Gemach öffnete, wunderte er sich sehr, die Gefäße, worin die Schätze standen, nicht mehr voll zu sehen, wußte aber doch Niemand Schuld zu geben, denn er hatte beim Oeffnen die Thüre wohl verschlossen und die Siegel unversehrt gefunden. Doch als er bei zwei- und dreimaligem Oeffnen die Gefäße jedesmal leerer fand, sann er auf eine List, um des Diebes, wenn er anders ein körperliches Wesen wäre, auf jeden Fall habhaft zu werden. Er ließ starke Schlingen oder Fallen verfertigen und legte sie überall um die Kisten und Truhen her, so daß der Dieb nirgends stehlen konnte ohne sich zu fangen. Gleich in der

Digitized by Google

nächsten Nacht fing sich der Erste von den Brüdern, der vor dem Andern hineingeschlupft war, in der Falle des zunächststehenden Gefäßes. Kaum bemerkte er, daß er sich nicht losmachen könne, und daß er auf jeden Fall verloren sei, so rief er seinem Bruder zu: er solle sich vorsichtig herzumachen und ihm den Kopf abschneiden, damit man ihn nicht erkenne, wenn man ihn den andern Morgen in der Schatzkammer finde, sonst würde man ihn und auch den Bruder, bei dem man die gestohlene Schätze entdecken würde, ums Leben bringen, und so die Mutter ganz ins Elend kommen. Es blieb in der That nichts Anderes übrig. Der Bruder nahm den abgeschnittenen Kopf mit fort, und setzte den Stein wieder ein wie sonst. Wie nun der König des Morgens in das Gemach trat, wunderte er sich ganz ausserordentlich über den Anblick eines Diebes ohne Kopf, der ohne die Thür zu öffnen, und ohne Eingang oder Schlupfloch nach Aussen, in das Gemach gekommen zu seyn schien. Es wurde ihm ganz unheimlich bei der Sache zu Muth, doch besann er sich bald, daß Helfershelfer mit im Spiele seyn müßten, und diese versuchte er auf nachfolgende Weise herauszubringen. Er ließ den Leichnam des Diebes an der Mauer aufhängen, und stellte Wächter dazu, mit dem Befehl, genau auf die Vorübergehenden Acht zu haben, und wie sie Einen sähen, der traurig nach dem Leichnam hinschaue oder über ihn weine und wehklage, ihn auf der Stelle zu ergreifen und zum König zu führen. Bei den Aegyptern wurden nämlich die Leichen sonst einbalsamirt, dadurch zu Mumien gemacht und gegen die Verwesung geschützt, und sie hielten es für das größte Unglück, wenn Einer der Ihrigen uneinbalsamirt bleiben mußte. Denn sie hatten den religiösen Glauben: die Seele bleibe auch nach dem Tod noch so lange im Körper, als dieser nicht verwese; erst bei der Verwesung verlasse sie ihn und fahre in den Körper eines eben zum Leben kommenden Thiers, höre dann also auf Menschenseele zu seyn und verschlechtere sich zur vernunftlosen Thierseele. Das hielten sie aber für das größte Unglück, und sahen es daher als die heiligste Pflicht der Religion und der Liebe an, die Ihrigen sorgfältig einzubalsamiren. Auch der Mutter des aufgehenkten Diebes war es daher ganz entsetzlich, daß ihr Sohn da an der Mauer uneinbalsamirt verwesen sollte. In der höchsten Angst beschwor sie ihren noch lebenden Sohn, doch nichts unversucht zu lassen, ja sein Leben nicht zu theuer zu achten, um seinen Bruder zu retten; und als er ihr vorstellte, daß er zwar leicht sein Leben dabei verlieren, aber den Bruder wegen der Menge von Wächtern doch nicht retten könne, drohte sie in der Verzweiflung: so wolle sie selbst zum König gehn und ihm alles entdecken; dann würde zwar auch er hingerichtet, aber die Leichname würde man ihr doch ausliefern und die Seelen ihrer Kinder würden dann doch gerettet. In dieser Angst versprach er Alles zu thun, und versuchte noch am nämlichen Abend folgende List, um die Wächter zu täuschen. Er schirrte Esel an, belud sie mit Schläuchen voll Wein (denn Weinfässer kannten die Aegypter noch nicht) und trieb sie des Weges, wo der Leichnam bewacht wurde. Wie er sich den Wächtern näherte, ließ er mehrere Schläuche zugleich aufgehen. Während er nun bemüht war, den einen wieder zuzubinden, liefen die Wächter mit Trinkgefäßen und Geschirren herzu, und hielten sie bei den andern unter, um noch so viel als möglich von dem Wein wegzubekommen. Anfangs stellte er sich sehr zornig, daß sie den aufgefangenen Wein austranken, statt ihn zurückzugeben, ließ sich dann aber doch begütigen, und endlich scheinbar bereden, ihnen noch einen Schlauch extra zum Besten zu geben. Wie sie denn recht lustig und guter Dinge miteinander wurden und einmal recht im Zug waren, und ihm die Wächter ausserordentlich schön thaten, um immer mehr Wein zu bekommen, gab er ihnen so lang und so viel, bis sie endlich Alle schwer berauscht einschliefen. Jetzt holte er den Leichnam seines Bruders von der Mauer, schor den Wächtern noch zum Schimpf die rechten Backenbärte ab, lud den Leichnam auf die Esel, und kam unbemerkt und glücklich mit der theuren Last zu der ängstlich harrenden Mutter zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Der unglückliche Augenblick.

Wie verhängnißvoll das Schicksal spielt! Zwei Brüder, obenein Zwillinge, waren im Anfange der ersten französischen Revolution für das Heer ausgehoben und zu verschiedenen Regimentern geschickt worden. Sie sahen sich nicht wieder. In der Schlacht von Marengo sind beide Regimenter in der Linie. Die Oestreicher sind in völligem Rückzug. Der eine Bruder, bis zum Hauptmann indessen vorgerückt, eilt, den nahestehenden Bruder aufzusuchen. Er findet ihn; er umarmt ihn feurig und — in diesem Augenblicke kommt eine Kanonenkugel daher, die sie beide auf der Stelle niederreißt.

Treue.

König Karl XII. von Schweden ritt einst in Begleitung des Herzogs von Holstein, seines Vetters, und einiger anderer von seiner Umgebung aus, und die Gesellschaft stieß auf einen Haufen Bauholz. Der Herzog von Holstein machte dem jungen, feurigen, tollkühnen Karl den Vorschlag, zu versuchen, ob die Pferde wohl darüber hinwegsetzen würden? — Karl war nicht nur dazu bereit, sondern wollte auch der Erste seyn, der das halsbrechende Wagstück bestände. Indem er aber eben dem Roße die Sporen geben wollte, griff Admiral Graf Hans von Wachtmeister dem Pferde in die Zügel und hielt den jungen König zurück mit den Worten: „Nein! der Herr soll nicht dahin reiten;" — Der Herzog von Holstein fuhr ihn darüber heftig an: „Was? — Sie unterstehen es sich, Ihrem Könige zu verwehren, nach seinem Willen zu handeln?" — Wachtmeister erwiederte bald: „Ew. Durchlaucht mögen selbst den Satz versuchen, wenn es Ihnen beliebt; aber mein König soll sich Ihrem Vorschlage nicht fügen!" — „Wissen Sie, mit wem Sie reden? —" frägte der Herzog noch erbitterter. — „Ja!" antwortete Wachtmeister, „ich weiß recht gut, daß ich mit dem Herzoge von Holstein rede. Aber Ew. Durchlaucht werden sich auch zu erinnern belieben, daß Sie mit dem Rathe des Königs, dem Grafen Wachtmeister, reden. Mein König kann bei einem solchen Sprunge den Hals brechen; vielleicht denken Sie dann König von Schweden zu werden. Das soll aber nie geschehen, so lange ich Hans heiße, und dieses hier sitzt!" womit er an sein Schwert schlug.

Karl wendete hierauf sein Roß, klopfte dem alten Grafen auf die Schulter und sagte: „Nein! lieber Alter, werde nicht böse; ich werde den Sprung nun nicht machen."

Unerschrockenheit.

Johann Heinrich Lochmann, ein Schweizeroberst in Diensten König Ludwigs XIV. von Frankreich, hatte an Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart nicht seinesgleichen.

Eines Tages hatte er den König auf die Jagd begleitet. „Herr Oberst!" sagte Ludwig, „Sie sind, wie ich wohl weiß, nie vor einem Feinde gewichen; ich zweifle jedoch, ob Sie auch wohl vor einem wilden Keiler Stand halten würden?"

„Stellen mich Ew. Majestät auf die Probe!" erwiederte Lochmann.

„Das soll geschehen!" sagte Ludwig, wies dem Obersten seinen Standort vor einer wüsten Capelle am Ausgange des Waldes an und befahl dann insgeheim den Jägern, das erste wilde Schwein, welches aufgejagt würde, nach dieser Gegend hinzutreiben. — Es geschah. Nicht lange nachher erschien der König mit seinem Gefolge. „Herr Oberst, haben Sie das wilde Schwein gesehen?" rief Ludwig. „O ja, Ewr. Majestät!" antwortete der Schweizer. „Aber wo ist es denn hingekommen?" fuhr der König fort. „Ich hab' es, bis Ew. Majestät anlangen würden, in den Stall gebracht." — Und wirklich saß es in der vorerwähnten Capelle — Lochmann nämlich, als er das grimmige Ungethüm mit den Hauern die Erde zerwühlend gegen sich anrennen gesehen, hatte geschwind die Thüre der Capelle geöffnet und sich dann ein wenig auf die Seite gezogen, worauf der Keiler in der Wuth blindlings vorwärts gerannt und so in die Capelle hineingerathen war, deren Thür dann der unerschrockene Schweizer schnell zugeschlagen hatte.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das indische Nashorn.

Digitized by Google

No.ro 49. Dritter Jahrgang 1830. (201)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie Ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 3. 12 kr. rhein., Thlr. 2 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost), jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Das einhörnige indische Nashorn,

oder

Rhinoceros indicus.

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. XLIX.

Dieses Thier, wiederum eines der größten und plumpesten der Schöpfung, gehört zu dem Geschlechte der Vielhufer und seine nächsten Verwandten sind der Elephant und das Nilpferd. Man unterscheidet 3 Arten des Nashorns oder Rhinoceros:

1) das einhörnige indische Nashorn,

2) das zweihörnige von Sumatra,

3) das zweihörnige afrikanische, welches letztere wieder einige Abarten hat, bei denen wir uns aber heute nicht aufhalten, sondern uns nur mit dem, unsere Abbildung zeigenden einhörnigen indischen Nashorn beschäftigen wollen.

Wiewohl unser indisches Nashorn (welches kleiner, als das afrikanische) bei weitem nicht so schwer an Körpermasse und auch lange so hoch nicht ist, als der Elephant, hat es doch noch ein plumperes unbeholfeneres Ansehen als jener. Dies kömmt zunächst von der fast schußfesten ungeheuer dicken Haut her, die wie ein Schienenpanzer seinen ganzen Körper bedecket, aber dennoch das Thier an rascher Bewegung, (die es aber nur bei Verfolgung ergreift) nicht verhindert.

Die gewöhnliche Größe dieses Thieres ist 9 — 10 Fuß Länge, und 4 — 5 Fuß Höhe, also nicht ganz so lang und etwa nur halb so hoch, als ein ausgewachsener Elephant.

Bei Betrachtung seiner einzelnen Theile, bemerken wir zuerst das Horn auf der Nase, wovon es seinen Namen führt, welches eine kegelartige rückwärts gebogene Form hat und fest am Nasenknochen angewachsen ist.

An dem kurzen schweinartigen Kopf sind die überhängende Oberlippe, die geschlitzten Nasenlöcher, die tutenartigen Ohren und äußerst kleinen, matten Kalbsaugen sehr auffallend. Ferner hat es sehr starke Vorderzähne, jedoch eine sanfte Zunge, und ist daher ungegründet, daß schon das Lecken seiner Zunge verwunde.

Die Haut ist oft anderthalb Zoll dick, dabei höckerig (uneben) und fast ganz nackt, ausser am Schwanz und an den Ohren, wo sich einige kurze Borsten befinden. Dieselbe bildet, wie wir sehen, viele Falten, die man eigentlich die Schienen seines Panzers nennen sollte. Diese sind fleischfarbig und weich, wovon die größten und auffallendsten, gleichsam als Halsbänder, zwischen Kopf und Körper herunterhängen, so daß man den Hals des Thieres gar nicht gewahrt.

Seine Füße sind weniger plump geformt, als die des Elephanten, doch stehen sie etwas dachsartig krumm.

Das Vaterland dieser Art Nashorn ist also Ostindien, zunächst Bengalen, Siam, Ava, wo es sich in einsam dichten und sumpfigen Wäldern aufhält und nur selten von Menschen erblickt wird.

Digitized by Google

Das Nashorn gehört nicht zu den fleischfressenden Thieren, sondern nährt sich bloß von Vegetabilien. In seiner Freiheit frißt es am liebsten Baumblätter, jedoch auch Gras und nicht selten stachelige Gewächse, wobei ihm öfters das Maul blutet, ohne daß es etwas dabei zu empfinden scheint. In der Gefangenschaft, — in die es aber selten kommt, indem man kaum 4 — 5 bei uns in Europa sah — frißt es auch Brod, Heu und Früchte, und bedarf es dann täglich etwa 20 ℔ Brod und einen Centner Heu zu seiner Sättigung, dazu trinkt es Wasser in großer Masse.

Die Fortpflanzung des Nashorns soll nur alle 2 — 3 Jahre geschehen, und wirft die Mutter immer nur ein Junges, welches in der Größe eines ansehnlichen Hundes von hellgrauer Farbe und noch ohne Horn zur Welt kömmt. Die Tragezeit des Nashorns soll 18 Monate währen.

Das Fleisch des Thieres wird von den Indianern gegessen und seine Haut dient ihnen hauptsächlich zu Schildern und Panzern.

In alten Zeiten brauchte man unter Beilegung großer Heilkräfte das Horn des Nashorns als Arzneimittel, und noch heutiges Tages trinken manche indische Fürsten aus Bechern von Nashorn, indem sie glauben, daß sie darin etwa vergiftete Getränke erkennen könnten.

Das Nashorn ist eigentlich ein friedliches aber auch furchtsames Thier, und hat fast keinen Feind unter den übrigen Thieren, indem es, wenn es nicht gereizt wird, allen gerne aus dem Wege geht. In aufgereizter Wuth aber ist es fürchterlich, und braucht dann sein Horn, als mörderische Waffe. Was man sich von seiner steten Feindschaft mit dem Elephanten erzählt, ist eine Fabel, es mag wohl zuweilen von diesem angefallen werden, und dann vertheidigt es sich sicher mit aller seiner Kraft, bei welchem Kampfe dann das Nashorn gegen Verwundungen durch seine panzerartige Haut weit mehr geschützt ist, als der Elephant, aber dennoch der größeren Kraft desselben meistens unterliegen muß. Der Tieger indessen greift lieber den Elephanten, als das Nashorn an, weil er dessen Fell weit eher mit seinen Krallen und Zähnen durchdringt.

Wenn es verfolgt wird, läuft es ziemlich schnell in gerader Richtung fort und stürzt mit gewaltiger Kraft nicht selten in seinem Laufe alte morsche Bäume um, oder biegt die gesunden jungen in den dichten Waldungen auf die Seite. Sonst aber läßt es sich Zeit und hat überhaupt nichts von der List und Verschlagenheit des Elephanten, und erreicht nicht selten in seiner ruhigen Lebensart ein Alter von mehr als hundert Jahren.

Wir führen zum Beschluß auch einen Beweis der Kraft und Wildheit des Thieres im aufgereizten Zustande an. Als nämlich König Emanuel von Portugall im Jahre 1513 dem Pabst ein Nashorn zum Geschenk machen wollte, und solches zu Schiff transportirt werden mußte, wurde das Thier, wahrscheinlich durch die ungewohnte schaukelnde Bewegung, so wüthend, daß es das Schiff zertrümmerte und Schiff und Nashorn zu Grunde giengen.

Die Wittwe.

Ueber die feuchten Stoppeln schritt ein junges, bleiches Weib. Auf dem Rücken hing ihr, in verblichene Decken gehüllt, ein schlummernder Säugling; an ihrer Hand hüpfte ein munterer schwarzlockiger Knabe, und trug mit stolzem Lächeln auf den Schultern des Vaters Schwert und Helm. Mutter, schwatzte das unbefangene Kind, nun erreichen wir doch bald die große Stadt, das Ziel unserer Reise? Nun kommen wir doch bald zum Großvater?

Bald, bald mein Sohn!

Wenn wir erst in der Stadt sind, dann darf ich auch Soldat werden, wie der Vater; nicht wahr, Mutter? O, ich bin schon recht stark und kann schon Vieles ertragen! Und den Säbel vom Vater behalte ich dann! darf ich nicht?

Die Mutter brach in schmerzliche Thränen aus und blickte schluchzend zum nebelvollen Himmel auf, und zum Beschützer der Verlassenen. — Auf dem Felde der Ehre hatte ihr Gatte den Tod gefunden

Digitized by Google

und aus fernen Landen war die Mutter mit ihren Kindern in die Heimath zurückgekehrt. Aber auch diese bot ihr kein schützendes Obdach, auch hier stand sie allein! Es lebten wohl noch die Eltern des hingeschiedenen Gatten, aber sie hatten der Liebe des einzigen Sohnes zu dem unbemittelten Mädchen gezürnt, und als dieser den Schwur der Treue seiner Geliebten bewahrt, hatten sie sich von dem Widerstrebenden abgewendet. Werden sie, klagte die Wittwe, nicht jetzt mich rauh von der Schwelle weisen, jetzt da der Gatte nicht mehr vermittelnd zwischen ihnen und der unwillkommenen Tochter steht? Werden sie sich der stammelnden Waisen, der verlassenen Wittwe erbarmen, die ihnen den Sohn, den einzigen geraubt hat? Der Reichthum macht die Begüterten taub gegen die Klage des Armen, sie dringt nicht zu dem verhärteten Herzen! — Und doch will ich so gern den schneidenden Vorwurf, die höhere Verachtung ertragen, wenn ich nur die Kinder, die unschuldigen, in ein Vaterhaus führen kann.

Mit ängstlicher Erwartung im hochklopfenden Herzen, nahte sie den Mauern der Stadt. — Da schwankte ihr ein Leichenzug entgegen. Der Träger hielt den mit Ästern begränzten Sarg eines Kindes unter dem Arme, und die schluchzenden Aeltern folgten ihm. Als die Wittwe diese Unglücklichen erblickte, preßte sie mit stiller Mutterliebe ihres Knaben Hand. Sie war ja noch über reich und fühlte sich stark, Alles zu dulden für ihre Kinder.

Sie eilte durch die breiten geräuschvollen Straßen der Stadt, und gedachte sorgend des bevorstehenden rauhen Empfanges. Und als sie später umherblickte nach einem freundlichen Gesichte, welches ihr die Wohnung des begüterten Goldschmiedes, des Schwiegervaters, zeigen möchte, da gewahrte sie auf der steinernen Bank vor einem der Häuser, einen gar rüstigen Alten, und ihm zur Seite die tieftrauernde Gattin.

Siehe nur, redete der Greis zur treuen Gefährtin, den schwarzäugigen Buben am Arme der jungen Frau. Gleichet er nicht unserm Bruno im Blitzen der feurigen Augen, im Lächeln des Mundes, in den dunklen lockigen Haaren? Ich will die Mutter herbeirufen, sicher kommt sie aus dem Reiche, und kennt vielleicht unsern Sohn. Die Gattin nickte ihm schweigenden Beifall.

Wer seid Ihr, junge Frau? Woher des Weges? Ist er der Eurige, der muntere Bube?

Ich kehre zurück in die Heimath, entgegnete die Befragte: der Krieg machte mich zur Wittwe, die Kinder zu Waisen. O! saget mir, wie mag ich zur Wohnung des reichen Goldschmiedes gelangen? Sein Sohn war mein Gatte! —

So bist du Bruno's Frau, rief in tiefer Bewegung der Greis, und dieses sind meines Sohnes Kinder? O, sey mir tausendmal gegrüßt, Du liebe, liebe Tochter! — Sei mir herzlich willkommen und tritt ein in mein Haus! Ach, hat mir denn Bruno meine Härte vergeben?

Die Greisin umschlang weinend die weinende Tochter; der Vater preßte zärtlich den Enkelsohn an die Brust, der Säugling schlug die dunkeln Augen auf, und lächelte freundlich die Festumschlungenen an; und Alle erhoben die Hände zu den Wolken, und riefen: verklärter Bruno, sieh hernieder und freue Dich mit uns unserer Liebe.

Der gescheidteste aller Menschen.

(Beschluß von Seite 199.)

Wie der König hörte, der Leichnam sey fort, und den Wächtern die halben Bärte ab, wurde er schrecklich aufgebracht. Doch es half ihm nichts. Aber um sein Leben hätte er gern wissen mögen, von wem und wie dieß alles so schlau angestellt worden sey? Er kam daher auf den Einfall, seine eigene Tochter dem zur Frau anzubieten, der ihr den klügsten und den sündlichsten Streich aus seinem Leben anvertrauen würde, und zugleich beweisen könne, daß er sie wirklich verübt habe. Sie mußte sich zu dem Ende allein in ein Zimmer setzen, um die Freier anzuhören; hatte aber insgeheim die Weisung erhalten, wenn der Dieb des Leichnams ihr seine List anvertraue, ihn sogleich festzuhalten und Lärm zu machen. Der merkte jedoch gar wohl, daß es auf ihn abgesehen war. Weil es ihm aber nach gerade Vergnügen machte, in dem begonnenen Wettstreit mit dem König immer der Listigste zu seyn, und den Sieg über den

Digitized by Google

König davon zu tragen, versuchte er es auch diesmal. Wie es dunkel wurde, schnitt er von dem noch frischen Leichnam seines Bruders einen Arm ab, nahm ihn unter seinen Mantel und gieng zu der Prinzessin in ihr Gemach „Schöne Prinzessin," sprach er, „der sündlichste Streich in meinem Leben ist, daß ich meinem Bruder den Kopf abgeschnitten habe, und der listigste, daß ich seinen Leichnam von der Mauer stahl und die Wächter des Königs barbirte." In dem Augenblick, wo sie nach ihm greifen wollte, streckte er den todten Arm vor, sie hielt denselben mit allen Kräften fest, er aber riß sich los, und sprang zur Thür hinaus. Im ersten Augenblick konnte sie vor Schrecken — denn sie glaubte ihm den Arm ausgerissen zu haben — nicht einmal schreien, daß man ihn festhalten sollte, und so entkam er glücklich im Dunkeln.

Ueber so viel Schlauigkeit und Kühnheit wurde der König betroffen. Ja, um nur einmal hinter die Sache zu kommen und seinen klugen Gegner kennen zu lernen, ließ er ihm durch eine feyerliche Verkündigung völlige Straflosigkeit zusichern, und sehr große Versprechungen machen, wenn er sich stellen wolle. Er stellte sich wirklich, und wurde von Rhampsinit höchlich wegen seines Verstandes bewundert, ja geradezu für den gescheidtesten unter allen Menschen erklärt. Nämlich seine Unterthanen, die Aegypter, hielt der König für gescheidter als alle andern Völker, (und damals nicht ganz mit Unrecht) sich selbst natürlich für gescheidter als seine Unterthanen, den Dieb aber für noch gescheidter als sich — und so war er denn vermöge dieses untrüglichen Schlusses, von dessen ausserordentlichen Gescheidtheit so überzeugt und durchdrungen, daß er nichts Besseres zu thun wußte als, um sie stets für sich benutzen zu können, ihm wirklich seine Tochter zur Frau zu geben.

So erzählt wenigstens der glaubwürdige Geschichtschreiber Herodot, der es 700 Jahre später selbst in Aegypten gehört hat. Doch will er die Wahrheit der Sache nicht verbürgen, und daran thut er wohl; denn wir sind wenigstens so gescheidt, daß wir es ihm doch nicht glauben würden. Aber so viel sehen wir daraus, daß die Menschen damals schon waren, wie jetzt, und daß ihre Mährchen vor 3000 Jahren fast eben so lauteten, wie die unsrigen heutzutage.

Gelungene List.

Im Jahr 1780 segelte ein mit Seide und Baumwolle reich beladenes französisches Schiff von Smyrna nach Marseille. Unweit der französischen Küste hatte es aber das Unglück, einem englischen Kaper zu begegnen, dem es nicht entkommen konnte. Ohne die Geistesgegenwart des Kapitäns war es verloren. Als dieser sah, daß die Flucht unmöglich war, ließ er die ganze Mannschaft in den Schiffsraum hinabsteigen und niemand auf dem Verdecke als einen verschmitzten Ragusaner, dem er seine Rolle schnell einprägte.

Der Engländer näherte sich, und feuerte eine Kanone ab, worauf der Ragusaner ein weißes Tuch als Nothzeichen wehen ließ. Jetzt kam der Kaper noch näher, und befahl ihm durch das Sprachrohr die Flagge zu streichen. „Ach Gott! mein Herr," antwortete der schlaue Matrose ebenso, „dazu habe ich die Kraft nicht mehr. Kommt nehmt das Schiff, ich bin nur ein armer Reisender und ganz allein auf dem Verdecke. Wir kommen von Smyrna; der Kapitän und die halbe Mannschaft sind unterwegs gestorben. Unten im Raume liegen noch sechs Kranke, Gott weiß, ob sie noch leben. Ich selbst befinde mich schon gar nicht wohl und bitte euch um Gotteswillen, mich zu retten."

„Geh du zum Teufel!" schrie der Kaperkapitän, „ich möchte deinem Schiffe nicht zu nahe kommen, und wenn es mit allen Schätzen Perus beladen wäre." — „Aber ich bin ja nicht euer Feind" erinnerte der Ragusaner, die Franzosen sind alle todt, oder doch in den letzten Zügen. Laßt mich um aller Heiligen willen nicht hülflos."

Da setzte der Kaper ein Boot aus, ließ ihm an einer langen Stange einige Flaschen Weinessig reichen, und entfernte sich dann so schnell als möglich. — Am andern Tage lief das französische Schiff, auf dessen Verdeck es nun wieder voll war, glücklich in Marseille ein.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Salzseen auf der Halbinsel Krimm.

Digitized by Google

No.ro 50. Dritter Jahrgang 1830. (205)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 3. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Das Karlsruher Unterhaltungsblatt
an
seine schon erworbenen und noch zu erwerbenden Freunde.

Wie Mancher, der nicht d'ran gedacht,
Ganz unverhofft sein Glück gemacht,
So ist's auch mir ergangen;
Ich kleines Unterhaltungsblatt,
Glaubt' nur, daß meine Vaterstadt
Mich freundlich würd' empfangen.

Doch es verging nur kurze Zeit,
Da kam von der und jener Seit',
Ein freundliches Ersuchen;
Ich möcht' mit meinen Bilderchen,
Die Eltern, wie die Kinderchen
Doch wöchentlich besuchen.

So komm' ich denn nach Süd und Nord,
An manchen weit entlegnen Ort
Und darf es frei gestehen:
In Preußen wie in Oesterreich,
Bleibt günstig sich mein Urtheil gleich
Und ich bin gern gesehen.

Denn wisset, ich befaß' mich nur
Mit edlem Wissen der Natur,
Geschicht' und Völkerkunde;
Doch geb ich auch für Geist und Herz,
Manch hübsch' Geschichtchen, manchen Scherz,
Und kürze so die Stunde.

Was Mode und Theater heißt,
Was kritisirend um sich beißt
Das laß ich unbeachtet,
Nur dem, was wahr und schön zugleich,
An nützlicher Belehrung reich,
Nur dem wird nachgetrachtet.

Dadurch ist mir es denn geglückt,
Daß ich in Deutschland schon verschickt:
„Viel Tausend Exemplare;"
Und, wo bisher ich Fremdling war,
Werd ich bekannt im nächsten Jahr,
Ich leb' ja erst drei Jahre.

In Baden, Elsaß, Sachsen-Land
Komm ich in jedes Bürgers Hand,
Bin Hausfreund ich geworden;
Und Oestreich das sonst Keinem glaubt,
Hat mir den Eingang gern erlaubt,
Das ist mein schönster Orden.

Die Lehrer sind mir zugethan,
Und wenden mich mit Nutzen an,
Bei unf'rer lieben Jugend,
Denn wovon auch mein Inhalt spricht,
Stets fehlt die ernste Mahnung nicht,
Zur Gottesfurcht und Tugend.

Dies spricht am besten wohl für mich,
Und darum unterlasse ich,
Mein Lob hier selbst zu singen;
Wer meinen Worten nicht will traun,
Der woll' in meinen Inhalt schaun
Es wird ihm Nutzen bringen.

Euch alten Freunden, hier und dort,
Die Ihr mich kennt, als Mann von Wort,
Bin vielen Dank ich schuldig;
Nehmt das Versprechen dafür hin:
Ich werd' noch besser als ich bin,
Seid nur nicht ungeduldig.

* * *

Digitized by Google

Salzseen und Salzgründe.

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. I.

Schon in Nro. 11. unseres diesjährigen Unterhaltungsblattes haben wir bei Beschreibung der Halbinsel Krimm, der dort vorhandenen zahlreichen Salzseen kurze Erwähnung gethan, und wir liefern heute eine etwas ausführlichere Beschreibung dieser merkwürdigen Naturerscheinung überhaupt.

In Asiens, Afrikas und des nördlichen Rußlands weiten Ebenen, die unter dem Namen der Steppen und Wüsten bekannt sind, findet an vielen Orten eine große fortwährende Salzproduction statt. Hier unterscheidet man theils Salzseen theils Salzgründe.

Die Salzseen sind Vertiefungen, die durch Quellen genährt werden, und daher stets salziges Wasser enthalten. Zu gewissen Zeiten, bei anhaltend feuchter Witterung vergrößern sich diese Seen, in trockener Jahreszeit zieht sich das Wasser zurück und das Salz schlägt nieder und sammelt sich auf dem Boden.

Die Salzgründe hingegen verhalten sich ganz anders. Dies sind solche Stellen des Bodens, die durchaus weder salzige noch andere Quellen haben, deren Erdreich aber die Beschaffenheit hat, daß es das Regenwasser, so in nassen Jahreszeiten niederfällt, sich sammelt und salzig macht. Daher findet man auch in solchen Gegenden theils nur kleine Flecken mit Salz bedeckt, theils aber auch bedeutende Salzgründe, je nachdem das Wasser mehr oder weniger sich angehäuft, kürzere oder längere Zeit, ehe es verdunstet, stehen geblieben ist.

Vorzüglich reich an Salzseen ist die Krimm (siehe Nro. 10 u. 11. des Jahrg. 1830). Einen derselben stellt unsere heutige Abbildung dar, welcher in dem Bezirke Perekow, 17 Werste von Armenskoi-Bazar entfernt, liegt. Höchst wahrscheinlich ist, daß diese ergiebigen Salzseen in unterirdischer Verbindung mit dem Meere stehen.

Der Anblick des geschäftigen Treibens um diesen See, gewährt ein äußerst interessantes malerisches Bild. Tausende von Mensche.., Thieren und Wagen stehen am Ufer bereit, die Ausbeute aufzuladen; viele hundert Wagen stehen der Reihe nach in dem See selbst, da die Salzkruste in der Nähe des Ufers, und an den flachen Stellen fest genug ist, sie zu tragen. Die Wagen, welche in den See gefahren sind, bilden einen beweglichen Damm, der sich beim Ankommen und Abgehen der Geschirre immer neu gestaltet.

Wenn die Wagen nun in langen Reihen in dem See stehen, entkleiden sich die Fuhrleute und tragen das Salz zuerst in kleinen Haufen zusammen, während sie ihre Zugthiere in die Steppen auf die Waide schicken. Diese Haufen laden sie dann zuerst in einen kleinen Kahn, der mit Hülfe eines langen Schlepptaues vom Ufer aus durch mehrere Ochsenpaare bis zu dem Standpunkte der Wagen gezogen wird, und aus diesem wird dann das Salz auf die Wagen geladen. So wie die beladenen Wagen abfahren, rücken wieder leere in ihre Stelle und ununterbrochen herrscht bei diesem Geschäft die strengste Ordnung und vollkommenste Stille, was den Genuß des Zuschauers bei diesem regen Leben noch vermehrt.

Der Ertrag dieser Salzseen ist sehr beträchtlich. Die wichtigsten und ergiebigsten im Bezirke Perekow sind der alte und frothe See, die nahe bei einander liegen. Sie liefern in guten Jahren 800,000 Pud (zu 40 ℔ russisch) Salz. Dagegen kommt in sehr nassen Jahren fast gar kein Salz zum Anschießen. In der Krimm liegen noch über 20 ähnliche Seen, die aber nicht alle Salz von gleicher Güte liefern. Vieles davon hat einen Veilchengeruch, der immer ein unreines Salz anzeigt. Die Menge des im Durchschnitt jährlich gewonnenen Salzes übersteigt 5 Millionen Pud, und im Jahr 1819 löste die Regierung daraus 650,000 Rubel.

Digitized by Google

Wenn die Noth am größten, ist uns Gott am nächsten.

Das Handelshaus Gruit van Steen, war im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts eines der angesehensten, reichsten und festbegründetsten in Hamburg. Chef des Hauses war damals Herrmann Gruit, der nach dem Tode des ehrwürdigen Vaters, mit der Handlung und dem Hause auch den alten Jansen als Erbstück mit überkommen hatte, einen goldtreuen Diener des Hauses, mit Leib und Seele, wie sonst dem alten, nun dem jungen Herrn zugethan, welchen er schon als Kind auf den Knieen geschaukelt hatte. Wenige verstanden das Handelswesen damaliger Zeit, bis in seine äussersten Verzweigungen so von Grund aus, wie der alte Jansen, daher galt auch sein Wort in der Schreibstube, wie das des Herrn selbst.

Der dreißigjährige Krieg verheerte schon seit zwanzig Jahren unser armes Vaterland durch Raub, Mord und Brand von einem äußersten Ende zum andern; Städte und Dörfer waren zu hunderten verheert und verlassen von den Bewohnern, die mit dem Vieh in die Wälder geflohen waren, um sich vor den räuberischen, blutigen Händen der gottlosen Lanzknechte zu retten. Bei diesem allen, und der Unsicherheit der Straßen in allen Landen war es kein Wunder, daß der Handel stockte, und vorzüglich der Vertrieb ins Innere von Deutschland gelähmt war. Das fühlte man auch im Comptoir des Herrn Herrmann Gruit, da schon seit längerer Zeit viel seltener und weniger bepackt die Saumroße und Frachtwagen vor dem Hause hielten, und drinnen war's oft Wochenlang so still, wie in einer Kirche, während es sonst manchen Tag in und vor dem Hause fast so lebhaft hergieng, als auf dem großen Markte.

Da geschah es eines Morgens, daß, nach dem Herr Jansen im Comptoir lange den Kopf geschüttelt und dann noch länger gedankenvoll von seinen Briefen weg, hinauf an die braungetäfelte Zimmerdecke so starr geschaut hatte, als wolle er die Fliegen oben zählen, er sechsmal nacheinander mit seinem Schwanenkiel in das große silberne Tintenfaß tunkte, die übervolle Feder gewaltig auf den Tisch stampfte, und dadurch den vor ihm liegenden angefangenen Brief, von oben bis unter mit Dintenflecken marmorirt, auf einmal fertig machte. Herr Herrmann, ihm gegenübersitzend, fuhr fast erschrocken vom Sitze auf, und sagte: Ei Jansen, haben wir denn heute St. Veits-Tag, oder seyd Ihr vielleicht zum erstenmal in Eurem Leben so früh schon in den Rathskeller gerathen und habt von einem spanischen Fäßlein gekostet? „Nein Herr," antwortete Jansen mürrisch, „aber so gehts nimmer," bei uns in Deutschland ist's aus mit dem Gewinn auf gewöhnlichem Weg bei dem verwetterten Krieg. Potz Blitz und Gustav! was hilft uns unser großes Schiff, das immer an der Küste wie eine Schnecke sich hinwendet, um uns die sündtheuren Waaren von den geitzigen Myn Heern aus Holland beizuholen, wir müssen zwanzigfach bezahlen, was wir einfach aus der ersten Hand haben könnten von ihren Nachbarn den Engländern und in Amerika selbst; gebt mir auf ein Jahr das Schiff und so viel Geld und Nürnberger Waaren, als möglich und laßt mich nach der neuen Welt fahren; Ihr wißt der alte Jansen war schon zweimal dort und versteht den Kram. Zwar der alte Herr war auch immer ängstlich und meinte, es lasse sich ja ohne große Wagniß schon bei uns was gewinnen, aber das ist nun anders geworden, d'rum muß man's anders treiben."

Da standen die beiden Herrn auf, giengen lange im Zimmer auf und ab, und berathschlagten. Nachdem nun jedes Für und Wider hinreichend erwogen worden, wie es verständigen Männern ziemt, wurde beschlossen, daß Jansen reisen sollte. Vier Wochen später schritt Herr van Steen in seinem Rathsherrngewande mit Jansen neben, und zwei schwerbepackte Diener hinter sich, dem Hafen zu. Die den ganzen Hafendamm bedeckende Menge Volks, die unter Musik und Jauchzen der Zurüstung und Abfahrt des großen Handelsschiffes harrte, machte, als Herr Gruit mit Jansen ankam, ehrerbietig Platz, denn der wackere

Digitized by Google

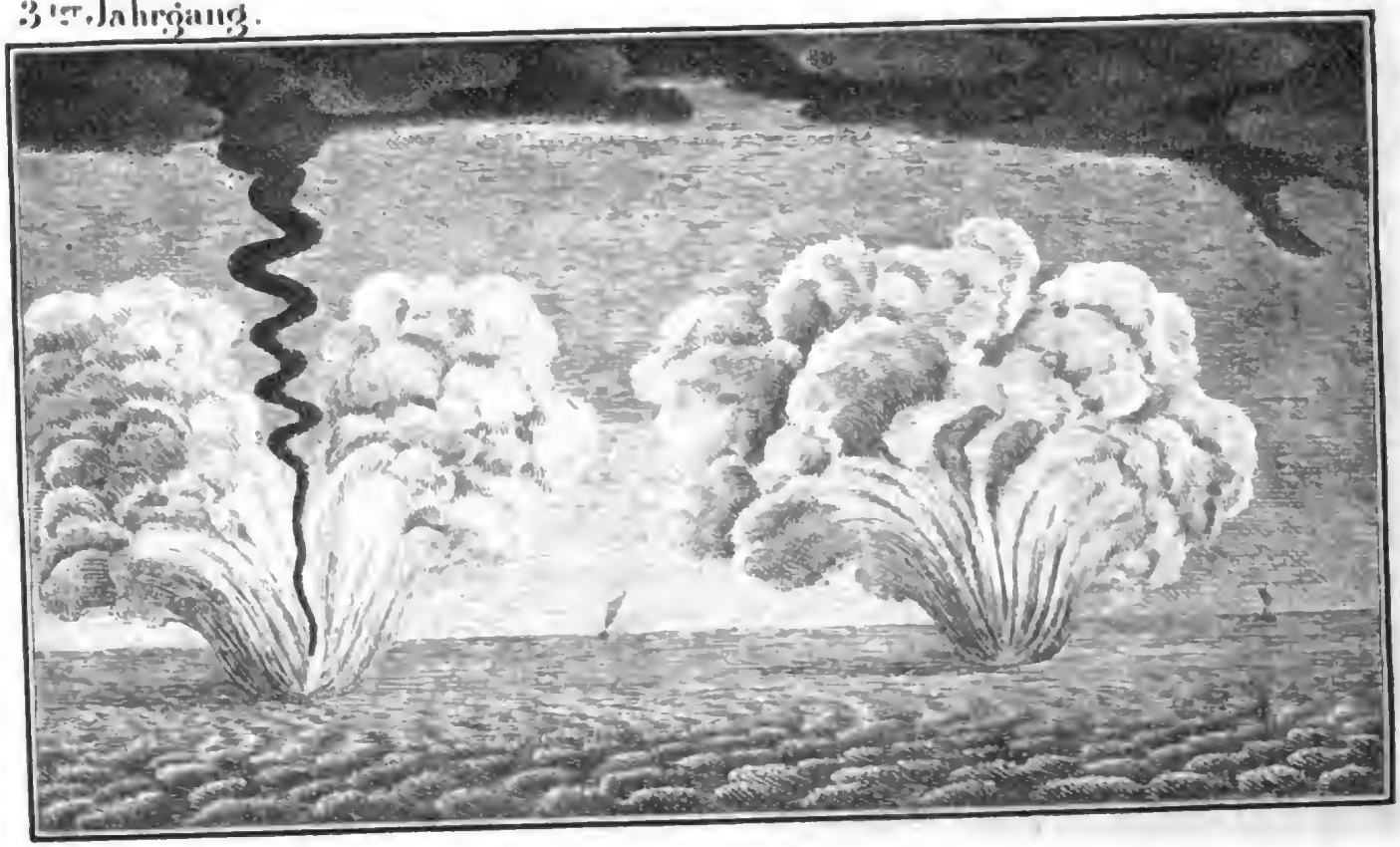
Mann war geliebt und geachtet von Alt und Jung, Vornehm und Gering. Einige Rathsherrn, Freunde der Beiden, traten freundlich grüßend hinzu, und der Aeltere, ein Mann mit greisem Haar und Bart, sprach: Freund Herrmann, Euer Schiff ist schier schwer bepackt und geladen, Ihr habt doch nicht zu viel gewagt, denn weit ist der Weg und gefährlich die Fahrt, und unser Jansen ist eben auch keiner der Jüngsten mehr. Herr Herrmann zuckte die Achseln und sprach: der Jansen hat's auf sich; ihm, seiner Treue, Kenntniß und Geschicklichkeit hab' ich vertraut und Alles überlassen. Aber Jansen antwortete munter: laßt's Euch nicht anfechten, Ihr Herrn, es ist das dritte mal, daß ich die Fahrt mache, und alle gute Dinge sind ja drei, d'rum hoffe ich fest, wir sehen uns gesund und freudig wieder; wir haben ja das Sprichwort: „Gott verläßt keinen Deutschen" und den alten Jansen nun schon einmal gar nicht, d'rum lebt wohl!" Da donnerte der erste Signalschuß zur Abfahrt, und das Boot, das ihn einnehmen sollte zur Ueberfahrt nach dem Schiff, hatte eben gelandet. Der ehrliche Jansen drückte seinem Herrn noch einmal kräftig beide Hände, ein paar Thränen träufelten jedoch dem alten Knaben in den grauen Bart und er stieg ein. Die Musik ertönte lebhafter; leicht hintanzend über die spiegelglatte Fläche langte schnell das Boot am Schiffe an. Die Leiter ward herabgelassen, hinauf stieg Jansen, schnell ward die Leiter zurückgezogen, eben so schnell ward der große Anker aufgewunden, und das Boot befestigt, und nun donnerte der letzte Kanonenschuß zur Abfahrt, alle Wimpel flagten und stolz flog das Schiff dahin alle Seegel gebläht vom günstigen Winde; vom Verdecke winkte noch einmal Jansen mit dem Tuche das letzte Lebewohl, und bald war das Schiff dem Auge kaum mehr sichtbar. Die Menge verlief sich und die Herren schritten unter freundlichen Gesprächen ihren Wohnungen zu.

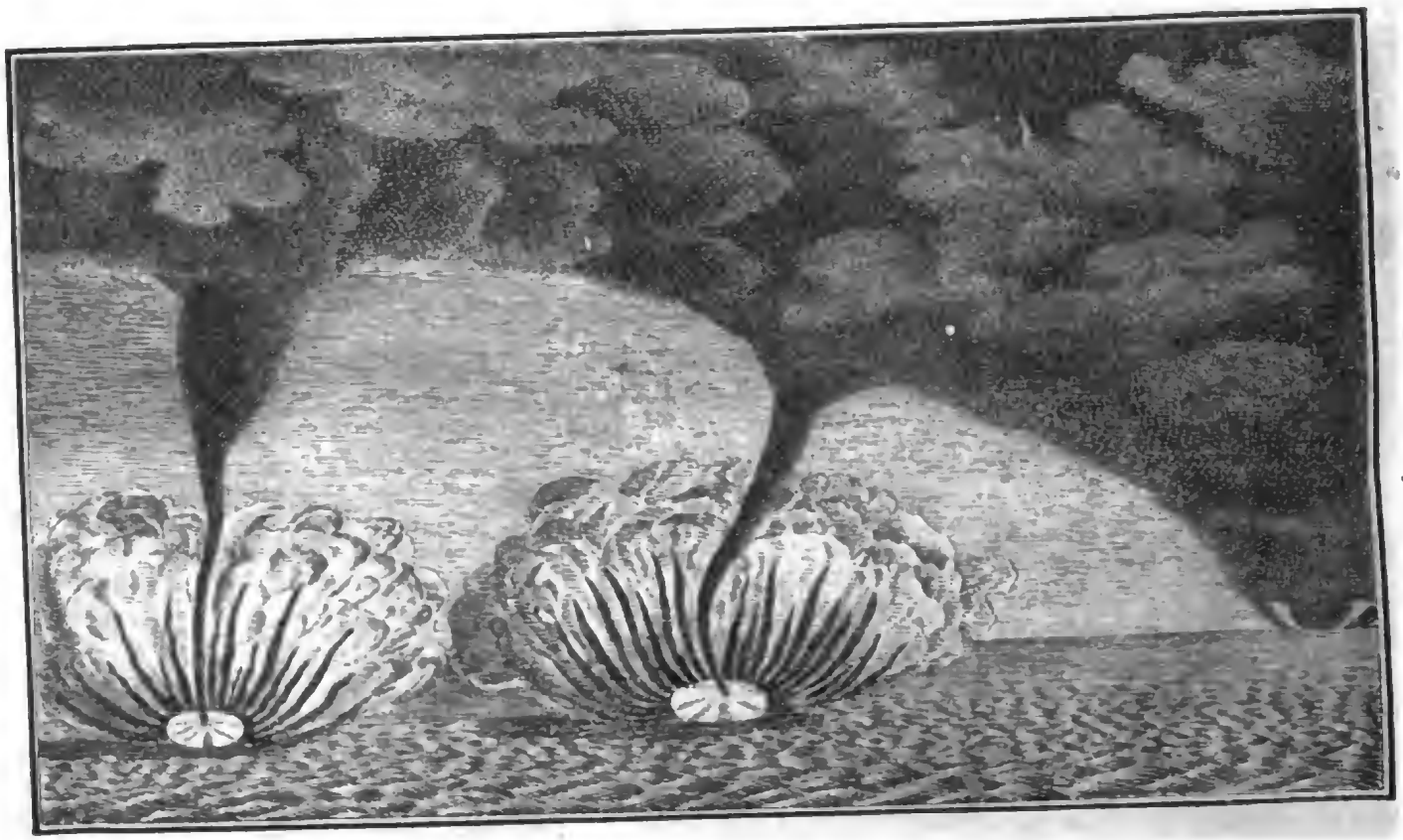
Drei Vierteljahre waren seitdem verflossen, und kein Jansen kam zurück, noch irgend eine Nachricht von ihm, wohl aber hatten sich dunkle Gerüchte von deutschen Handelsschiffen, welche in der Gegend von Neu-Amsterdam gescheidert seyen, verbreitet. Immer bedenklicher ward die Miene des Herrn Herrmann, und immer sorgenvoller seine Stirne. Einen großen Verlust nach dem Andern hatte er erlitten durch den Fall mehrerer Handelshäuser zu Braunschweig, Nürnberg, Augsburg und Ulm, und täglich noch trafen Unglücksbriefe ein. Herr Gruit war eben daran, die Bilanz zu ziehen, drum war's still wie im Grab im Comptoir, kaum hörte man athmen, und das leise Schnarchen der Feder der emsig schreibenden Commis, die nur manchmal ängstlich die Augenlieder hoben, ohne ihre Körperstellung zu verändern, wenn ein schwerer Seufzer des Herrn Gruit wie ein klagender Geist durchs Zimmer drang, oder ein großer Schweißtropfen von der gefalteten Stirn aufs Papier niederfiel. Endlich schlug der Herr die Augen auf, sah starr nach dem ihm gegenüberhängenden Bilde seines Vaters, und eine große schwere Thräne rann ihm herab auf das Hauptbuch. Da erschrack er zusammen, fuhr mit der Hand über Stirne und Augen, wie aus schwerem Traume erwachend, legte langsam die Feder nieder, klappte leise das Buch zu, und gieng langsam hinauf in das Familienzimmer. Dort kleidete er sich in seine volle Amtstracht als Rathsherr, küßte seine Frau und seine drei muntern Kinder, und gieng mit der Aeußerung, daß heute Sitzung sey, sie sollen mit dem Essen nicht warten, hinunter. Die grüne Gaße entlang, schritt er dem Rathhause zu; ein Diener trug ihm das schwere Hauptbuch nach. Im Rathssaal legte er vor den erstaunenden Collegen die Ehrenzeichen seiner Würde ab und gab sich als insolvent an. Die Herrn erschracken, sahen seine Bücher ein, erkannten daraus seine Schuldlosigkeit, und beschlossen einstimmig, daß ihm noch eine halbjährige Frist gestattet seyn solle, als die äußerste Zeit, in welcher man Jansen noch zurück erwarten könne, wenn das Schiff nicht verunglückt sey.

(Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google





Wasserhosen auf dem Meere.

Digitized by Google

No.ro 51. Dritter Jahrgang 1830. (209)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint seit dem 1. Januar 1828 jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungs-Blatt wird im Abonnement jährlich für fl. 3. 12 kr. rhein., Thlr. 3 — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (für Frankreich zu Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rhein., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.; doch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich jetzt noch auf dieses Blatt abonniren, auch die frühern Jahrgänge in obigem Abonnements-Preis und bei directem Bezug auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar, wobei nach der Bestimmung in Nro. 48. 49. und 50. vom December v. J. dieses Blatt nur im Jahres-Abonnement abgegeben, der Betrag hiefür jedoch auch halbjährlich mit 2 fl. 36 kr. oder 1½ Thlr. pränumerando entrichtet werden kann.

Wasserhosen auf dem Meere.

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. LI.

Zu den fürchterlichsten Erscheinungen auf dem Meere gehören die Wasserhosen, auch Wassersäulen oder Wassertrompeten genannt. Die Natur derselben besteht, — jedoch mit abweichenden Nebenumständen — darin, daß sich in der Luft eine mehr oder weniger starke Wassersäule bildet, welche die Form eines umgekehrten Kegels oder Sprachrohrs hat, und sich mit großem Geräusch von einer Wolke herab gegen die Meeresfläche, die sich gleichfalls kegelartig erhebt, senkt und verbindet. Oft aber auch findet das Umgekehrte statt, und die Wassersäule steigt aus dem Meere gegen die Wolken auf. Beide Arten sind jedoch im Wesentlichen einander gleich.

Beim Entstehen der Wasserhosen fängt das Meereswasser zuerst gleichsam an zu kochen, und sich ungefähr einen Fuß hoch über die Fläche zu erheben. Es sieht dabei weißlich aus und trägt einen dicken schwarzen Rauch über sich. Dabei hört man ein dumpfes Geräusch; kleine dunkle Röhren — oft kaum fingerdick — steigen nach den Wolken in die Höhe, verschwinden bald wieder und andere treten in ihre Stelle. Zugleich senken sich auch aus den Wolken trompetenähnliche Röhren herab, deren größerer Umfang oben an den Wolken hängt. Diese Röhren sind weiß und durchsichtig, und anfangs leer, füllen sich aber mit Wasser, sobald sie die von unten aufgestiegenen Meeressäulen berühren. Dann nimmt auch ihre Dicke zu, oft bis zum Umfange eines dicken Baumstammes. In den Röhren schlängelt sich nun das Wasser deutlich in die Höhe, und man kann nicht selten Holz, Fische, und andere Gegenstände, die in schneckenförmiger Bahn herumgetrieben werden, darin erkennen. Manche sind aber auch undurchsichtig und entweder ganz oder doch zum Theil dunkel gefärbt. Auch der Durchmesser der Wassersäulen ist sehr verschieden. Viele betrugen nur wenige Fuß; doch will man auch welche gesehen haben, die über 300 Fuß im Durchmesser hatten.

Diese Säulen, wenn sie so herab oder hinaufgestiegen sind, und sich vereinigt haben, rücken nun mit fortwährendem Drehen von einem Ort zum andern. Sie nehmen dann alles was ihnen in den Weg kommt in ihrem fürchterlichen Wirbel auf, und zerplatzen nach einiger Zeit; wobei das Wasser mit so ungeheurem Krachen und solcher Gewalt ins Meer stürzt, daß die Schiffe, welche sich unter ihnen oder in ihrem Bereich befinden, selten zu retten sind.

Das Geräusch, welches man während der Erscheinung der Wasserhosen hört, und überhaupt die sie begleitenden Umstände sind Grausen und Entsetzen erregend, doch auch sich wieder nicht zu allen Zeiten und in allen Gegenden gleich. Im indischen Meere z. B. sind eine spiegelglatte Wasserfläche, Windstille, eine zum Athmen beschwerliche atmosphärische Luft, die sich allmählich verdunkelt,

Digitized by Google

die Vorboten von Wasserhosen. Bald darauf steigt ein schwarzgraues Gewölk am Horizont auf, und fürchterliche Platzregen, von Hagel und Donner begleitet, stürzen herab. Die See schwillt auf und die Wellen thürmen sich mächtig empor. An der Küste werden oft Häuser und Mauern umgestürzt, Bäume ausgerissen und große Schiffe an den Strand getrieben. Zuweilen gehen diese Orkane schnell vorüber, oft dauern sie aber auch mehrere Tage.

Die Wasserhosen jeder Art, sind für die Seefahrer natürlich höchst gefährlich, und es geschieht gar oft, daß Schiffe sowohl beim Entstehen, wie beim Zerplatzen der Wasserhosen ihren Untergang finden. Daher pflegen sie schon aus der Ferne Kanonen auf dieselben abzufeuern und sie dadurch zu zerstören.

Ueber diese höchst wunderbare und in ihren Wirkungen so schreckliche Naturerscheinung haben schon viele Naturforscher nachgedacht und sich bemüht, dies große Phänomen zu erklären, aber sie brachten es leider bis jetzt zu keiner Gewißheit.

Die Meinungen über die eigentliche Natur und Entstehungsart der Wasserhosen, so wie auch selbst die Schilderungen ihrer Erscheinungen sind daher noch sehr verschieden, und die wichtigsten Erfahrungen lassen sich in Folgendem zusammenstellen.

1) Man nimmt sie nicht einzeln wahr, sondern zu 3 bis 6, in Zeit und Raum nahe beieinander; 2) immer geräth dabei ein beträchtlicher Theil Wasser in kochende Bewegung; 3) es findet dabei ein dumpfes Geräusch statt, das unter dem Wasser zu seyn scheint; 4) es bildet sich ein Nebel, ein Rauch, ein Dunst, der aufwärts steigt; 5) dieser bringt ein eigenes von dem vorigen genau zu unterscheidendes Geräusch hervor; 6) es befindet sich jederzeit eine Wolke über der Wasserhose, die man nicht immer gleich im Anfange bemerkt; 7) diese Wolke ist nicht immer mit der Wasserhose gleich eng verbunden; 8) die Wassersäule schreitet stoß- oder sprungweise vor; 9) die Wolke folgt jederzeit, vereinigt oder nicht, der fortschreitenden Säule, unter welcher das Wasser bewegt ist; 10) fast niemals mit gleichem Schritte, sondern meistens langsamer; 11) die Wassersäule wurde niemals gleich dick wahrgenommen, sondern ihr Durchmesser war in der Mitte, dem Berührungspuncte der Wolke und des Meeres, (siehe die Abbildung) am kleinsten, an der Oberfläche des Wassers und an den Wolken am größten; 12) ohne Ausnahme ward es kalt bei und nach einer Wasserhose; 13) gemeiniglich zeigen sich Wasserhosen nur bei warmer Witterung; 14) es blitzt gewöhnlich dabei, oder mindestens zeigt sich ein electrisches Licht; 15) es regnet immer dazwischen, das Regenwasser ist süß, es fällt stets wo sie nahe kömmt, Hagel; 16) sie entstand immer da, wo die Winde von der Lage der Landspitzen fast genöthigt werden, Luftwirbel zu machen; 17) ihre Wirkungen, sobald sie aufs Land kommen, sind ganz den Wirkungen des Wirbelwindes gleich; 18) sie sind mitten auf dem festen Lande nie, selten nur an den Küstenländern, und diejenigen, die das Land trafen, kamen ohne Ausnahme von der See; 19) bei ihrem Zerplatzen fällt eine Menge Wasser mit großem Getöse herunter.

Wie schon angedeutet, nimmt man auf dem festen Lande öfters, in ihren Wirkungen diesen Wasserhosen ähnliche Erscheinungen wahr, die man Wind- oder Wetterwirbel nennt. Diese Säulen von Staub, Erde u. s. w. werden bisweilen so heftig, daß sie in ihrem wirbelnden Fortschreiten alles mit sich fortreißen, was ihnen im Wege steht. Sie sind im Stande Bäume zu entwurzeln und Häuser umzureißen. Im Jahre 1740 am 24 Juni entstand in einer Gegend von Holland ein solcher Windwirbel, wodurch ein Ochse, ein Kalb und ein Ziegenbock eine weite Strecke mit fortgerissen, ein Fliederbaum mit der Wurzel ausgehoben, ein Dach von einem Hause abgedeckt und ein Boot ans Land geworfen wurde. Diese Wirbelwinde, die oft Holz, Stein und andere Sachen weit mit sich fortführen und nachher fallen lassen, gaben auch manchen Unwissenden Anlaß zu glauben, es regne Steine.

Digitized by Google

Wenn die Noth am größten, ist uns Gott am nächsten.

(Beschluß von Seite 208.)

Das halbe Jahr und zwei Monate darüber waren schon verstrichen, Jansen war noch nicht gekommen. Herrn Herrmanns Umstände hatten, statt sich zu heben, sich nur verschlimmert, da drangen die schon durch die Fristvergünstigung erbitterten Gläubiger so ungestüm auf den Verkauf seiner Habseligkeiten, daß der Magistrat, nothgedrungen, dem Rechte in voller Ausdehnung seinen Gang lassen mußte. Es war versiegelt worden und dem armen Gruit nebst Familie nur das kleine Stübchen, wo sonst der Hausknecht schlief, links am Haupteingang des Hauses geblieben. Eben hatte die Versteigerung der fahrenden Habe im geräumigen Comptoir, jenem Stübchen gegenüber, begonnen; gedrängt voll Menschen war das Zimmer, laut tönte die Stimme des Ausrufers. Schrecklich klang dieser Ruf Herrn Herrmann drüben im Stübchen, und mit jedem Niederfallen des Hammers fuhr es ihm wie ein Schwerdt durchs Herz; er saß, den Kopf in die Hand gestützt, tiefsinnig am Fenster, und starrte das Schild seines Nachbars, des Wirths zum Westindienfahrer, an, als wolle er es mit den Augen festnageln. Die gute Frau Elisabeth aber, saß am Ofen, die rothgeweinten Augen zur Erde gewendet, die Hände gefaltet und fest zusammengepreßt, während die beiden jungen Knaben, unbekümmert um Alles, mit der großen Angorakatze spielten, Fritz der Aelteste aber hielt den quer vor der Thür liegenden zottigen Boll, den Haushund, bei beiden Ohren fest, als er auf ein Anklopfen an die Thür kaurend aufspringen wollte, und sagte begütigend: sey nur still Boll, ich leid's nicht, daß sie dich verkaufen. Vorsichtig über den Hund wegschreitend, trat Stephan, der Rathsdiener herein, ein gutmüthiger Alter, der früher oft mit freundlichen Bückling Herrn Herrmann in bessern Zeiten die Thüre des Rathssaales geöffnet hatte, und sagte vor Mitleid zitternder Stimme: Herr Senator, den Lehnsessel soll ich holen. Da wandte Herr Herrmann den Blick und sprach seufzend: „ach das ist das härteste, doch dein Wille, o Gott, geschehe." Es war der mit grünem Sammt beschlagene Lehnsessel des seligen alten Herrn, worin er sanft verschieden war, nachdem er noch den väterlichen Segen ertheilt hatte, bis dahin als unberührbares Heiligthum im Hause gehalten. Hinaus ward der Sessel getragen, und ihm folgte mechanisch die ganze Familie nach, als könne sie sich nicht davon trennen, Fritz mit dem Boll voraus. Der Auctionator rief: Nro. 120., ein noch wohlconditionirter Lehnsessel mit Sammt beschlagen! und eine lange Pause folgte, da sich alle Blicke nach der jammernden Familie gewendet hatten. Endlich rief die schnarrende Stimme eines dicken Fleischers: vier Mark! Also vier Mark zum ersten, rief der Auctionator mißmuthig, — in diesem Augenblicke riß sich der schon seit einigen Minuten unruhig schnüffelnde Boll von Fritz los und sprang wie besessen, freudig bellend vor's Haus, und zum offenstehenden Fenster herein rief eine starke Baßstimme: 40 Mark zum ersten! Augenblicks darauf trat hastig in's Zimmer ein vor Eile glühender Mann mit sonneverbranntem Gesicht in Schiffertracht, begleitet vom wedelnden Boll, und wiederholte mit Donnerstimme: 400 Mark zum andern, zum dritten und letztenmal! und schlug mit seinem spanischen Rohr dergestalt auf den Tisch, daß des Auctionators Papiere umherflogen, und dieser wie die ganze Menge zusammenschrack. Herr Gott! unser Jansen, rief Herr Herrmann, und fiel ihm um den Hals; der aber fuhr fort: ja ich bin's, und unser Schiff liegt voll Goldbarren und Waaren im Hafen, aus ist die Auction; nun fort ihr Alle, dabei schwenkte er das Rohr über den Köpfen hin, — „Morgen kommt aufs Rathhaus, da soll Alles sammt Interessen bezahlt werden; denn wissen sollt ihr: unser alte Herr Gott lebt noch, unser gutes Haus lebt noch, und die Firma: Herrman Gruit van Steen florirt noch, und nun seyd erst freudig gegrüßt in der Heimath, mein Herr Herrmann und Frau Elisabeth von Eurem alten Jansen.

Digitized by Google

Anekdote.

Jung noch, trieb die Unruhe, die den Bewohnern des mittäglichen Frankreichs eigen ist, den Herrn Loustanau von Tarbes nach Ostindien, daselbst Handel zu treiben. Im Begriffe, sich anzusiedeln und ein Haus zu errichten, bewohnte er eine Provinz in Mogol, als zwischen dem Kaiser von Delhi und dem ihm zinspflichtigen, mächtigen Nabob von Lahor Krieg ausbrach.

Dem Ungefähr hatte es der handeltreibende Bearner zuzuschreiben, daß er, von einer Höhe herab, der ersten Schlacht zusehen konnte, welche sich diese zwei Fürsten lieferten. Als er die Anordnungen sah, welche die zwei Heerführer trafen, sagte er, im Gefühle des kriegerischen Geistes, der ihn belebte, und von dem er nachher Beweise gab, zu einem reichen Banian (indischen Kaufmann), der ihn begleitete, das mogolische Heer würde zuverlässig geschlagen werden. Als der Erfolg die Vorhersagung bestätigte, setzte er hinzu: „Ich möchte nur zwölfhundert Pferde und zwei Kanonen, um das Glück zu wenden, und uns den Sieg zuzusichern." Der Banian verläßt ihn sogleich, und eilt zum mogolischen Feldherrn, um ihm von dem, was er so eben gehört, Bericht abzustatten. Dieser gibt seinem Pferde die Sporen, und bald befindet er sich beim jungen Franzosen, den er vernimmt. Mit Zuversicht wiederholt Loustanau, was er zum Banian gesagt. „Nun, wir wollen sehen," erwiedert der Feldherr, „ob deine That dein Wort aufwiegt; verfüge über viertausend Reiter und zehn Kanonen, führe sie an, und ziehe auf den Feind los." Der Bearner besinnt sich nicht lange, besteigt behend das ihm vorgeführte Pferd, stößt zu seinem Kriegshaufen, den er hinter einem Hügel, der ihn bedeckt, aufstellt; seine Artillerie läßt er hingegen zwei enge Pässe besetzen, welche in die Ebene führen, wo der Kampfplatz ist; stellt sich an die Spitze seiner Schwadronen, stürzt auf den Mittelpunkt des feindlichen Heeres los, den er durchbricht, und dessen zwei Hauptarme, gegen die Engpässe gedrängt, von seiner Artillerie vernichtet werden. Durch diese Heerschwenkung aus dem Stegreife, gewannen die Mogolen einen förmlichen Sieg. Vom Fürsten erhielt der junge Franzose eine ansehnliche Befehlshaberstelle in der Armee zur Belohnung.

Nach fünfundzwanzigjährigem Aufenthalte in Ostindien, wo sich Loustanau unter den berühmtesten Parteigängern einen Namen erworben hatte, und nachdem er in einem Kampfe gegen die Maratten die linke Hand verloren, die er durch eine silberne ersetzen ließ, mit der er sich sehr gut zu helfen wußte, machte er sein beträchtliches Eigenthum zu Gelde, das er durch einen Handelsmann von Chandernagor nach Frankreich schickte, und kehrte mit einer indischen Frau, die er in Delhi geehelicht hatte, und sechs gallo-mogolischen Kindern, in seine Heimath zurück, in welcher er sich friedlich niederließ, und in welcher er noch froh und glücklich lebt.

Wünscht vielleicht einer oder der andere unserer verehrten Abonnenten von dem Karlsruher Unterhaltungs-Blatte den Jahrgang 1830, der bereits mit Titel und Register fertig ist, noch vor Weihnachten vollständig zu bekommen, um damit ein Christtagsgeschenk machen zu können, so wird die Abgabe im Comptoir, auf ein desfallsiges Verlangzettelchen, gerne geschehen. Zugleich machen wir aufmerksam, auf unsere bereits ausführlich angezeigten neuen Zeitschriften: Journal universel und die elegante Welt, worauf zu jederzeit Bestellungen angenommen werden.

C. F. Müller'sche Hofbuchhandlung.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fig. 1 b

Fig. 2 b

Fig. 1 a

Fig. 4.

Fig. 2 a

Fig. 5

Fig. 3.

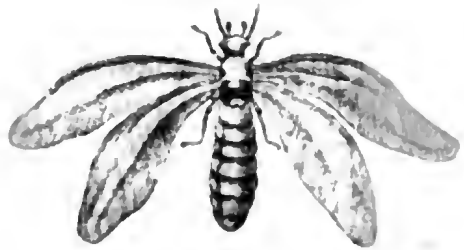
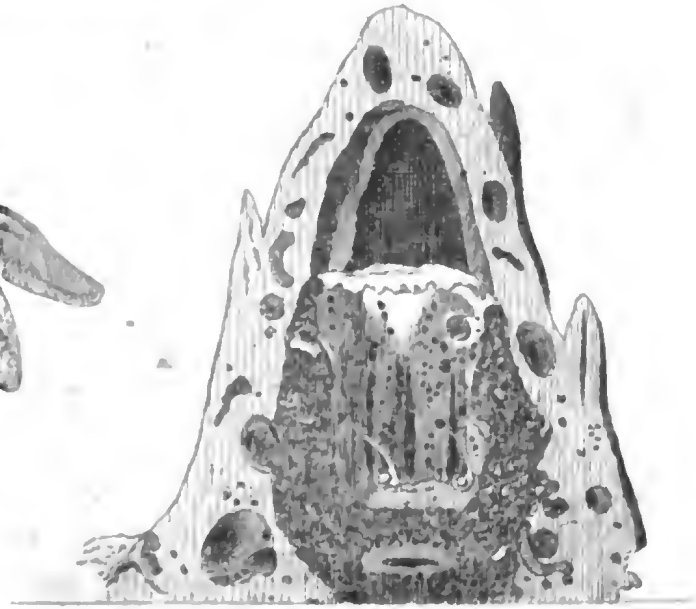


Fig. 6.



Digitized by Google

No.ro 52. Dritter Jahrgang 1830. (213)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Die Termite oder weiße Ameise.

Termes fatalis.

(Mit einer Abbildung.)

Dritter Jahrgang 1830. Tab. LII.

Wir lenken heute die Aufmerksamkeit des Lesers auf eines jener Milliarden von Geschöpfen, auf die das Auge und die Betrachtung des Menschen nur selten und meist zufällig kömmt, und von denen doch jedes — noch so klein und unbedeutend scheinend — die großartigsten, ergreifendsten Spuren der Allweisheit des Schöpfers in sich trägt.

Es ist dieß die Termite, in einigen Theilen Indiens bald die weiße Ameise, bald Vague-vague oder auch Holzlaus genannt, ein höchst wunderbares Geschöpf; dieselbe ist erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts bekannt geworden, und gehört zu der fünften Ordnung der Insecten mit häutigen Flügeln; es sind hievon 5 Gattungen bekannt. Wir schicken die Erklärung unserer Abbildung voran.

Fig. 1. a. ein Männchen in natürlicher Größe,
„ 1. b. dasselbe beträchtlich vergrößert,
„ 2. a. eine geschlechtslose Termite in natürlicher Größe,
„ 2. b. dieselbe vergrößert,
„ 3. Ein Weibchen geflügelt und vergrößert,
„ 4. Ein trächtiges Weibchen,
„ 5. der äußere Bau ihrer Wohnungen,
„ 6. das Innere derselben.

Der Fleiß und die Oekonomie dieser Thiere ist in der That noch bewundernswürdiger, nur nicht so gemeinnützig, als bei den Bienen. Es klingt manches in der Naturgeschichte dieser Thierchen so wunderbar, daß man es für Fabel halten möchte, und doch ist alles, was wir von ihnen erzählen werden, aus dem Munde der glaubwürdigsten Männer.

Diejenige Termitenart, mit deren Bau wir es jetzt zu thun haben, ist in Guinea zu Hause und heißt — verwüstende Termite. — Nro. 5. auf unserer Abbildung, zeigt uns ein sonderbares Gebäude mit mehreren Spitzen. Dies ist das Wohnhaus, das Magazin, die Wiege und der Thron eines höchst zahlreichen Termiten-Staates.

Dieses hohle Gebäude ist bei sechs Ellen hoch, schön grün überwachsen, und hat eine solche Festigkeit, daß mehrere Menschen sich auf die Spitze stellen dürfen, ohne daß es zusammen bricht. Bewundern wir schon das Aeußere, die Größe, und die Festigkeit des Baues, wie viel mehr wird es unser Erstaunen erregen, wenn wir (siehe Fig. 6.) das Innere des Gebäudes näher betrachten und dort große weite Gänge und beträchtliche Kammern, Straßen, Brücken, Magazine ꝛc. wahrnehmen, von dem alles seine Bestimmung hat, nichts überflüssig ist. Und nun vollends die unaufhörliche Thätigkeit, die in dem Ganzen herrscht. Da werden alte Zellen abgebrochen und neue aufgeführt, gewölbte Gänge angelegt, verschüttete wiederhergestellt u. s. w.

Ganz im Innersten ist die Wohnung des Königs und der Königin dieses zahlreichen emsigen Volkes. Nur ein solches Paar ist in jedem Baue. Um dieselbe herum haben die höchst geschickten geschlechtslosen Arbeiter und Baukünstler ihren Aufenthalt, und mehr nach aussen sind die Brutzellen in der Nachbarschaft der Magazine. Die längliche Zelle fast ganz unten, ist ganz allein für die Muttertermite bestimmt, denn diese braucht vielen Platz. Etwas höher hinauf sehen wir zwei nicht schattirte Stellen in der Figur einer verkehrt stehenden 6, dies

Digitized by Google

sind Verbindungsbrücken, die in die säulenförmigen Abtheilungen führen, wo sehr viele Zellen sind, und in der dicken äußern Thonwand befinden sich (uns zwar unsichtbar) große Gänge, die eine beträchtliche Weite haben.

Einige Reisende wollten in einem solchen Termiten-Staate dreierlei Stände unter den Bewohnern wahrgenommen haben, nämlich: Arbeiter, Soldaten und Adeliche, und haben davon eine sehr kurzweilige demokratische Anwendung gemacht. Wir übergehen dies aber und halten uns nur zu dem, was vielfältig verbürgt ist.

Wenn man sich den Spaß macht, und in eine solche Termiten-Wohnung ein Loch haut, so erscheint plötzlich ein Soldat und recognoscirt den Feind. Kaum wird die Gefahr bekannt, so kommen ganze Haufen der Thierchen herbei und machen Anstalten zu einem Ausfalle. Es entsteht ein fürchterliches Getümmel und statt die Trommel zu rühren, schlagen sie mit ihren Freßzangen an das schallende Gewölbe. Nicht selten fallen sie dann — wenn man nicht die größte Vorsicht gebraucht — über den Angreifenden her, und besäen Füße und Hände mit ihren Bissen, die tief in die Haut gehen und Blut nach sich ziehen. Läßt man aber mit dem Angriff nach, so zieht die Garnison, da nun keine weitere Gefahr mehr vorhanden, sich zurück, und sogleich erscheinen Arbeiter mit Mörtel und setzen die Sturmlücken wieder her.

Und wie so kleine, höchst unscheinbare Thierchen sind hier die Werkmeister dieses wunderbaren Baues, fast müssen wir das Vergrößerungsglas zur Hand nehmen, sie recht betrachten zu können. Bei den männlichen Fig. 1. a und b., und den geschlechtslosen Arbeitstermiten Fig. 2. a und b. zeigt sich in der Vergrößerung ein mit Haaren besetzter Kopf und ein erhabener Nacken. Oben sind die Fühlhörner und unten die Freßzangen sichtbar, die Augen sind kaum zu erkennen. Sie haben ferner ein schmales Bruststück und einen eiförmigen Hinterleib mit Haaren und ringförmigen Streifen. Der Kopf ist gelb wie Bernstein und der übrige Leib weißlich.

Ganz anders und viel größer sieht das Weibchen Fig. 3. aus, das aber nicht immer geflügelt erscheint; die Augen sind bei diesem deutlicher zu erkennen. Eine höchst seltsame Veränderung geht mit dem Weibchen vor, wenn es trächtig wird. Dann schwillt der ganze Leib so fürchterlich auf, daß man kaum begreifen kann, wie die zarte Haut, ohne zu bersten, einer solchen Ausdehnung fähig ist. In diesem Zustande ist es 30,000mal dicker als eine Arbeitstermite, und wahre Königin und Landesmutter, die in Zeit von 24 Stunden oft 80,000 Eier legt. Ist in einem Hügel mehr als eine solche Königin, — wie zuweilen ihrer drei, doch nie mehr, — so wohnt jede in einem besondern Stockwerke. Die geschlechtslosen Termiten bedienen sie, weil sie dann in diesem Zustande nicht mehr gehen können und höchst weich und schlapp anzufühlen sind. Der Weibchen gibt es in einem solchen Baue immer noch viele, nur werden nicht alle Königinnen. Vor dem Eintritte der Regenzeit schwärmen die Weibchen in großer Menge, verlieren dann ihre Flügel und werden meistens eine Beute der Frösche und Eidechsen.

Der Schaden, den die Termiten stiften, soll unermeßlich seyn. Alle, die Indien besuchten, können nicht genug davon erzählen. Sie zernagen und zerstören Alles, Bäume und ganze Häuser so fürchterlich, daß sie bei der geringsten Berührung in Staub zerfallen. In Congo hatten sie in einer Nacht eine Kuh skeletirt. Die Indier fürchten sie ungemein; oft überziehen sie in zahlloser Menge das Land und verheeren und verwüsten alles, was sich ihnen entgegenstellt.

Und dennoch ist diese Plage, dieser Schaden, den sie einerseits verursachen, nur unbedeutend gegen den unübersehbaren Nutzen, den diese Thierchen andererseits gewähren. Ohne diese Termiten, strebten in Indien die neuen Pflanzen, bei jener ungeheuren Vegetationskraft, vergeblich unter den erstorbenen empor. Fäulniß würde alle Keime ersticken und statt der überreichen Fluren und Pracht der dortigen Wälder, herrschte dort ein allgemeiner epidemischer Tod. Dies abzuwenden, rief die Natur unsere kleinen Insekten in Milliarden hervor. In unzählbaren Legionen fallen sie über kolossale Leichen des Pflanzenreichs, welche die Tornados und ähnliche Winde der heißen Zone niederstreckten, her, zernagen sie mit unbegreiflicher Schnelligkeit und verwandeln sie durch sich selbst in neues Leben.

Die Nachtheile, die durch manche Geschöpfe dem Menschen, als dem Herrn der Schöpfung, zugefügt werden, sind vorübergehend; der Hauptnutzen aber, der eigentliche wohlthätige Zweck, den der Schöpfer durch alle seine weisen Einrichtungen hervorbringt, ist unvergänglich.

Herr! wie sind deiner Werke so groß u. viel, du hast sie alle weislich geordnet.

Joachim Nettelbeck,

Bürgerrepräsentant, dann Rathsherr, war geboren zu Colberg am 20. Sept. 1738 und starb daselbst den 19. Januar 1824.

Nur aus dem kraftvollen thätigen Jünglinge, wird ein kraftvoller Mann, und nur aus dem besonnenen, festen, thätigen Manne ein froher Greis.

Seit der zum Heil von Teutschland fruchtlos gebliebenen Belagerung Colbergs von 1807, ist der

Digitized by Google

Name Nettelbeck wohl keinem teutschen Ohre ganz fremd geblieben; und er gilt so sehr als Inbegriff von Bürgertugend und ächtem Patriotismus, von schlichtem Biedersinn und ruhiger sich selbstbewußter Thatkraft, daß ihm eine Celebrität zu Theil geworden, an welcher selbst die an den ausserordentlichsten Erscheinungen so überreiche Folgezeit seither kaum etwas vermindert hat. Unter Preußens Heroen nimmt er daher eine hohe Stelle ein. Was er bei jener Belagerung durch die Franzosen seiner Vaterstadt und seinem Vaterlande geworden, davon zeugen die Jahrbücher preußischer Geschichte. Nicht ein fast 70jähriges Alter, nicht die Aufopferungen an Leib, Gut und Vermögen vermochten ihn, sich dem allgemeinen Wohl auf eine entschiedene Weise zu widmen; glücklich das Land, das solche Bürger in den Zeiten der Gefahr die Seinen nennen kann! — Ein Paar interessante Züge aus dem frühesten Jugendleben dieses herrlichen Mannes werden hier nicht am unrechten Orte stehen.

Nettelbecks Vater war ein Brauer und Branntweinbrenner, und stand bei der Bürgerschaft zu Colberg in Liebe und Anhänglichkeit. Seine Erziehung aber erhielt er im Hause seiner Großeltern väterlicher Seite, und kaum konnte er recht lallen, so stand auch schon sein Sinn darauf, ein Schiffer zu werden. Diese frühe Neigung legt er dem Umstande bei, weil ihm dies oftmals vorgeplaudert worden sey. Sein Hang dazu war daher so stark, daß er aus jedem Holzspan, aus jedem Stückchen Baumrinde, was ihm in die Hände fiel, kleine Schiffchen schnitzelte, sie mit Segeln von Federn oder Papier ausrüstete, und damit auf Rinnsteinen und Teichen handthierte.

Wenn seines Vaters Bruder, der ein Schiffer war, im Hafen lag, so hatte der kleine Joachim zu Hause keine Ruhe mehr, sondern bat, ihn nach der Münde zu lassen; das war ihm nun das vergnügteste Leben, wenn er auf dem Schiffe seyn, und mit den Schiffleuten in ihrer Arbeit herumspringen konnte. Nicht viel geringer war seine Liebe und Freude am Gartenwesen; sein Großvater ein besonderer Gartenfreund nahm ihn beständig mit, gab ihm ein Stückchen Land zum Eigenthum und ließ ihn sehen und erkennen, was zur Gartenarbeit gehöre. Hier legte er Obstkerne, verpflanzte, propfte und okulirte; er begoß und pflegte seine Gewächse. Bei solchen und ähnlichen Spielereien — er war nämlich auch ein großer Liebhaber von Tauben und sparte sich von seinem Frühstücksgelde so viel am Munde ab, daß er sich ein Paar kaufen konnte, — versäumte er die wichtige Schulzeit, und hatte zu solchen nöthigen Hauptbeschäftigungen weder Lust noch Zeit, und wenn seine Großmutter meinte, der Kleine säße fleißig auf der Schulbank, so schiffte er vielmehr in Rinnsteinen und Teichen umher; dies machte ihm so viel zu schaffen, daß er weder bei Tag noch bei Nacht davor ruhen konnte.

Einst nahm ihn aber sein Herr Pathe dafür ernstlich in die Cur, und gab ihm zu bedenken, daß, wenn er ein Schiffer werden wolle, so müsse er auch fleißig in die Schule gehen, eine hübsche Hand schreiben und gut rechnen lernen, sonst dürfe er nie an so etwas denken. Er sann darüber nach, fand daß der Herr Pathe recht habe, schaffte seine Tauben ab, und bekam nun einen so brennenden Trieb zur Schule, daß ihn die Lernbegierde auf allen Schritten und Tritten verfolgte. Er wollte und mußte ja ein Schiffer werden! daher hatten auch alle seine Christgeschenke, woran es der Herr Pathe nicht fehlen ließ, immer eine Beziehung auf die Schifferschaft. Bald war es ein runder holländischer Matrosenhut, bald lange Schifferhosen, bald wieder Pfefferkuchen, als Schiffer geformt, u. s. w.

So mochte er etwa acht Jahre alt seyn, als sein Herr Pathe ihm unter andern Weihnachtsbescherungen, auch eine Anweisung zur Steuermanns-Kunst in holländischer Sprache verehrte. Dies Buch machte seine Phantasie so rege, daß er Tag und Nacht für sich selbst darin studirte, bis ihm sein Vater bei einem dortigen Schiffer zwei wöchentliche Unterrichtstage in jener edlen Kunst ausmachte. Dagegen blieben die andern vier Tage noch zum Schreiben und Rechnen bestimmt. Ein Jahr später ward die Steuermannskunst die Hauptsache und alles andere in die Neben- und Privatstunden verwiesen.

Sein Eifer für diese Sache gieng so weit, daß er im Winter oft bei strenger Kälte, wenn des Nachts klarer Himmel war, und wenn seine Eltern glaubten, daß der Sohn im warmen Bette stecke, heimlich auf den Wall mit seinem Instrumente gieng, die Entfernung der ihm bekannten Sterne vom Horizont oder vom Zenith maß, und darnach die Polhöhe berechnete. Wenn er dann am Morgen erfroren nach Hause kam, verwunderte sich Alles und erklärte ihn aber auch, wie er selbst sagte, für einen überstudirten Narren. Oftmals zog er sich aber dadurch, weil er nun heimliche Versuche machte, auf seine Sternwarte zu kommen, von seinem Vater manche schwere Ohrfeige zu.

Aehnlicher Lohn ward ihm auch sonst noch für ähnlichen Eifer! Zu oft hatte er gehört, daß ein Seemann vor allen Dingen gut klettern lernen müsse, um die Masten bei Tag und Nacht zu besteigen, als daß er nicht hätte begierig werden sollen, sich darin bei Zeiten zu üben. Hierzu fand sich eine erwünschte Gelegenheit durch die nähere Bekanntschaft mit dem Sohne des damaligen Glöck-

Digitized by Google

ners, dieſer war in ſeinen Jahren, und wollte auch Schiffer werden. Mit dieſem machte er ſich auſſer der Schulzeit, auf dem Boden (Firſt) der großen Kirche, in das Sparrwerk und die Balkenverbindungen, bis hoch unter das kupferne Dach hinauf. Hier ſtiegen und krochen ſie überall herum, daß ſie ſich in der gewaltigen Verzimmerung dieſes großen Gebäudes oft dergeſtalt verirrten, daß Einer vom Andern nichts wußte. Kamen ſie dann wieder zuſammen, ſo konnten ſie nicht genug erzählen, wo ſie geweſen waren, und was ſie geſehen hatten.

Bald ging es nun zu einem Wagſtück weiter. Auch in die Spitze des Thurmes krochen ſie in dem inwendigen Holzverbande hinauf — ſo hoch, bis ſie ſich in dem beengten Raume nicht weiter rühren konnten. Aber eben dieſe Gewandtheit und Ortskenntniß kam ihm in der Folge recht gut zu ſtatten, als 1777 ein Wetterſtrahl in eben dieſen Thurm geſchlagen hatte, und Nettelbeck ſo glücklich war, durch ſeine Lokalkenntniß das Feuer löſchen zu können. Nunmehr aber genügte es den Knaben nicht mehr, bloß innerhalb von Balken zu Balken ſich ſchwingen zu können, es ſollte auch auſſerhalb des Gebäudes geklettert werden. Sie machten ſich nun auf das kupferne Dach, ſtiegen bei den Glocken aus den Lucken auf das Gerüſt, von da auf die Forſt des Kirchendaches, und indem ſie darauf, wie auf einem Pferde ritten, rutſchten ſie längshin vom Thurm bis an den Gipfel, und auf gleiche Weiſe wieder zurück. Ein Paar hundert Zuſchauer gafften drunten, zu ihrer großen Freude, nach den beiden jungen Waghälſen in die Höhe. Auch ſein Vater war, ohne daß es der Kleine wußte, unter dem Haufen geweſen; und ſo konnt' es nicht fehlen, daß ſeiner, bei der Heimkunft, für dieſe Heldenthat eine derbe Tracht Schläge wartete. Mit Recht hatte er dieſe Strafe verdient, denn obgleich ſein Vater ihm Leibesübungen nicht verboten hatte, ſo wollte er doch, daß ſie nur in ſeiner Gegenwart geſchehen ſollten, damit Unglück verhindert werde.

Kaum mochte er etwa eilf Jahre alt ſeyn, ſollte es, zu ſeiner unſäglichen Freude, Ernſt mit ſeiner künftigen Beſtimmung werden. Seines Vaters Bruder nahm ihn auf ſein Schiff als Kajüten-Wächter, und ſo ging ſeine erſte Ausflucht nach Amſterdam.

Anwendung.

Unſer Ziel iſt Gott, iſt Wahrheit, Tugend, Seligkeit. — Unſer Beruf heißt: Weiter! Immer weiter! Es wachſe mit dem Alter unſer Werth, und jeder Tag ſey ein Schritt zu höherer Vortrefflichkeit.

Lied am Sylveſter.

Melodie: Es kann ja nicht immer ſo bleiben ꝛc.

Auf! ſinget nun fröhlich zu Grabe,
Das fröhlich verfloſſene Jahr,
Und reichet dem Greiſe am Stabe,
Den Becher zum Abſchiedstrunk dar.

Trink Greis und gieb ſcheidend noch Lehren,
Dem Sohne, der nach Dir tritt ein,
Die heilige Kindspflicht zu ehren,
So brav wie der Vater zu ſeyn;

Und Hoffen das Du nicht erfüllet,
Er führe es glücklich zum Ziel,
Und Thränen die Du nicht geſtillet,
Er kehr' ſie in Freude und Spiel.

Was Jeder ſtill wünſchet im Herzen,
Erforſch' er und laß es geſchehn,
Und Sorgen und Kummer und Schmerzen,
Stets ſpurlos vorüber uns gehn.

Nun Alter iſt Zeit es zu gehen,
Nun wanke der Ahnengruft zu;
Nie werden wir wieder Dich ſehen,
Du gehſt zu der ewigen Ruh.

Froh ging uns das Alte zu Ende,
Froh komm' auch das Neue herbei
Der Frohſinn ſich nie von uns wende,
Der Stunden Begleiter ſtets ſey.

Herein nun Du lächelnder Knabe
Im Kleide der Unſchuld, herein!
Als Deines Geburtstages Gabe,
Credenz' uns den perlenden Wein.

So ſey denn, lieb' Jahr uns, Du neues,
Bis daß Du ein altes wirſt ſeyn,
Ein frommes, beglückendes, freies
Und laß Dich auf Gutes nur ein.

Karlsruhe, in der Müller'ſchen Hofbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google